Novellen

von

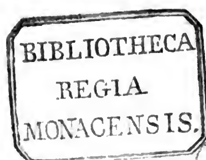
Eduard von Bülow.

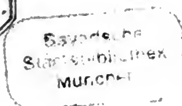
Dritter und letzter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1848.

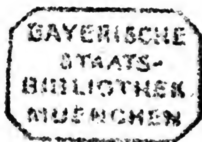




Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Das Modell.



An einem Herbstabende des Jahres 1831 kam ein junger Maler von einem Spaziergange in den Plauenschen Grund nach Dresden zurück. Er war heute mehr mit sich als mit der Natur beschäftigt gewesen, und schon seit einiger Zeit unzufrieden mit seinem Berufe geworden, weil er so weit gewohnt, seine Kunst ausschließlich dem Kopiren älterer Werke zu widmen, jetzt von Uebermuth oder Talent zu eigenen Compositionen angeregt wurde, ohne doch irgend Gestalten dazu in sich zu finden. Er gerieth deßhalb auf den für den Künstler nicht selten gefahrvollen Abweg, in der inneren oder Gemüthswelt mehr als in der äußeren Wirklichkeit zu leben, seine losen Gedanken vollends in dem Nebel der Gefühle verdünsten zu lassen, und sein Mangel an Ausbildungskraft ward ihm gegenwärtig noch empfindlicher, da er, von einem reichen russischen Fürsten beauftragt, eine Venus zu malen, sich vorgesetzt hatte, etwas recht individuell lebendig Schönes zu erschaffen. Er wollte das Ergebniß dieser Arbeit als eine sich selbst abzulegende Probe seines Kunstberufes ansehen, und war doch nicht im

Stande, sich zu der mindesten Anschauung zu begeistern, die nicht entlehnt gewesen wäre. — Der junge Bernhard wanderte durch die gashellen Wölbungen des Georgenthors in die Schloßgasse ein. Es war schon spät. Dunkelheit hing an den Steinmassen der Häuser, und die Straße war so still und menschenleer, daß man die schallenden Tritte der letzten Wanderer von weitem zählen konnte.

Er trat so eben auf den Altmarkt, als, aus Wolken hinter dem Kreuzkirchthurme hervor, der Vollmond aufging und die Finsterniß lichtete. Er spiegelte sich und glänzte golden in den Fenstern, oder glitzerte auf den Pflastersteinen und legte schwarze Schlagschatten auf die anderen Seiten. Der Blick des Künstlers glitt von den Häusern ab auf einen nahen Hökerkram, mit dem die Mondstrahlen ein besonders malerisches Spiel trieben. Zwischen allerlei Körben, mit grüner Waare und Früchten angefüllt, saß auf einem Schemel eine alte Frau, einen breitkrämpigen Filzhut auf dem Kopfe, den sie gedankenvoll oder schläfrig in die flachen Hände stützte. Sie sah gerade vor sich aus und das Mondlicht funkelte um und neben ihr auf dem grünen Gemüse, indem es mit dem trübseligen Lichtlein der Laterne auf einem der Körbe schäkerte, das mit dem Himmelslichte zu schmollen schien, ihm seinen Beruf vereitelt zu haben, und dabei immer mehr vor ihm zusammenschrumpfte.

Der Jüngling umging die Gruppe mehrmals und

konnte sich an dem Studium des Helldunkels nicht sättigen. Die darüber unruhig werdende Alte stand auf und begann ihre Körbe mißtrauisch zusammen zu packen. Es schlug hinter einander an drei oder vier Thürmen die zehnte Stunde aus. Die Alte wollte eben auch den Korb mit dem Weine unter einem andern bergen, als Bernhard auf sie zutrat, ihr ein Geldstück reichte, das sie alsbald freundlicher stimmte, und sich einige Trauben auswählte. Die Alte hielt die Laterne dazu, weil der Mond sich augenblicklich verkrochen hatte, und er verständigte sich mit ihr wegen des Handels. Sobald dies geschehen war, schlug sich sein Auge zufällig zu einem jungen Mädchen auf, das schon eine Weile unbemerkt zugegen gewesen war und nunmehr in ein seither mühsam verhaltenes Lachen ausbrach. Die Mutter schalt sie deßwegen halb scherzhaft halb böse, indem sie das gelöste Geld in die Tasche steckte, und machte ihr Vorwürfe, so spät gekommen zu seyn. Die Kleine entschuldigte sich, die Arbeit sey nicht früher fertig geworden und konnte ihren kindischen Uebermuth noch kaum verbergen. Der Jüngling verwendete kein Auge von ihr und ihr Anblick hatte ihn wunderbar betroffen. Er meinte in der anmuthigen Naivetät und Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge den Geist der Antike neu belebt zu sehen, und ihre noch unentwickelte Gestalt strotzte wie die des Apollino in der Knospe, in dem man aus der Unreife die Vollkommenheit der

Formen, wie im Frühlinge das grüne Blatt aus der glänzenden Hülse schimmern sah. Bernhard stellte sich so eben diese weichen und doch jugendstarken Muskeln vor, ob wohl schon derselbe Fluß von Harmonie wie bei dem Apollin in ihre Verbindungen ausgegossen sey, als das Mädchen einen vor ihm stehenden Korb mit Pfirsichen wegnehmen wollte und dabei absichtlich an ihn stieß. Er ergriff den Korb, den sie ihm mit kindischer Wildheit zu entreißen versuchte und sagte: „halt! mein schönes Kind, noch einen Augenblick."

Die Mutter hatte ihn reden gehört, ohne ihn zu verstehen und fragte: „ob ihm noch etwas zu Diensten sey?" Bernhard wühlte mit der Hand im Korbe und antwortete, als ob er sich in seinem Suchen getäuscht fände: „er hätte gern ein paar recht schöne Pfirsiche, fände aber keine, die ihm anständen." Die Verkäuferin suchte einige der besten aus; er verwarf sie aber mit dem Bedeuten, „sie seyen nicht schön genug gefärbt und taugten nicht für seinen Zweck, sie zu malen." Seine Frage, „ob sie keine schöneren habe," bejahte sie mit dem Hinzufügen: „diese kämen nicht zu Markte, sondern würden gleich in die großen Häuser verkauft." Er bat, ihn ein paar Stück auswählen zu lassen und sie sagte es ihm auf den andern Morgen zu, wenn er vor sieben Uhr in ihre Wohnung in der Wilsdruffer Vorstadt komme. Er hatte damit seine vorläufige Absicht erreicht, versprach

sich einzufinden und wünschte Mutter und Tochter eine gute Nacht.

Als er, seine Trauben genießend, langsam nach Hause wandelte, hörte er in einem Conditorladen, an dem er vorüber kam, laut sprechen. Er blieb ungewiß, ob er zu den Freunden gehen sollte, stehen und indem nannte drinnen Jemand seinen Namen. Er klinkte die Thüre auf und trat durch den Laden in die kleine Seitenstube.

Es versammelte sich hier seit den Julitagen eine Gesellschaft junger Leute aus verschiedenen Ständen: Künstler, Akademiker, Advokaten und Andere, die Zeitungen und Journale lasen und sich ihre politische Aufregung wechselsweise mittheilten. Auch hatten sich einige ältere Männer darunter gemischt, die verdeckter auf den bunten Kreis einzuwirken strebten, und zumal ein abgeschlossener Republikaner aus Polen, der eisgraue Haare vor der Zeit bekommen hatte und mit Beharrlichkeit fortfuhr, seine eisernen Grundsätze in den nicht eben Früchte verheißenden Boden auszusäen.

Heute hatten sich die meisten Gäste schon entfernt, und als Bernhard die Thüre des Stübchens öffnete, sah er, in Tabaksrauch gehüllt, einige seiner Kunstgenossen sitzen. Der Republikaner, der wegen Polens nahendem Untergange eben in seiner schlimmsten Stimmung war, beschäftigte sich an einem abgesonderten Platze mit dem Lesen französischer Blätter.

„Wie ich euch sage," sprach ein Bildhauer, „unser Freund Bernhard kann nimmermehr ein origineller Historienmaler werden: er hat sich zu sehr gewöhnt, sich fremden Eigenthümlichkeiten unterzuordnen, und das rächt sich früher oder später. Ihr braucht nur seine letzten conventionellen Bilder anzusehen, um zu wissen, daß ich ihm nicht Unrecht thue."

„Was das für ein arges Vorurtheilen ist!" rief ein Kupferstecher dazwischen: „haben die guten alten Meister nicht zu gleicher Zeit copirt und componirt? Nach Italien sollte Bernhard gehen. Es gebricht ihm eine vollständige Anschauung der Kunst; hätte er eine gewisse Uebersicht, so würde er schon sicher werden und damit von selbst produktiv."

„Italien und kein Ende!" schrie der Republikaner mit seiner schneidenden, jedoch nicht unedlen Stimme, „meint ihr, daß die italienischen Maler nicht auch etwas gelernt hätten, wenn bei ihnen zu lernen wäre? Ich bin viele Jahre in Italien gewesen und weiß, was man dort unter moderner Kunst versteht. Nicht die Quantität vollendet die Anschauung. Wer sehen will, sieht in Dresden Bilder genug und mag sich an den vorhandenen die fehlenden selbst construiren. Es muß Jedem sein Heil aus eigner Seele quellen."

Die Künstler waren an die Paradoxie des Polen schon zu sehr gewöhnt, als daß sie hätten ernstlich widersprechen sollen; und er überhörte ihren Spott,

als in dem Augenblicke der so lange unbemerkt gebliebene Bernhard mit der Versicherung herantrat, daß zuverlässig jedem Künstler sein Heil aus eigner Seele quellen müsse. Der Republikaner begrüßte den jungen Maler mit einem flüchtigen Blicke und las in seinem unförmlichen Zeitungsblatte stillschweigend weiter; von Seiten der Andern erschollen Bewillkommnungen und wurde der Zufall belacht, der ihn zu einem Zeugen ihrer Aeußerungen über ihn gemacht hatte. „Ich wünschte nichts mehr," sagte Bernhard, „als daß Ihr auch in meiner Gegenwart so aufrichtig gegen mich wäret. Das unerträgliche Becomplimentiren führt zu nichts, und ist hier zu Lande im Uebermaße einheimisch. Ich bin Jedem dankbar, der mir mit Lob oder Tadel die Wahrheit sagt, und fühle recht wohl, wie wenig meine seitherigen Bilder werth sind. Eben um mich des allzu sklavischen Nachahmens zu entwöhnen, habe ich mich in das Studium der Antike geworfen und zeichne so viel nach ihr. Die Alten sollen mich Gestalten bilden lehren; an Ideen, von denen der Künstler ausgehen muß, um das Leben in einem gegliederten Kunstwerke darzustellen, hat es mir noch nicht gefehlt. Was mir zunächst nothwendig wäre, ist freilich etwas anderes; in meiner gegenwärtigen Lage kann ich aber nicht hoffen, es zu erreichen. Der Kupferstecher hat mit Italien genannt, wonach meine Sehnsucht steht. Alles Talent ist ja nur Folge von Kenntniß, so wie Genie gleichbedeutend

mit Erkenntniß seyn wird und eine vollständige Kenntniß des Höchsten was die Kunst erreicht hat, möchte allein in Italien zu erlangen seyn."

Der Bildhauer lächelte spöttisch über diese Rede und Herr von Kurowsky, der sich mittlerweile erhoben und seinen Hut genommen hatte, richtete an Bernhard die Worte: „Ich habe Ihnen schon zuweilen ausgesprochen, junger Mann, daß diese falsche Sehnsucht Ihr Verderben werden kann. Hinter derlei Empfindeleien versteckt sich nur zu oft Talentlosigkeit. Hüten Sie sich davor. Solch schwarzer Punkt in der Frucht Ihres Geistes kann die Stelle andeuten, wo hinein sich der Wurm gefressen hat. Jeder wahre Künstler entwickelt sich in seiner eigenen Atmosphäre und wird sich auch ohne die Befriedigung so weichlicher Gelüste der nächste Mittler seyn. Was ein Mensch in Leben oder Kunst erreicht, dessen Umfang hängt ganz und gar von dem Ernste ab, den er daran wendet. Gute Nacht, meine Herren!"

Darauf entfernte er sich, und trat in der Unterhaltung der Zurückbleibenden eine Pause ein, der ein anderer Maler, Namens Ilefeld, als der Vertrauteste Bernhards mit einigen empfindlichen Aeußerungen über den Polen ein Ziel setzte. Der Bildhauer fiel ihm in die Rede und sagte mit bestimmtem Tone: „Es würde unstatthaft seyn, wenn wir uns an die äußere Härte dieses edeln Mannes stoßen wollten. Wir kennen und lieben sein wohlwollendes Gemüth

und wissen, daß wenn er sich gleich mit uns allen einmal über das andere streitet, ihm doch Keiner darum irgend feind wird."

Jetzt wendete sich zu dem seit Kurowskys Entfernung still gewordenen Bernhard der Kupferstecher mit der Frage: wie weit er mit seiner Venus gekommen sey, die er für den fremden Fürsten male? Er scheine darüber fast trübsinnig geworden und sich eigensinnige Grillen zu machen, anstatt das Bild wie jede Bestellung so bald als möglich zu beendigen.

„Mein lieber Freund," versetzte Bernhard, „ich fühle, daß dieses Bild auf mein Schicksal Einfluß gewinnen und mir klar machen muß, ob ich zu der Kunst Beruf habe oder nicht. Es darf Sie also nicht verwundern, daß ich ernst geworden bin, oder schon der Verzweiflung nahe war, wenn ich meine Plane und Entwürfe an der durch die Erkenntniß der alten Meisterwerke geschärften, unerbittlichen Selbstkritik immer wieder scheitern sah. Meine Ausdauer empfing allerdings schon darin ihren Lohn, daß ich einsah, wie dem beschieden wird, der sich selbst bescheidet; und wenn der Gedanke zu einem Kunstwerke gleich einem Funken in die Seele fallen muß, um immer mehr Funken anzusetzen und immer weiter um sich zu greifen, bis sie über und über in Flammen steht, darf ich mir schmeicheln, daß meine Venus vor einer halben Stunde in mir lebendig geworden ist."

Die Anwesenden drangen in Bernhard, nähere

Erörterungen zu geben; allein er ließ sich nicht darauf ein, und sagte: „er habe heute Abend ein Mädchen gesehen, das er zum Modell zu erlangen hoffe, und das wo nicht eine eminente Schönheit sey, der Phantasie die Vorstellung des Ideals erwecke, da ihre Gestalt von der Herbigkeit der Jugendfrische so durchdrungen, daß sie den Eindruck der dem Bade entsteigenden Venus gebe. Man ahnde hier wie dort in der Erwärmung die höchste Vollkommenheit, und ihre Erscheinung verkläre sich durch die Vereinigung der Kindesunschuld im Bewußtseyn mit der Ueppigkeit ihrer Natur so mystisch wie das alte Gedicht die liebliche Blanscheflur.“

Der Bildhauer erwiederte: „wer so scharf beobachte, könne nicht anders als mit den Augen der Liebe sehen, und er möge sich wohl in Acht nehmen. Nur der Geist könne die Gesetze der Schönheit, nur das Herz die des Reizes ergründen. Die Sinnlichkeit trete nicht selten hinter dem Schirme eines jugendlichen Kunsttriebes auf uns zu und habe noch niemals ein Talent hervorgerufen.“ — Bernhard lehnte dagegen diese Beschuldigung unwillig von sich ab und sagte: „sein Gefühl sey, wie es die reine Schönheit immer erzeuge, ein von der Sinnlichkeit unendlich verschiedenes. Die ideelle männliche Schönheit begeistere wie die weibliche, vernichte oder neutralisire die Sinnlichkeit. Wir fühlten erst nachdem dies geschehen, was ihre Sehnsucht und Bestimmung, daß

sie der Aneignungs- oder Nachbildungstrieb des Schönen, der den Menschen, ihm unbewußt, ergreife, um doch erst im erwachenden Bewußtseyn seinen göttlichen Beruf zu erfüllen."

„Ganz wohl," meinte Balthasar, „das vermag niemand besser als die Bildhauer zu beurtheilen. Nur hast du, mein Freund, den edelsten Genuß der Schönheit nicht begriffen, den plastischen, den wir als sterbliche Menschen nicht von dem sinnlichen trennen können, dessen höchster Grad erst nach der Beseitigung des letzteren eintritt."

„Und dennoch macht die Sehnsucht danach uns auch zum Gott," sprach Bernhard hingerissen: „wir ziehen den Begriff der wahren Schönheit durchaus von der vollständigen Wirklichkeit ab."

„Das ist eben, was ich meine," schloß Balthasar ironisch, indem das durch sich selbst und die vorgerückte Nacht eingewiegte Gespräch entschlief.

Des andern Morgens machte sich Bernhard nach der Wohnung der Obsthändlerin in der Vorstadt auf den Weg und fand in einer engen Gasse die Hofmauer und Thüre aus, deren in alterthümlicher Bogenform behauenen Sandsteingewände sie ihm als die rechte bezeichneten. Er trat in einen kleinen Hof, in dem Wein an Spalieren in die Höhe wuchs; Körbe mit grüner Waare, Obst und Blumen standen umher, und das dabei beschäftigte schöne Mädchen von gestern lächelte dem Maler vertraut zu, indem

sie ihn mit einem paar Worten zu ihrer Mutter in das Haus wies.

Die Alte brachte ihm einen Korb mit Pfirsichen entgegen und Bernhard wählte so lange es sich thun ließ aus, indem er hin und her sann, wie er seinem Zweck näher komme, oder wiederholt durch das Fenster nach dem Mädchen schielte. Am Ende hatte er bereits die Früchte in der Hand, die ihm die geschwätzige Frau in Weinblätter eingeschlagen, und wußte zu längerem Verweilen keinen Vorwand mehr, als er an der Wand ein schlecht gemaltes Bildniß hängen sah. Auf seine gedankenlos hingeworfene Frage, wen dasselbe vorstelle, erhielt er die Antwort, daß es ihre Tochter, die wohl ähnlich seyn müsse, da ihre selige Aelteste gerade so ausgesehen, als sie im weißen Kleide mit Rosenschleifen, einen Blumenstrauß vor der Brust, im Sarge gelegen habe.

Dies gab dem Maler Gelegenheit, der Mutter etwas über die Schönheit der Tochter zu sagen, und auf ihre Einrede: in der Jugend seyen alle Mädchen so, zu behaupten, daß das Gegentheil ihn eben in nicht geringe Verlegenheit setze. Man fragte verwundert, wie das zu verstehen sey? und er entgegnete, er bedürfe zu einem Bilde, das er zu malen habe, ein Modell, und sey leider zu unbemittelt, um es theuer zu bezahlen.

Hierbei sah die alte Frau so einfältig aus, daß dem Jüngling ein Gedanke in den Sinn kam: er

schlug ihr unbefangen vor, ihre Tochter zu porträtiren und beschwichtigte ihr Erschrecken mit der Versicherung, daß dies nicht für Geld, sondern zu seiner Uebung gemeint sey. Sie machte also keine Schwierigkeiten, daß Bernhard schon den nächsten Sonntag seine Arbeit begönne und als das Mädchen gefragt wurde, willigte sie halb spöttisch, halb verdrossen ein.

Die erste Sitzung hatte zu der anberaumten Zeit statt, die folgenden bald hinterdrein und Bernhard widmete seiner Arbeit so eifrigen Fleiß, daß er das Bild zu nicht geringer Freude der Mutter binnen wenigen Sitzungen vollendete, die er überdies dazu anwendete, mit den beiden Frauen so vertraut als möglich zu werden.

Das junge Mädchen schien in Verwunderung über ihren eigenen Anblick, den die Kunst ihr so ganz anders als der materielle Spiegel darbot, und es war als ob ihr die Kritik ihrer Natur, die der Maler durch seine Arbeit erlangt hatte, in ihrer Rückwirkung auf sie zur Selbsterkenntniß würde. Bernhard entdeckte in ihren Gesichtszügen eine verhüllte Schönheit, von der er sich nichts hatte träumen lassen, lernte von diesem einzelnen Studium mehr als zuvor von jahrelangen, und wenn er auch nicht scharfsinnig genug war, den Charakter des Mädchens daraus zu errathen, betraf ihn doch die Ahndung, daß eine ungewöhnliche Befähigung, je nachdem sie gewendet würde, zum Guten oder Bösen sich darin verberge

Leidenschaftlichkeit auch ganz gewiß, aber nicht die Leidenschaft, die die Schönheit zerstört, sondern die die Aussaat ist, womit deren Acker bestellt werden muß, um nicht in der Brache der Leidenschaftlosigkeit zu veröden.

Bernhard hatte seine Arbeit mit nach Hause genommen, um die letzte Hand daran zu legen und war so stolz darauf, daß er nicht umhin konnte, die Kopie als Oelstudienkopf seiner Venus dem Fürsten zu zeigen. Dieser mußte bei einer so ansehnlichen Bestellung zu dem jungen Manne allerdings Vertrauen gehabt haben; deßungeachtet hatte er nicht erwartet, was ihm vor Augen gestellt ward und fragte er Bernhard, wie er einen so individuellen und doch so ideell gebildeten Kopf habe erfinden können?

Bernhard entgegnete: er gehöre einem Portraite an, das man ihm geliehen habe.

„Dann müssen Sie das Original ausfindig machen, lieber Freund," fuhr der Fremde fort, „vielleicht gehört es einem so geringen Stande an, daß Sie dieses Wunder von Reiz zum Modell erlangen. Der Preis mag so hoch gesteigert werden als er will; meine Mittel stehen Ihnen zu Gebote."

„Es ist, so viel ich gehört habe," sprach Bernhard, „das Bildniß eines jungen Mädchens, das vor einigen Jahren gestorben ist."

„Wenn es sich so verhält," fuhr der Fürst fort und eine leise Röthe überflog sein Antlitz, „so lassen Sie mir den Kopf, so wie er ist, und malen zu dem

Bilde einen andern, damit Kopf und Körper einander würdig sind." — Auch ruhte er und entließ Bernhard nicht eher, bis dieser versprochen hatte, seinen Willen zu thun.

Bernhard hatte seinem Gönner die Wahrheit verschwiegen, er wußte nicht warum: doch beschäftigte die Frage wegen des Modells sein Inneres zu lebhaft, als daß er sich auch von außen hätte bedrängen lassen können, und überdies war es nicht unmöglich, daß der Fürst an der Schönheit Nataliens — so wie das junge Mädchen nach einer vornehmen Pathin getauft war — persönlichen Antheil nahm und darüber ihm und seinem Bilde den Rücken zuwendete!

Er wollte nach dieser Unterredung zu Hause wieder an seine Arbeit gehen; allein nicht sobald hatte er die nach einem gewöhnlichen Modelle umrissenen Formen auf dem Karton zu veredeln versucht, als ihm die Hand ermattet niedersank, und er seinen Muth gelähmt fühlte. Die Gedanken vergingen ihm und er versank in ein unfruchtbares Sinnen, bis ihn ein abermaliger Blick auf den schönen Kopf unwiderstehlich zur Natur zog. Er eilte ins Freie, verlor sich in die Anschauung des Lebens und glaubte wieder an sich selbst, da ja niemals klein seyn kann, wer von Gottes Größe im Allerkleinsten durchdrungen ist.

Gegen Abend kehrte er voll seines ehemaligen Uebermuthes oder übrigen Muthes, ohne den ihm nie

wohl gewesen, in die Stadt zurück und nahm sich vor, mit seinem Wunsche noch an diesem Tage sein Heil zu versuchen; wagen könne er dabei nichts, nur gewinnen, und an Temperament scheine es der Kleinen eben nicht zu fehlen. Jedoch trieb sich Bernhard lange auf den Straßen umher, ohne zur Ausführung seines Entschlusses zu kommen und ward zuletzt nur durch den Zufall dazu bestimmt, der ihn der mit ihrem Höferkram heimziehenden Mutter Nataliens begegnen ließ. Sie erkannte ihn und redete ihn an und er begleitete sie nach ihrem Hause, um ein paar Worte unter vier Augen mit ihr zu reden. Er trug ihr sein Anliegen mit Zittern und Zagen vor und war auf alle Opfer gefaßt. Allein wie erstaunte er, als sie, weit entfernt, sich zu geberden wie er gefürchtet hatte, unentgeltlich bereit war, seinen Forderungen zu entsprechen und sich sogar lachenden Muthes verbindlich machte, ihre Tochter zur Einwilligung in die neuen Sitzungen zu bewegen, die diesmal in Bernhards Wohnung stattfinden sollten!

Bernhard hatte in Erwartung der beiden Frauen die unteren Fenster seines Zimmers verhangen und das Licht auf die Staffelei und das Sofa, wo Natalie sitzen sollte, zusammengedrängt. Ueber den weiteren Raum war Dämmerung verbreitet und, in dem Zimmer das nach einem Garten ausging, alles still. Die Seele voll Vorstellungen der ideellsten Werke der Kunst schritt Bernhard in der Stube auf und nieder,

horchte wiederholt, ob die Erwarteten noch nicht kämen und überhörte ihr Klopfen am Ende dennoch. Die Thüre ging leise auf, ein Mädchengesicht kam zum Vorschein: sie waren es.

Bernhard nöthigte Mutter und Tochter herein, ließ sie niedersitzen und schloß die Thüre ab. Er sah der Erfüllung seiner Wünsche nichts mehr entgegen stehen und deßungeachtet ließ ihn ein banges Gefühl nicht daran glauben. Die Gefälligkeit der Alten war zu ungewöhnlich. Er konnte sich zwar nicht nachweisen, daß ein Mißverständniß obwalte, gewärtigte aber von Augenblick zu Augenblick der Vereitelung. Nur die sich immer gleich bleibende Heiterkeit der Tochter, die er beinahe Frechheit nennen mußte, erfüllte ihn wieder mit Hoffnungen, wie mit Verachtung gegen sie.

Er setzte sich vor die Staffelei, und indem ward sich sein Auge des geschmacklosen Putzes bewußt, mit dem das Mädchen überladen war; ein Blick auf die erwartungsstarre Alte zündete ihm ein erhellendes Licht in der Seele an: er hatte es mit dem furchtbarsten aller Gegner, mit der Dummheit zu thun.

Der Erfolg vollendete seine Enttäuschung, und wie fein er auch seine Einleitungen drehen und wenden mochte, die unbemäntelte Frage mußte zuletzt doch zur Beantwortung aufgestellt werden. Die fortwährende Willfährigkeit der Mutter und duldsame Unverschämtheit der Tochter, die mit einem leichten Spott

ihren Mund umspielte, oder von ihren Augen zur Seite ausgestrahlt wurde, indem eine scheue Wildheit dem Spotte gleichsam über die Schulter sah und in unbewußter Röthe erglühte, machten ihn zu diesem Schritte immer kühner. Er erwähnte beiläufig der großen Summe, die ihm sein Bild eintragen werde, um den Eigennutz der Mutter zu seinem Beistande anzurufen und klärte nur ihre Einfalt allzu sehr auf. Er wollte weiter gehen, ohne den lauernden Blick zu bemerken, den die Alte hinter ihrem maskirenden Unwillen auf ihn warf, und meinte, es sey an der Zeit, sein allerletztes Verlangen auszusprechen. Allein wie entsetzte er sich, als er damit das erwartete Zeichen zum Ausbruche eines Zornes gab, von dem sie wohl selbst nicht wußte, wie viel natürlich, wie viel erkünstelt war. Eine Fluth von Schmähungen strömte gegen ihn aus dem Munde der verschlagenen Frau und sie ertheilte ihm den gewiß nicht wohlgemeinten Rath, sich mit seiner Zumuthung an Andere zu wenden, indem sie sich anschickte, ihre Tochter wieder anzukleiden und zu entführen. Bernhard mochte ihr vorstellen, wie er wollte, daß sein Verlangen nicht unehrbar sey und sie nicht beunruhigen dürfe, er mochte ihr noch so sehr mit der Schönheit ihrer Tochter schmeicheln, deren Abbildung sein weltliches Glück machen könne, sie möge doch Mitleiden mit ihm haben, bedenken, daß, eine gemeine Dirne zu modelliren, ihm keinen Vortheil bringe, daß er mit Freuden bereit

sey, den Preis des Gemäldes mit ihr zu theilen: es half alles nichts, sie war entschlossen, zuzusehen, wie weit sich ihr Gegner, den sie übersah, treiben lasse, und gab die scheinbar ernste Erklärung von sich, daß er sie für alles Gold in der Welt nicht nach seinem Willen stimmen werde.

So steigerte sich der Auftritt zu immer größerer Heftigkeit und konnte es ihr, bei aller Beschränktheit ihres Verstandes, gelingen, die Besinnungskraft des sonst so klugen Bernhard in Fesseln zu schlagen. Die allergröbsten Kunstgriffe sind meist die glücklichsten, und sonach trieb die alte Frau den Künstler dermaßen auf das Aeußerste, daß er ihre wiederholte Einwendung: „was denn aus ihrer Tochter werden solle, sobald die Leute erführen, was sie ihm gestattet habe?" am Ende mit der Erklärung niederschlug: „er heirathe Natalien, es möge bekannt werden oder nicht."

Das besänftigte die aufgebrachte Mutter so geschwind, daß sie, in Stimme und Wesen wie ausgetauscht, fragte: „ob er erbötig sey, ihr diese Versicherung schriftlich zu ertheilen?"

„Das will ich meinen!" rief Bernhard in heiterer Stimmung, lief an seinen Schreibtisch, nahm Feder, Tinte und Papier, und schrieb in bester Form, die ihm bewußt war, ein Eheversprechen für Natalien nieder. Dann überreichte er das Blatt der Mutter, die es zufrieden überlas und meinte, bei seiner

Geringschätzung seiner bürgerlichen Lebensverhältnisse, einen unendlichen Gewinn gethan zu haben.

Natalie hatte sich diesen Auftritt über still und beobachtend verhalten und blieb auch bis zu Ende leidend, wo sie, mit verhülltem Angesicht, ihren zukünftigen Gatten zum erstenmale des Rechtes genießen ließ, das ihre Mutter ihm zugestanden hatte, und das derselbe nicht versäumte in schnell auf einander folgenden Sitzungen auszubeuten.

Er befand sich unterdeß in Stimmungen, die eben so verschieden waren, als sie mit einander schnell abwechselten. Der erste Anblick der enthüllten Schönheit Nataliens hatte in ihm nur Kunstgefühl hervorgerufen und ihn in ein Entzücken versetzt, das sich erst nach und nach auf sich besann, so wie die einzelnen Reize auf der Leinwand nachgebildet erschienen. Dieser geistige Genuß hatte aber die Sehnsucht des Herzens erweckt, aus deren Schlummer er selbst erstanden, und es war also die Leidenschaft hier wie allenthalben die Vermittlerin oder der Keim des Göttlichen. Auch fühlte Bernhard, wie die Nachbildung dieses Körpers mit einemmale seine künstlerische Kraft entwickelte: eine reiche Welt that sich vor seiner glühenden Seele auf und schlug mit ihren Wonnen um und über sie wie eine kühle Fluth zusammen.

Nataliens Mutter hielt anfangs getreulich an ihrer Tochter Seite Wacht; es währte aber nicht lange, so begann sie der Sache überdrüssig zu

werden, und versank in dem bequemen Lehnstuhle, den ihr Bernhard angewiesen, im Verlauf jeder Sitzung in Schlaf. Es herrschte die mehrste Zeit über Stille in dem kleinen Gemache, das, voller Malergeräth und Bücher, mit der seltsamen Gruppe der drei Menschen, und in der künstlichen Beleuchtung ein reizendes Genrebild darstellte.

Bernhards schweigsame Gedanken nahmen so wie seine Malerei einen immer wärmeren Ton an und Natalie hatte sich von dem ersten Augenblicke an, da sie den jungen Maler gesehen, nicht gehütet, ihn zu dem Gegenstande der Wünsche ihres Herzens zu machen. Es war im Grunde noch neu und unschuldig, dieses Herz, wie äußerlich auch verwahrlost, und sie verdankte diesem Umstande das bedenkliche Geschick, über mehrfältige Ausdrucksweisen ihrer Gesinnungen für Bernhard zu gebieten. Seine Kälte ärgerte und betrübte sie und sie versuchte jedes ihr bekannte Mittel, ihn an sich zu locken, oder zu einem vertrauteren Verhältnisse zu verführen. Bald war es ein Blick, ein Zucken, eine Röthe, eine Wallung, die ihr Wille von ihrem Innersten ausströmte, bald ein Wort, eine Aeußerung, ein Laut, den ihre erwachende Empfindung ihr entriß, womit sie ihn umsonst sich gleichzustimmen suchte. Je kälter er blieb, desto leichtfertiger wurde sie, und dies gewöhnte ihn gerade durch das, was ihn hätte reizen sollen, an desto stärkeren Widerwillen, indem er, je wirksamer ihre Liebkosungen

wurden, desto höher seine Abneigung steigern zu müssen meinte. Die Folge war, daß ihre Zärtlichkeit sich zu einer entschiedenen Leidenschaft umschuf, und so wie die wahre Leidenschaft erst da war, enthüllte sie auch den Kern ihrer Seele und streifte die schmutzige Schale ab, die ihre Lebensverhältnisse darum angesetzt hatten: die Liebe erwachte in dem Mädchen und erweckte zugleich die Scham, die sie, bei rein gestimmtem Herzen, nicht umhin konnte, über ihre Lage zu empfinden. Sie erröthete vor Bernhard in Lust und Liebe und fühlte sich doch von der Verachtung niedergedrückt, mit der er ihr begegnete.

Bernhard verkannte Natalien vom Anfang bis zum Ende seines Verhältnisses zu ihr, sah auch ihr verändertes Betragen wer weiß für was noch Schlimmeres an und ward zu desto größerem Zorne gegen sie gereizt, je mehr es ihrer inneren Reinheit gelang, sich nach außen Bahn zu brechen. Er glaubte sich von Mutter und Tochter verrathen und der Gedanke zu der That, die er gegen sie begehen sollte, bildete sich nach und nach in ihm aus.

Das Bild rückte seiner Vollendung näher und Bernhard hatte zum erstenmale Ursache, mit einer selbständigen Arbeit von sich zufrieden zu seyn. Er fühlte das und fühlte sich gehoben und ermuthigt. Seine Freunde und Bekannten, Künstler und Kunstkenner strömten in seine Wohnung um das Gemälde zu sehen, das als ein Meisterwerk bewundert wurde

und Bernhards Glück in der Kunstwelt schien mit einemmale begründet zu seyn. Den wiederholt an ihn ergehenden Fragen nach dem Modelle wich er aus, oder ließ sie theils unbeantwortet, theils ging er nicht auf die Erörterung des Punktes ein, in wiefern er dem Urbilde treu geblieben oder nicht. Nur hatte er nicht selten Stimmungen, in denen er zur Freude daran ganz und gar nicht kam, sondern von Lebensüberdruß zu Boden gedrückt wurde. Er ging dann träumend umher, und floh Welt und Menschen, ohne daß ihm die Einsamkeit seine anwachsende Leidenschaft erhellen und ihn in dem Verhältnisse seines Lebens zu seiner Kunst zurecht weisen wollte. Er half sich am Ende damit aus der Verlegenheit, daß er vor solchen Verstimmungen in lustigen Gesellschaften Ruhe und Zerstreuung suchte, und da seine Freunde mit ihm zufrieden waren, trugen auch seine ernsten Unterredungen mit ihnen nur dazu bei, ihn innerlich zu kräftigen.

Der vornehme Russe hatte mehrere Wochen in einem böhmischen Badeorte zugebracht und kehrte um dieselbe Zeit nach Dresden zurück. Er schien nicht eben großen Antheil daran zu nehmen, als er von Bernhard vernahm, daß sein Gemälde vollendet sey; indessen fragte er nach dem Modelle und Anderem, und wäre beinahe verdrießlich geworden, als er von dem Künstler ersucht ward, ihm die Beantwortung dieser Fragen bis zu dem nächstkommenden Tage zu

gestunden, an dem das Bild bei ihm aufgestellt werden sollte.

Kühles, frisches Laubgebüsch war auf dem Gemälde halbgrottenartig in einander verwachsen und bekränzte ein klares Wasser, dem ein von einem Felsen stürzender Quell seine Nahrung lieh und das aus einem sonnenbeglänzten Becken durch grüne Wiesen dem Gebirge zurieselte, das die Landschaft begränzte.

Vorn an dem Rande des Beckens saß im Schatten der Gebüsche, durch die sich einzelne Lichtstreifen stahlen, auf schwellendem Rasen ein entkleidetes junges Mädchen, das so eben dem Bade entstiegen war. Der eine Fuß hing, wie vergessen, nachlässig in der durchsichtigen Flut, aus der er hervorschimmerte, der andere stand auf dem höheren Uferrande. Neben dem auf dem Rasen aufliegenden Knie richteten Blümchen und Gräser sich von dem erlittenen Drucke wieder auf. Einzelne Tropfen, die dazu einzuladen schienen, sie im Kusse auszutrinken, standen auf den Gliedern und man sah denselben in der glänzenderen Weiße die Feuchtigkeit des Bades an, wiewohl schon die Wärme des Blutes sie von innen heraus wieder geschmeidigte. Das im Bade aufgesteckt gewesene Haar hatte die Jungfrau so eben gelöst und es umwallte, den Boden berührend, in röthlich braunen Ringellocken die elfenbeinerne Glätte von Brust und Schultern. Von

der Beschäftigung ermattet, war die linke Hand herabgesunken, derweil der rechte Ellbogen sich auf das zurückgezogene Knie stützte und die Finger der müssig in die Höhe gehaltenen Hand, die eine Locke zwischen sich zertheilten, dem gesenkten Köpfchen zugeneigt waren. Die Zurückspiegelung des schönen Körpers im Wasser enthüllte, wie unter dem bewegten Schleier der Wellen, geheimere Reize, die seine Abbildung verhehlen wollen, und das dem Wasser zugewendete Auge des Mädchens folgte darin, als ob es ihm Liebesgedanken anvertraute, einem weißen Wölkchen, das am blauen Himmel über ihr Haupt hinzog. Neben ihr am Ufer lag ein Sonnenhut, ein Wanderstab und grobe Gewande, und die Malerei von Haupt- und Nebendingen stand mit der Natur im Einklange der Vollendung.

Der Fürst betrachtete das Werk, vor das der Künstler ihn geführt hatte, lange Zeit, sah bald, wie betroffen, ihn und bald die Arbeit an und versank wiederholt in Anschauen, bis sein Entzücken Ausdruck und Worte fand. Er rühmte Bernhard über die Maßen wegen seines glänzenden Erfolgs, und derselbe fühlte sich nicht minder durch das Lob beglückt, als ihn auch der reiche Lohn erfreute, den ihm sein Gönner über sein Versprechen hinaus zusicherte. Er konnte nur nicht unterlassen, mit komischer Feierlichkeit dem Fürsten die Erklärung zu geben, daß das Bild ihm theuer zu stehen komme. Der Fürst fragte

weiter und Bernhard that ihm den Verlauf der Sache kund.

„Also lebt das Urbild, — das Modell? Also haben Sie treu nachgemalt?“ fuhr der Fürst in Eifer fort. „Wie könnte es auch anders seyn? Wie wären Sie oder irgend wer im Stande, so zu erfinden? Sie sind glücklich zu preisen, junger Mann. Und wie ist es möglich, daß Sie diese Schönheit nicht besitzen möchten?“

Bernhard entgegnete verstimmt: er fühle sich noch nicht geneigt, in den Stand der Ehe zu treten, und unglücklich genug, daß er dazu angehalten sey, bevor seine Stunde geschlagen habe. Auch sehe er voraus, daß diese unzeitige Verbindung seine Geisteskräfte lähme, wo nicht vernichte. Seine Sehnsucht ziehe ihn nach Italien und die Erfüllung dieses Wunsches verfalle nun beinahe in das Reich der Unmöglichkeit, so daß das Opfer, das er dem Bilde habe bringen müssen, ihm auch in Ansehung der Vortheile zu groß erscheine, womit es ihm vergolten werde.

Er machte mit dieser Erklärung seinem Unmuthe desto ungeduldiger Luft, je bestimmter sich ihm das dunkle Gefühl des in ihm ausgebrochenen Zwiespaltes aufdrängte.

Der Fürst hatte dem jungen Manne sinnend zugehört und rückte auf einmal mit dem Vorschlage heraus: ihn der Verpflichtung zu entheben, die er sich in seinem Diensteifer aufgebürdet habe.

Wer war froher, als der geängstigte Bernhard, seinen Beschützer auf den Gedanken kommen zu sehen, den er doch im Stillen erhofft haben mochte! Der Fürst erkundigte sich nach den Umständen des Mädchens und erheiterte sich sichtlich über die Charakterschilderung der Mutter, die er vor allen Dingen zu sehen wünschte.

Bernhard durfte über sein Vorhaben nicht in Zweifel seyn, und meinte seine Verachtung Nataliens tief genug begründet zu haben, um ihr durch dessen Beförderung kein Unrecht zu thun. Er fühlte zwar für ihre Reize eine fast zärtliche Bewunderung, ein geheimes Etwas, das er in seiner ganzen Ausdehnung noch nicht begriff; allein dies ward ihm nachgerade so unbequem, daß er es mit aller Kraft von seinem Herzen abzuschütteln strebte, weil es ihm in seinem Quelle unrein schien, und zu seiner ferneren Handlungsweise ihn das Erbieten bestimmte, ihm dafür die zu einer Reise nach Italien erforderliche Unterstützung angedeihen zu lassen.

So schritt er in der Aussicht auf die Verwirklichung seiner Wünsche auf dem neugebahnten Wege der Kunst weiter, ermittelte eine Gelegenheit, den Fürsten mit Verschweigung seines Namens und Ranges, als einen nordischen Kunstfreund mit Natalien bekannt zu machen, und befähigte danach den welterfahrnen Russen bald die schwache Seite der Alten aufzufassen.

Er behandelte sie auf die rechte Art, indem er seine ersten und letzten Maßregeln mit Geschenken nahm, die er ihr machte, und da Natalie ihm auch keine Abneigung zu erkennen gab, fügte es sich ungezwungen, daß der Fürst öfter mit ihnen verkehrte. Nataliens persönlicher Umgang hatte in ihm den Eindruck ihres Bildes vollendet, und ein Gewissen konnte er sich nach dem was er von ihr hielt, aus seinen Absichten nicht machen. Auch dauerte es nicht lange, so sprach er dieselben unverholen gegen Bernhard aus, der keinen Anstand nahm, ihm seine Mitwirkung zuzusichern.

Sie redeten der Alten ein: die Verhältnisse Bernhards erforderten, daß sie ihr Gewerbe aufgebe und ihre Haushaltung auf einen andern Fuß einrichte, zu dem es ihr an Geld, das Bernhard jetzt genug verdiene, nicht fehlen solle; und sie erhob dagegen keine Schwierigkeiten, da ihre Eitelkeit ihr eine Pflicht daraus machen wollte, Natalien nicht zur Schande zu gereichen.

Die neuen Einrichtungen wurden ohne Zeitverlust getroffen und Mutter und Tochter bezogen eine Wohnung in der Stadt, wo sich Beide bald an das Wohlleben gewöhnten, das ihnen der Fürst unter unverfänglichem Anschein bereitete.

Veränderte Verhältnisse und Kleidung wirkten eben so sehr auf Nataliens äußere Bildung ein, als der Unterricht, den ihr der Fürst ertheilen ließ, ihr

Inneres ihrer Schönheit würdiger machte. Der Fürst konnte allerdings aus manchem gescheiterten Angriffe abnehmen, daß das junge Mädchen nicht ganz das sey, wofür er sie voreilig gehalten; jedoch hielt er sie nichts desto weniger für vorbestimmt, das Schicksal zu erleiden, das er ihr zugedacht hatte. Er sah zuletzt gewiß auch ein, daß ein Bewußtseyn ihres Leichtsinns in ihr nicht bestand; bewußte Grundsätze traute er ihr aber eben so wenig zu, und da seine Leidenschaft zu einer Stärke angewachsen war, der er nicht gewohnt seyn konnte zu widerstehen, hielt er jedes Mittel zu seinem Zwecke für erlaubt. Die Erkenntniß der Gefahr, die bei Nataliens Leidenschaft für Bernhard seinen Planen drohte, sobald dieser von dem verführerischen Verhältnisse mit ergriffen würde, das zwischen ihm und dem Mädchen obwaltete, gab ihm überdies den Vorsatz ein, unter der Maske eines Vertrauten ihrer Liebe dieselbe nach Gelegenheit zu täuschen oder zu verrathen. Seinen wahren Stand und Namen ahneten Mutter und Tochter so wenig wie Bernhards Freunde, da Dresden groß genug war, eine solche Mystifikation zuzulassen, und der Fürst seine Dienerschaft in einer Landwohnung untergebracht hatte, und für seine Person, Nataliens Hause gegenüber, in einem unansehnlichen Hotel lebte.

Natalien hatte schon seit einigen Wochen das Verhältniß nachzudenken gegeben, in dem sich Bernhard zu ihr hielt. Sie war doch seine ihm verlobte Braut

und er blieb ihr fremder als der Fremdeste, ja, entfernte sich von ihr noch in dem Maße, als sie sein Vertrauen suchte, deren zunehmende Geistesbildung sie oft genug irre an sich machte, um ihr Stillschweigen aufzuerlegen. Doch gerieth sie nicht allein dieses schwankenden Zustandes wegen in Zwiespalt mit sich selbst. Die Liebe trug noch mehr dazu bei, indem sie ihre Unbefangenheit beendete und sie zuletzt dahin brachte, nicht mehr zu wissen, was und wie sie seyn sollte.

In diesem Zustande konnte sie die freundschaftlichen Annäherungsversuche des Fürsten nicht so unerkenntlich von sich stoßen, als vorher seine schon halbvergessenen Liebeserklärungen, und nahm sie sein Erbieten freudig an, zwischen ihr und dem, wie er sagte, noch allzu flüchtigen Bernhard den Vermittler abzugeben. Er gedachte sie zwar mit dieser wiederholten Aeußerung eifersüchtig zu machen; jedoch konnte er dem Gefühle nicht den Stützpunkt eines Gegenstandes unterschieben und bewirkte also nur, daß sie, zu ihrem Vortheile in Bernhards Augen, ernster wurde.

Dem jungen Maler ward sein Verhältniß zu Natalien unerträglich. Von dem Fürsten mit böswilligem Geschick in seinem Irrthume bestärkt, ließ er sich zwar immer angelegen seyn, gering von ihr zu denken; doch ging ihm zuweilen eine Ahnung ihres Charakters auf und machte ihn dies in den Vorbereitungen

zu seiner Reise nach Italien eben so nachdenklich als Natalie war. Sein Entzücken über sie ward ihm zur Pein und er konnte sich nicht länger abläugnen, daß er sie leidenschaftlich liebe. Er verzweifelte nur wegen Nataliens vertraulicher Annäherung an den Fürsten immer mehr an ihr und ward durch das, was er für dessen Absichten bereits gethan oder mit ihm zu thun beschlossen hatte, abgehalten, ein ernsteres Wort mit ihr zu reden, ja gezwungen, jedes Einlenken für eine Unmöglichkeit zu erachten.

Eines Tages hatte der Fürst, zur Beförderung seiner Absichten, eine Lustfahrt auf dem Wasser angestellt, um die Gesellschaft, zu der er auch Natalien eingeladen, auf der Köppmühle unweit Pillnitz zu bewirthen. Der Herbsttag war warm, der Himmel heiter, und das Schifflein fuhr den sonnenbeglänzten Spiegel des Stromes langsam aufwärts, den im Wasser wiederscheinenden grünen Ufern vorüber.

Morgenduftige Berge traten bei Seite, wo der Kahn vorüber glitt, und die Ruhe des Wassers und der Luft, der lachende Sonnenschein versenkten die Gesellschaft in Behagen. Die Jüngeren und Heiterern, unter denen mehrere Frauen, Ilefeld und der Kupferstecher, saßen zusammen und scherzten. Die Uebrigen, Balthasar, Kurowsky und Bernhard unterhielten sich von Kunstgegenständen. Der Fürst saß zwischen beiden Gruppen an der Seite Nataliens, mit der er halb leise sprach, und gab nur zuweilen hüben

oder drüben ein Wort dazu, oder nahm lebhafteren Antheil an dem Kunstgespräche, wenn sich Natalie der andern Unterhaltung anschloß. Bernhard, ihr gegenüber, beobachtete sie, trotz dem, daß er immer im Gespräche war, und sie selbst, deren Mutter der Fürst abzuhalten gewußt hatte, sie zu begleiten, barg hinter anscheinender Lustigkeit tiefe Aufregung. Der Fürst hielt seine glatte Weltmiene vor sein lauerndes Innere und die finsteren Gedanken Kurowskys, der seit dem Untergange seines Vaterlandes noch menschenfeindlicher als sonst geworden war, schienen ihm zu drohen.

Die Zähigkeit des Kunstgespräches hatte nach und nach das andere überdauert und die allgemeine Rede war von dem Einflusse, den das Leben auf den Beruf ausübe, um sich bald als heilbringender Segen, bald als zerstörender Fluch zu gestalten. Bernhard bestritt die Meinung, als könne der letztere Fall vorkommen, und behauptete, daß es für den Künstler blos innerliches Leben gebe, ja, daß äußere persönliche Beziehungen darauf nicht vorhanden seyn dürften. Der Künstler müsse über der Welt und den Menschen stehen und sich hüten, das Leben ernst zu nehmen, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, mit der ewigen Heiterkeit das Element zu verlieren, aus dem sich die einzelnen Atome eines Kunstwerkes zusammenfügten.

„Wie aber," fiel ihm Ilefeld in die Rede, „soll die Kunst lebendige Gebilde hervorbringen können,

wenn das Herz des Künstlers geringeren Antheil daran hat als sein Verstand, wenn er die Leiden, die er darstellen will, innerlich nicht eben so wie die Freuden erlebt? Der Künstler soll schon darum nie glücklich seyn, weil er alles fremde Leid zu dem seinen macht, abgesehen davon, daß er an und für sich gewiß mit genugsamem Leide zu kämpfen haben wird."

„Das muß ich durchaus läugnen," sprach Bernhard: „wehe dem Künstler, dessen Kunst oder Schutzgeist nicht stark genug ist, ihn davor zu bewahren! Wozu hat der Künstler das Talent, wenn es seine Seele nicht befähigt, ihre Kinder ohne die Schmerzen der Geburt in die Welt zu setzen? Wozu hat der Himmel ihn als seinen Auserwählten bezeichnet, wenn er ihn nicht vor gewöhnlichen Schicksalen bewahren, ihm nicht die Gabe verleihen will, in seinem erhabenen Leichtsinn nimmer zu irren, sondern, ohne erst hinzusehen, das Rechte zu treffen?"

„Frevle nur nicht an dem Schicksale, Freund," entgegnete Ilefeld, indem er bedenklich den Kopf schüttelte: „das Unglück sucht uns zuweilen über Nacht heim, ehe wir es uns versehen, denn das Schicksal warnt wohl ein halbes Leben hindurch und hält seine drohende Hand über uns erhoben; am Ende aber läßt es dieselbe doch niedersinken und trifft vernichtend das in gefährliche Ruhe versunkene. Der Künstler lebt zwar in einem innigeren Verhältnisse mit der Natur als die übrigen Menschen; auf der anderen Seite aber

auch in einem zarteren, und muß sich vor Allem hüten, sie zu beleidigen. Jede Beleidigung der Natur, die er sich zu Schulden kommen läßt, rächt sich durch die Zerstörung seiner Kunst."

Bernhard stutzte über diesen allgemeinen Spruch und wollte etwas erwiedern, als der Fürst sich über die Anmaßung mißbilligend äußerte, in der hie und da das eine bürgerliche Gewerbe sich für ein besseres als das andere halte. Er besann sich indessen schnell wieder auf seine Rolle und fügte einlenkend hinzu: „er halte wenigstens dafür, daß jeder Stand der vornehmste für den dazu Berufenen sey, weil man das Leben für nichts Anderes als die natürliche Art betrachten dürfe, wie Jeder sich in dem ihm von der Natur vorgezeichneten Kreise bewege."

„Es nützt nur dem Künstler oder Menschen nichts," warf der Bildhauer ein, „wenn er sich so sehr, als unser Bernhard ausgesprochen hat, gegen die Einwirkung des Lebens auf seine Kunst sträubt. Der Gebrauch unserer Kräfte macht das wahre Fatum aus. Und angenommen, daß wir noch so sicher in unserem Berufe sind, und das Leben langt nicht mehr in ihn hinein, so ist dies ein Vorzeichen, daß es mit der Kunst auch nicht sonderlich beschaffen ist. Umgekehrt muß wieder Krankheit oder Tod der Kunst verderblich auf das Leben einwirken. Die Menge sieht in der Wirklichkeit zuweilen eine erschütternde oder zerstörende Katastrophe in Leben oder Beruf eines

ausgezeichneten Menschen einbrechen und staunt sie als ein Unbegreifliches an, oder betrübt sich an ihren Schrecken. Für den Welt- und Menschenkenner gibt es solche Katastrophen nicht, er wird immer die wenn auch noch so schwer erkenntliche Leiter sehen, die den Ausbruch vermittelte. Paradoxien, Abnormitäten in Kunst und Leben des Künstlers sind kritische Erscheinungen, und am schlimmsten steht es damit, wenn, wie Herr von Kurowsky schon einmal äußerte, sich eine krankhafte Sehnsucht in seiner Seele regt, denn der Künstler muß in Allem sich an den Genuß der Gegenwart halten, die er auszubeuten hat, für die allein er da ist."

„Das heißt, mit anderen Worten," fiel Bernhard dazwischen, „der Künstler muß geistig und körperlich ein Bacchus seyn, sonst gilt und taugt er nichts in deinen unbefangenen Augen. Die Gesundheit, die materiellste, die es geben kann, ist dein Ideal, das sinnliche Behagen des medizäischen Bacchus alle Schönheit, die du willst erstreben lassen."

„Den Bacchus in Ehren gehalten!" rief der Kupferstecher. „Wenn man doch zu alleu Zeiten einen so kühlen Trunk bei der Hand hätte, als er mag gewohnt gewesen seyn. Man würde bald eine eben so göttlich heitere Stirn bekommen, als der kühle Marmorblock."

Dem Fürsten war mit der Allgemeinheit des Gespräches nicht gedient und er sagte, um es wieder

zu zertheilen: „Wenn die Herren und Damen, in Ermangelung des Bacchischen, meinen Wein versuchen wollen, so setzen wir dem wilden Kunststreit ein friedliches Ende, indem wir auf die Gesundheit des Gottes und aller hohen oder niederen Kunstideale ein paar Gläser leeren." Die Mienen der Gäste widersprachen nicht, und so ließ der Fürst von dem Schiffer das mitgenommene Frühstück herbeilangen, das man in guter Laune verzehrte.

Während dessen nahm der gewandte Wirth sein volles Glas zur Hand und brachte einen Toast auf die in der nächsten Woche anzutretende Kunstreise Bernhards aus. Die Gesellschaft stieß an und trank auf das Wohl des jungen Künstlers; jedoch hatte Niemand die Verwirklichung seiner Hoffnungen für so nahe gehalten. Sein inneres Verhältniß zu Natalien hatte er gegen Alle fortwährend in dichte Schleier zu hüllen gewußt. Man erkannte wohl, daß sie das Modell zu seinem Gemälde war und wußte, er habe sich mit ihr verlobt; allein auf seine Bitte berührte man diesen Umstand niemals und ehrte das Geheimniß, das dabei obwaltete. Auch erwähnten die Anwesenden bei dieser Gelegenheit Nataliens nicht, der sie aus Rücksicht gegen den Fürsten mit größerer Achtung, als vielleicht sonst geschehen wäre, begegneten und tauschten ihre Gedanken nur durch bedeutende Blicke gegen einander aus. Sie beglückwünschten Bernhard und Einer oder der Andere sah wohl

dazwischen, wie das junge Mädchen erblaßte und erröthete.

Der Fürst hatte ihrer Mutter vorgespiegelt, wie nothwendig diese Reise zu dem späteren Glücke Bernhards sey und die Leichtgläubige beredet, die Heirath auf die vermeintlich kurze Abwesenheit verschieben zu lassen. Natalie war an den Gedanken der Trennung von ihrem Geliebten selbst gewöhnt, weil sie die Treulosigkeit, die man gegen sie im Schilde führte, nicht ahnete, und gehofft hatte, es werde zuvor ein traulicheres Verhältniß zwischen ihr und Bernhard entstehen. Jetzt trat mit einem Male die Gewißheit der Vereitelung ihrer Wünsche vor ihre Seele und machte sie so verwirrt, als der schlaue Fremde voraus berechnet hatte, um sie wo möglich heute noch durch Ueberraschung zu verderben. Er nahm aus ihrer erhöhten Stimmung ab, daß der Augenblick gekommen sey, ihr einige ermuthigende Worte über eine Aenderung in den Gesinnungen Bernhards gegen sie zuzuflüstern, und das arme Kind sah ihn mit Thränen in den Augen ungläubig und doch lächelnd an. Unter dem Deckmantel der Freundschaft und während der lauten Gespräche der Andern fuhr er fort, die sich in weichen Hoffnungen widerstandlos Hingebende in das ausgespannte Netz seiner Plane zu ziehen. So verging die Stunde, bis man unweit Pillnitz landete, um von dannen durch den Köppgrund zu dem Ziele der Lustpartie, der auf der Höhe gelegenen Mühle zu gelangen.

Allda vertheilte sich die Gesellschaft auf dem Felsblocke, inmitten des kleinen Kessels, woran die Mühle schwalbennestartig hing und erfreute sich Jeder der herrlichen Aussicht.

Es eröffnet sich von hinnen der freundlichste Blick über das grüne Thal, durch das man gekommen ist, und schieben sich zwei mit Laubgehölz bewachsene Felsenabhänge dergestalt aneinander, daß sie die spitzzulaufenden Seiten eines umgestürzten Dreiecks bilden, dessen dritte Linie, oder wagerecht nach oben gekehrte Basis der Rücken der fernen Bergkette zieht. Die Füllung des Dreiecks ist die eingerahmte, amphitheatralisch sich erhebende Landschaft, die, wie die ganze Dresdner Gegend, in ihren besten Stunden sich in Nebel hüllt. Nach vorn zu, einem aufgerollten, gewässerten Bande gleich, glänzt der Elbstrom, der, wie ein Schattenspiel an der Wand, seine Bilder, die geblähten Segel der Kähne, dem Auge vorüberführt und den Mittelgrund des kleinen Gemäldes abgibt. Zum Vorgrunde hat man den Kessel mit dem Laubholze. Wenn der Bach wasserreich ist, plätschert und plaudert er, über Felsblöcke und Wurzelwerk purzelnd, lispelt und flüstert durch langes Gras, über Moos und gefallene Blätter. Schatten und Lichter spielen in den klaren Quell und blinken und blenden, die Blumen nicken hinein und winken und bespiegeln sich, indem sie sich mit den niederhangenden Zweigen des Gesträuches necken. Die Kiesel im Bache freuen

sich der schillernden Fluth, so daß sie sich vor Lust wenden, wenn sie über ihren glatten Rücken rinnt. Ein klingendes Wellchen hascht das andere und fällt zischend von einem natürlichen Wehr auf das andere, so daß das Wasser blanke Krystallsäulen schießt, schäumend sich bäumt und schwillt und hochaufspritzend weiße Blasen erregt, die wirbeln und vergehen. Die volle, tanzende Welle spült sich von allen Seiten an den bemoosten Steinen, wo nicht darüber hin, und wo sie sich recht angesammelt hat, kann sie es kaum erwarten, so drängt und treibt sie, bis sie durch einen Engpaß hinunter kann. Sie bespritzt die Mücken, die über ihr im Sonnenscheine ihr Spiel treiben und gibt wohl auch dem weißen Schmetterlinge eins ab, der auf der hohen Blume sitzt und saugt und nippt, so daß er erschrocken aufflattert, sich höher schwingt und endlich wieder setzt.

Die Gesellschaft brachte den Tag unter Spielen und Spaziergängen zu und bei dem Mittagsmahle in den grünen Lauben erreichte die Fröhlichkeit ihren Gipfel. Der Mittagssonnenstrahl der Liebe erschloß in diesen Stunden die Knospe der Seele des jungen Mädchens, und in der Aufregung, die der Fürst in ihr genährt, wo nicht erregt hatte, bezog sich alles, was sie that und sagte, auf Bernhard. Ihr Wesen war so klar und durchsichtig geworden, wie das verschönernde Todesstadium der Auszehrung zuweilen erscheinen läßt. Ihre Lage und Verhältnisse,

Bernhards Leidenschaft und Geringschätzung waren ihr wie offenbart und ihre Seele schwang sich über ihre Erziehung und Sphäre mit der Willenskraft empor: das Mißverständniß zwischen ihr und Bernhard ein für allemal zu lösen. Bernhard war wie in einem Rausche befangen und konnte sich dem Einflusse dieses Zaubers nicht entziehen, ohne doch so wenig wie etwa der Fürst das Edelste in dem Mädchen verstanden zu haben.

Nach Tische vereinzelte man sich nach verschiedenen Seiten und schlich Bernhard, um seinen Gedanken nachzuhangen, in den Thalkessel. Er warf sich am Rande des Baches nieder und dichte Fliederbüsche, die sich darüber bogen, umflochten ihn mit kühlem Dämmer. Plötzlich rauschte es über ihm, die Zweige wurden auseinander gedrückt: Natalie stand vor ihm. Sie wendete den Kopf zurück, ob Niemand in der Nähe sey. Bernhard wollte aufspringen; sie ließ die Zweige hinter ihr zusammenschnellen und setzte sich neben ihn. Sie ergriff seine Hand, um ihn auf dem Rasen festzuhalten, und sprach: „Bleiben Sie, Bernhard, ich habe mit Ihnen zu reden. Sie thun mir in jeder Art Unrecht, seitdem wir uns haben kennen lernen und erst heute wird es mir klar, wie falsch Sie von mir denken. Sie sollen und müssen Ihren Irrthum einsehen. Ich kann nicht länger anstehen, Ihnen meine früheren Verhältnisse mitzutheilen. Die gelegene Stunde ist da, wir werden ungestört bleiben.

Die Frauen unserer Gesellschaft ruhen in der Mühle und die Uebrigen glauben, daß ich bei ihnen sey."

Bernhard blickte das Mädchen erstaunt und verlegen an; er hatte eine solche Sprache noch nicht von ihr gehört. Sie war ihm von jeher ein Räthsel gewesen. Er schwieg. Natalie ergriff abermals das Wort und begann ihre Mittheilungen.

Sie hatte von Jugend auf einen heitern Sinn gehabt und sich dadurch manche Strafen von ihrer Mutter zugezogen, die des Himmels Gnade, wie sie sagte, vor ernsten Prüfungen bewahrt habe. Ihr älterer Bruder war bei dem Tode ihres Vaters, eines Hofbedienten, schon halb erwachsen gewesen, und in der neuen Ungebundenheit ausgeartet. Er hatte die geringe Verlassenschaft seines Vaters vergeudet, die Pension seiner Mutter im voraus an Juden versetzt und sie genöthigt, zu ihrem Unterhalte ihren Gärtnerkram anzulegen. Zum Heil der Familie endlich zum Soldaten ausgehoben, hatte er als solcher die härteste Behandlung erfahren, um nur einigermaßen von seinen Lastern gereinigt zu werden; im Grunde sie aber blos zum Scheine abgelegt, weil er sich in seiner kleinen Garnison gelangweilt und wegen seiner Körperlänge darauf gerechnet hatte, nach erlangter Zufriedenheit seiner Oberen zur Garde versetzt zu werden, um in der Residenz seinen alten Wandel aufs Neue zu beginnen. Sein Wunsch ging in Erfüllung; jedoch verfolgte er bei seiner Rückkehr nach Dresden einen andern

Lebensplan. Aus Erfahrung klug geworden, meinte er, daß in der Welt zunächst der Schein zu retten sey, und seine Ausschweifungen wurden feiner, wo nicht schuldloser. Seine Eitelkeit, sein Ehrgeiz regten sich und man beförderte ihn, auf mehrseitige Verwendung, zum Unteroffizier.

Ihm gegenüber war nun seine junge Schwester allzusehr zum Frohsinn geneigt, da seine früher unbemäntelten Unregelmäßigkeiten ihr das Laster von der komischen Seite darstellten. Die unverständige Mutter hatte die schlechten Streiche ihres Sohnes eher belacht als bestraft, und die Folge war, daß das junge Mädchen in der reinsten Unschuld den Anschein der Verderbtheit annahm, an dem mit Blumen überstreuten Abgrunde ahnungslos stand und mit der Gefahr spielte. Ihr Temperament bildete sich glücklicherweise erst nach der Entfernung ihres Bruders aus und konnte also den Genossen seiner Uebelthaten nicht den Weg andeuten, wie bei der Ermangelung äußerer Sitte, auch ihrer inneren Sittlichkeit ein Ziel zu setzen sey. Sie wurde um dieselbe Zeit zuerst auf Arbeit zu einer Putzhändlerin geschickt, wo sie der Gefährtinnen nicht wenige fand, die auf dem Wege, den sie einzuschlagen schien, schon rüstig vorgeschritten waren, und man hätte glauben sollen, daß sie von dem allgemeinen Ziele nichts mehr abgehalten; allein es erwies sich, daß sie unendlich schamhafter war, als sie hätte seyn mögen.

Nach der Rückkehr ihres Bruders sprach derselbe seine frühere tyrannische Gewalt über sie mehr als je wieder an, und da er mit ihrer Schönheit höhere wiewohl nicht bessere Dinge vorhatte, als er ihr zutrauen mochte, kam er schnell auf den Punkt: daß er das durchaus verdammte, was sein Beispiel erst an ihr gewirkt hatte. Bei ihrem leichtsinnigen Unbedacht fehlte es ihm nicht an Anlässen zur Unzufriedenheit, die Natalien oft zum Gegenstande seiner Mißhandlungen machten; seine ungerechte Härte bewirkte aber das Gegentheil dessen, was sie hatte bewirken sollen, erbitterte und empörte Natalien und verführte sie stufenweise zu dem Vorsatze: ihrem Bruder zum Trotz das zu thun, wessen er sie so oft unverschuldeterweise angeklagt hatte. Sie suchte absichtlich die Gelegenheiten auf, sich dem Verderben in die Arme zu stürzen, von dem sie keine Vorstellung hatte, und nur ihr guter Engel bewahrte sie davor. Ihr Bruder empfing, ehe er es sich versah, seine Züchtigung und wurde wegen mehrerer an den Tag kommender Vergehungen wieder als gemeiner Soldat in ein auswärtiges Regiment gesteckt. Da Natalie aber kurz vor dieser Katastrophe, als sie noch voller Erbitterung gegen ihren Peiniger war, Bernhards Bekanntschaft machte, ersah sie sich mit Vorliebe den jungen Maler zum Werkzeug ihrer Rache.

Sie war mit ihren Mittheilungen zu Ende, denen Bernhard in höchster Spannung zugehört hatte, und er wähnte zu träumen.

„Natalie!“ rief er, „habe ich recht gehört? ist das Alles so? und es leuchtet so einfach ein, daß es nicht anders seyn kann. Wie habe ich Sie verkannt! Wo waren meine Augen, meine Ueberlegung, daß ich Sie so beurtheilte? Welche Gedanken gehen mir auf! Welche Zukunft zeigt sich mir und verrinnt wieder wie in Nebel, sobald ich wage, sie zu mir heran zu ziehen. Die Natur selbst reichte mir mit Ihnen die Hand, um mich auf dem Wege der Kunst anzuleiten und ich Verblendeter stieß Sie von mir.“ Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Klagen Sie sich nicht an, mein liebster Freund!“ sagte Natalie. „Ich habe Alles vergeben und vergessen. Ich habe schon lange erkannt, daß Sie mich wider Ihren Willen lieben, und wir können, sobald Sie wollen, glücklich seyn. Sie haben mich nicht zu Ende gehört. Die Stunde ist kostbar. Es ist mir, als ob Alles, was mir gegenwärtig nicht vom Herzen genommen würde, mich immer und ewig bedrücken müßte. Ich habe Ihnen noch zu erklären, wie ich von je von Ihnen dachte, was ich für Sie empfand, wie ....“

„Was bedarf es noch der Erklärung!“ rief der Jüngling in einem Entzücken, dem er sich nur schüchtern zu überlassen wagte: „ist mir durch deine Liebe nicht schon Alles erklärt? Ich bin es nicht werth, dich weiter anzuhören. Vernimm vielmehr erst meine Bekenntnisse und sage mir dann, ob ich mich noch erdreisten darf zu dir emporzublicken.“

Da rauschte es in der Nähe stärker als die Luft die Zweige bewegen konnte. Die Liebenden sahen nach der Gegend, in der es geschah. Bernhard ging ein paar Schritte um die Biegung des Thales, sah und hörte nichts, und kehrte zurück. Natalie stand zitternd und lächelte. Ihre alte Schalkhaftigkeit kam wieder in ihr auf und das Glück der Liebe steigerte sie, derweil sich daneben eine fast kindische Scheu vor dem tückischen Geschick der Menschen, wie vor einem grämlichen Schulmeister äußerte, dessen sie am Ende doch gewiß war, durch Bitten Herr zu werden.

Bernhard schloß sie in seine Arme. Sie wollte ihn durch Winke abhalten; es riß auch sie zu ihm. Ein Kuß brannte auf seinen Lippen. Sie bebten als ob sie ein Verbrechen begangen hätten, sobald sie ihn fühlten.

Natalie zog das Köpfchen zurück und sah ihn schmollend, glühend, spöttisch an.

„Meine Braut!" stammelte er. Natalie war wieder eine Andere. Das Köpfchen sank auf seine Schulter. „Du bereust es doch nicht?" flüsterte sie.

Bernhard erröthete über sich und wollte reden, ihr seine Lage und Verpflichtungen, seinen Leichtsinn, seine Schlechtigkeit schildern.

„Ein andermal, Geliebter!" unterbrach sie ihn, „nur nicht jetzt."

„Du weißt nicht, was mich drängt, Natalie, du ahnest nicht...." sprach er, und wollte sagen: „wie

weit ich gegangen bin." Alle seine Wünsche und Bekümmernisse, der Fürst, sein Wort, die Summen, die er bereits angenommen und ausgegeben hatte, sogar ein schriftlicher Revers, den er ausgestellt, womit der Fürst ihn vernichten konnte ..... und auf der andern Seite Italien, seine Kunst ..... Bedenklichkeiten über Bedenklichkeiten stürmten auf ihn ein.

Er zauderte.

Natalie war verlegen und besann sich, schien etwas Beschwichtigendes sagen zu wollen.

Da ward von oben herab Bernhards Name gerufen, man suchte ihn, die Stunde war verronnen.

„Es ist die höchste Zeit, daß ich dir Alles sage," fuhr Bernhard eine Sekunde später fort.

Sie wollte nichts hören, sie wußte genug; was darüber, war vom Uebel, war ihr schon in Gedanken unbequem.

„Des Tages bin ich zu sehr bewacht, kann ich nicht ungestört bei dir seyn," sagte er. Sie sah verwundert auf. „Auch diese Erklärung bald," lautete die Antwort auf ihre stumme Frage.

Ein Gedanke blitzte ihm durch den Sinn; er kannte die Delicatesse des Fürsten, seine Großmuth in gewisser Art, er baute darauf seinen Plan. Und wenn er auch mit dem, was er wagte, Alles verlor, was er verlieren konnte, hatte er dafür nicht Alles gewonnen, was er gewinnen konnte? ..... „Wie ist es heute Nacht," sprach er, „wenn die Mutter schläft? Ich komme zu dir, Natalie."

Sie erröthete, wollte Einwendungen machen, die sie nicht aussprach, sie konnte nicht dazu kommen, ja zu sagen.

Von Neuem rief man oben, daß es an den Bergen wiederhallte: „Bernhard!“ —

„Du bist meine Braut, Natalie.“ —

Ihr Herz klopfte hörbar. Ihr langsam aufgehender Blick begegnete dem seinigen und willigte ein.

Mit zwei heimlichen Worten hatten sie die Abrede getroffen; mit einem Händedruck waren sie auseinander, flüchtig wie der geflügelte Kuß, den sie sich auf die Lippen hauchten.

Natalie flog rechts der Mühle zu, die sie unbemerkt erreichen konnte, und wollte, wie von einer Lustwanderung, nach der Höhe zurückkehren.

Bernhard wandte sich, den wiederholten Ruf beantwortend, auf den Weg zur Linken nach dem Hause. Alles war die Sache eines Augenblicks.

Nachdem Bernhard zwei Schritte gegangen war, hörte er es neuerdings, als ob sich Jemand entferne, in seiner Nähe rauschen.

So wie er um die Ecke bog, kam ihm der Fürst entgegen und fragte, wo er gewesen sey? Man habe ihn allenthalben vergebens gesucht und gerufen.

Bernhard fragte seinen Gönner, ob er ihn gerufen habe?

„Wer sonst?“ entgegnete der Fürst schneidend, „etwa Natalie?“

„Ich habe im Gebüsch geruht; die Luft war so schwül," entgegnete Bernhard.

„Und wahrscheinlich angenehm geträumt?" fuhr der Fürst fort.

Bernhard war nicht mit sich einig, was er von dem argwöhnischen Russen denken sollte, antwortete nichts und sah ihm forschend ins Gesicht.

Es war ein geschlossenes Buch.

Indem gesellten sich einige Freunde von der Gesellschaft zu ihnen, die sich wieder zusammengefunden hatte. Bernhard mischte sich unter sie und suchte den bewegten Zustand seines Gemüths unter lauten Scherzen zu verhehlen. Die übrigen Frauen hatten sich ebenfalls wieder eingestellt und man vermißte Natalien, über die der Fürst in seiner gereizten Stimmung nicht unterlassen haben würde seine Bemerkungen zu machen, wenn sie nicht eben gesehen worden wäre, wie sie jenseits des Baches zur Mühle herniederstieg und der Gesellschaft zurief.

Der übrige Nachmittag wurde gleich dem Morgen im Genusse der schönen Natur verbracht. Einige bestiegen den nahen Porsberg, Andere, unter denen Bernhard und Natalie, verweilten bei einer Lektüre in einer Laube. Der Fürst ließ Beide nicht einen Augenblick außer Acht.

Man schickte sich am Abend spät genug zur Heimfahrt an. Es ward auf dem Wasser bald dunkel. Der Wind rauschte still und ernst in der Luft, über

den unerregten Bäumen. Es war als ob die wimmelnden Sterne in der mondlosen Nacht so laut würden. Sie standen wie Thautropfen auf der Himmelsflur, die die Milchstraße wie ein Nebel überzog. Ferne Gewitter sprachen mit einander in feurigen Fragen und Antworten. In den Dörfern am Ufer bellten die Hunde, auf den Wiesen zirpten Tausende von Grillen und Alles in der weiten, ewigen Natur war Ein Glanz; die Pflanzen, deren Wachsthum am Tage so laut geworden war, schliefen allenthalben. Die Berge legten sich, in ihre düsteren Schatten gehüllt, in den Vorgrund, einzelne Wolken schwebten über den Himmel und belasteten den Wasserspiegel, dessen kleine Wellen sich in einander ringelten.

Man sang unterwegs und gerieth in elegische Stimmungen, da Niemand mehr zu reden wußte und viele Menschen nicht bloß langweilen, wenn sie sentimental werden, sondern auch sentimental werden, wenn sie sich langweilen. Auch sinnt in Nacht und Stille die Seele mancherlei, was sie bald halb vergessen hat, bald vergessen will, und erweckt Gedanken und Gefühle, die das Geräusch des Tages in Schlummer senkte. Einige schliefen selbst, Andere unterhielten sich zwischen den Gesängen von Anderem; Bernhard und Natalie saßen neben einander und lebten in ihren wechselseitigen Blicken. Sie streifte seine Seite neckend mit ihrem Arme, drückte verstohlen seine Hand und verspottete ihn wieder mit Blick und Ton, wenn

sie seine Gefühle wahrnahm. Er sah sie dafür so durchdringend an, daß sie über den Blick erröthete. Mit einem Herzen voll giftigen Neides ein Zeuge ihrer Vertraulichkeit, drohte ihnen der verstummte Fürst mit größerem Unheil als sie ahneten.

Man langte nach zehn Uhr in Dresden an und eilte nach Hause, wohin der Fürst und Bernhard Natalie geleiteten.

Etwa eine Stunde später, eine Weile vor Mitternacht, öffnete sich ein Fenster in der Wohnung der alten Frau und sah ein Kopf nach dem Markte zu heraus. Nataliens Blick spähte nach dem Geliebten und ihr Gefühl drängte eine Röthe nach der andern aus dem klopfenden Herzen auf die Wangen. Sie glühte in Sehnsucht nach Bernhard und fühlte doch, daß keine Sehnsucht so groß seyn könne, die auf Erden nicht ihre Erledigung fände.

Sie zählte die Minuten, die vergingen, lauschte mit angsthafter und genußreicher Ungeduld auf jedes Geräusch.

Jedesmal, daß auf einem Dache oder auf der Straße sich etwas regte, fürchtete sie belauscht zu werden. So oft sie fernher die Schritte eines späten Wanderers hörte, meinte sie, er wäre es, empfand schon seinen Athem an ihrem Munde. Oder sie zog den Kopf rasch in die Stube zurück, um sich zu vergewissern, daß ihre Mutter noch schlafe.

Die Alte war schon lange in ihre Kammer zur Ruhe gegangen, und hatte seit einiger Zeit Natalien, die die störende Gewohnheit angenommen, bis tief in die Nacht im Bette zu lesen, gestattet, in der andern Kammer, jenseit der Stube, allein zu schlafen.

„Endlich ist er es!" flüsterte sich Natalie zu.

Eine Gestalt nahte rasch und leiser als andere vom Markte.

Es war Bernhard, in seinen Mantel gehüllt, seinen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe. An dem Hotel des Russen, in dessen Schlafstube ein Nachtlicht brannte, sah er scheu und forschend empor, und dies bestärkte Natalie in ihrer Freude. Sie hatte vor einer Weile gesehen, daß der Fürst das Fenster schloß, die Rouleaux herunterließ und die Kerzen auslöschte. Die Gestalt blieb vor Nataliens Hause stehen und sah empor.

Daß Bernhard sie am Fenster erblickte, entübrigte ihn, das Zeichen zu geben. Er machte eine ausdrucksvolle Bewegung. Sie ließ den Hausschlüssel an einem Bande hinunter und schloß das Fenster behutsam. Darauf ließ sie auch das Rouleau herab, so daß in dem kleinen Zimmer ein undurchdringliches Dunkel entstand, und schlich auf den Zehen an die äußere Saalthür.

Sie hörte den Geliebten die Treppe heraufkommen, öffnete, es knarrte die letzte Stufe. Er rauschte die paar Schritte zu ihr heran, umschlang sie und drückte

sie an sich. Sie zog ihn in das Vorhaus und verriegelte hinter ihm die Thür. „Liebchen!“ flüsterte es neben ihr, und der wilde Kuß, den sie auf ihren Lippen fühlte, gab ihr einen Stich durch das Herz. War das die Erfüllung der Erwartungen? Sie wußte sich der fieberhaften Aufregung, in der sie sich befand, nicht anders zu entledigen, als daß sie sie der Liebe aufbürdete.

Sie erwiederte den Kuß wie er gegeben ward, ließ sich von Bernhard weiterdrängen, und hinter den Liebenden schloß die Kammer sich wie ein Grab.

Alles was Natalie dachte, ersehnte, liebte, war mit ihr in diesem kleinen Raume. Das Gefühl der unbegrenzten Hingebung an den Geliebten wollte ihr das Herz zersprengen. Allein es ward nicht so erwiedert. Bernhard war ungestüm, aber nicht glücklich wie sie, und darum ernüchterte auch ihr Gefühl. — — — — —

Von einem zauberischen Rausche, sie wußte nicht wie lange, befangen, ward sie auf einmal durch ein Zeichen, ein Geräusch auf der Straße aus ihrer Abspannung geschreckt.

Es war dasselbe Zeichen, das sie mit Bernhard besprochen gehabt: sie stieß ihn unwillkürlich von sich. Es war ihr, als ob neben ihrem Herzen ein Blitz eingeschlagen, so zuckten ihre Gefühle und Gedanken.

„Was ist Dir, Liebchen?“ fragte er so heimlich als sie bisher mit einander geredet hatten.

„Hörst Du nichts?“ sprach sie.

„Wie? Was?“ — Er hatte wirklich nichts gehört.

Indem klatschte es, in dem gewissen Tempo, wieder in die flache Hand.

„Auf der Straße unten?“ fragte er noch einmal.

„Ja, ja!“ rief sie.

„I, laß! was kümmert das uns Glückliche,“ versetzte er.

„Nein, nein!“ rief sie aufs Neue und wollte sich gewaltsam aufrichten.

„Nun, so will ich sehen, was es ist,“ sprach Bernhard, erhob sich, ging zum Fenster, riß es auf.

Das Zeichen ward zum andernmale laut.

„Was gibt es?“ rief Bernhard mit vernehmlicher Stimme hinunter.

Es war nicht seine Stimme. —

Natalie hatte sich zum Sitzen erhoben, ihre Augen bohrten sich aus dem Kopfe, um die Finsterniß zu durchdringen.

Es war unten Alles still. „Was ist?“ fragte es oben wieder.

Er war es nicht.

Auf der Straße meinte Natalie einen unterdrückten Schrei zu vernehmen. Starke Schritte entfernten sich. Die Stimme im Zimmer lachte hinterdrein; man warf das Fenster zu. Ehe der Betrüger aber zurückkehrte, hatte Natalie mit der einen Hand vor sich gegriffen. Ein Feuerzeug stand auf dem Tische zu Füßen ihres Bettes; sie erfaßte es und tauchte das

Zündhölzchen in die kleine Flasche: es fing Feuer, die blaue Schwefelflamme wallte und knisterte. Es währte einige Augenblicke, bevor sie, vom Schwefel gereinigt, das Holz erfaßte und zu leuchten begann. Die weiße Ader schlug heraus, Nataliens Auge starrte nach dem Fenster; indem drehte sich der Unbekannte nach ihr um.

Es war der Fürst! —

Ein Schrei stach von Nataliens Lippen wie ein Dolch in die Luft.

Der Fürst eilte auf sie zu, um sie zu versöhnen. Sie stieß ihm mit der abwehrenden Hand die noch glimmende Kohle unbewußt ins Auge, so daß der jähe Schmerz ihn zwang, zurückzuweichen. Sie gewann Zeit aufzuspringen und sich zu sammeln. Der Fürst deutete ihr Schweigen zu seinen Gunsten und hielt den Stoß mit der Hand für eine Entladung ihres Zorns. Seine erneuten Vertraulichkeiten begegneten jedoch so empörtem Widerstande, daß er über den Zustand ihres Gemüths erschrack.

Eine entsetzliche Verwünschung zitterte über ihre Lippen, und ihre Stimme, ihre Unsichtbarkeit verliehen ihr etwas so Grauenhaftes, der Fürst war so wenig gefaßt gewesen, ihr Betragen diese Wendung nehmen zu sehen, daß er keines Wortes der Erwiederung mächtig war. Mit einem unverständlichen Gemurmel raffte er Hut und Mantel zusammen und glitt wie ein Schatten zur Thür hinaus.

Sobald die Last seiner Gegenwart, die den Gegendruck ihres Willens erfordert hatte, Natalien entnommen war, erschlafften ihre Kräfte desto rascher und stürzte sie nach einigen Minuten, in denen sie wie eine Bildsäule dagestanden hatte, leblos zu Boden.

Ihre staunende Mutter, die sie am Abend so vergnügt und lebensfrischer als je nach Hause kommen und zu Bette gehen gesehen, fand sie am Morgen noch bewußtlos in dieser Lage und mußte sie wohl für gefährlich krank halten, da eine einzige Nacht sie in ein Bild des Todes umgewandelt hatte. Sie erstrebte umsonst eine Aufklärung des Geschehenen. Natalie äußerte nichts, als daß sie ihr untersagte, einen Arzt zu rufen, und die Alte that in Allem ihren Willen, indem sie Nachmittags zu Bernhard ging, ihm ihre Noth zu klagen: nach der Aussage seines Wirthes war er am frühen Morgen abgereist; zu dem Fürsten: mit diesem fand der nämliche Fall statt. Sie wußte nicht, wer von den Künstlern bei der Wasserfahrt gewesen sey und mußte sich in Geduld fassen, bis sie von dem Einen oder Andern hörte, wie wenig er selbst wisse. Auch hatte sie vor der Hand andere Dinge zu thun, als bloßer Nachfragen halb in der Stadt herum zu laufen: ihre Tochter war in ein hitziges Fieber verfallen und brachte Wochen zu, ehe sie unter dem Beistande des Arztes einigermaßen zu genesen schien.

An dem verhängnißvollen Abende war Bernhard, nachdem er seine Braut zu Hause gebracht hatte, allzuglücklich gewesen, als daß er, in Erwartung der verheißenen Mitternacht, erst hätte heimgehen sollen. Er nahm daher, so ironisch als sie an ihn erging, die Einladung des Fürsten an, noch ein Stündchen mit ihm bei dem bekannten Conditor zu verbringen, und traf an Ort und Stelle in fröhlicher Unterhaltung die andern Künstler an. Sie waren meist keine große Politiker und nahmen lange nicht so sehr als die gewöhnlichen Gäste Theil an den Welthändeln, die damals, Ende Oktober achtzehnhundert einunddreißig, allerdings weltgeschichtlich geworden waren. Es hatte also noch Keiner daran gedacht, ein Zeitungsblatt zur Hand zu nehmen, als Kurowsky eintrat, und ohne sie sonderlich zu beachten, sich in seinen Winkel zu den Zeitungen setzte. Hier hatte er nicht sobald die preußische Staatszeitung angesehen, als er aufsprang, das Blatt zu Boden warf, mit Füßen trat und in die wüthendsten Verwünschungen Rußlands ausbrach. Schon vorher durch den politischen Untergang seines Vaterlandes gegen die Welt erbittert, hatte der unglückliche Mann sich nur durch die herzliche Theilnahme der jungen Künstler bewegen lassen, sich nicht in völlig menschenfeindliche Einsamkeit zurückzuziehen, und mußte er nun zu seiner Empörung die amtliche Nachricht lesen, daß das russische Strafgericht auch seine Familie getroffen hatte, und seine

nächsten Anverwandten, die er schon gerettet geglaubt, in Warschau öffentlich hingerichtet worden waren.

Seine bestürzten Bekannten konnten erst nach und nach diese Thatsache von ihm in Erfahrung bringen und, kaum daß er wieder ruhiger geworden war, zeigte sich auch hier die gähnende Kluft, die die polnische Sache damals in alle Gesellschaften riß. Es wurde heftig für und wider Polen gestritten, und der Fürst fand an dem Bildhauer einen Bundesgenossen, wiewohl er, in dem Vollgefühle seines Standes und des Uebergewichtes seiner Nation, sich in keinen näheren Streit einließ, und, in Beachtung seines persönlichen Vorhabens blos dahin strebte, durch hingeworfene scharfe Aeußerungen den Streit der Andern zu erhitzen.

Kurowskys jetzige Stimmung ließ es ihm damit freilich nicht nach Wunsch gelingen; jedoch führte ihn, wenn er sich auf Augenblicke vergessen hatte, seine Selbstbeherrschung immer auf sein Augenmerk zurück.

Ilefeld war mit dem Republikaner zuletzt eben in dem eifrigsten Preise Polens begriffen, und Bernhard saß in sich versunken, als der Fürst den Bildhauer mit einem Winke in den Laden beschied, wo er ihn ersuchte, einem Scherze zu Gefallen, den er mit Bernhard vorhabe, denselben um jeden Preis bis eine halbe Stunde nach Mitternacht aufzuhalten.

Balthasar hatte freundschaftliche Mystifikationen gern genug, um auf den vermeinten Spaß unbedenklich

einzugehen, entgegnete dem Fremden, da er zu Bethätigung seiner Willenskraft fähig war, einen Scherz bis zum Ernste durchzuführen, daß er auf ihn rechnen könne, und begab sich, als der zufriedengestellte Russe den Laden verließ, in das Stübchen zurück, wo man ihn nicht vermißt hatte.

Der schlaue Fürst hatte am Nachmittage einen Theil der Erklärung der Liebenden, hinter einem Felsblocke geborgen, mit angehört und sich sogleich vorgesetzt, selbst die Frucht zu pflücken, durch deren Entwendung er, wie er meinte, Bernhard kein Unrecht that, da er ihm seine Braut förmlich abgekauft hatte.

Als er aus dem Conditorladen nach Hause geeilt war, befahl er seinem Kammerdiener in der Voraussetzung, daß die harrende Natalie sein Zimmer beobachten werde, und um sie gegen jeden Verdacht sicher zu machen, in seinem Schlafrocke eine Weile an dem offenen Fenster seine Rolle zu spielen. Er selbst stahl sich heimlich aus dem Hotel, um sich Bernhards Mantel und Hut aus dessen Wohnung angeblich für ihn abzuholen und, damit bekleidet, hin und her zu streichen, bis es ihm Zeit zu seyn schien, sein Wagniß zu bestehen.

In seiner politischen und gemüthlichen Aufregung hatte Kurowsky die Abwesenheit des Fürsten nicht sogleich bemerkt, oder doch dafür gehalten, daß derselbe sich, aus Unlust an dem Wortwechsel, in den Laden zurückgezogen habe. Sobald er sich wieder auf

das was ihm in der jüngsten Zeit am Herzen gelegen hatte, besann und den Fürsten nicht mehr vor sich sah, folgte er ihm unverzüglich. Sein redlicher Sinn hatte, seitdem der Russe in diesem Kreise aufgetreten war, geahnet, daß hinter dessen lauerndem Wesen eine lichtscheue Absicht verborgen sey, und seine fortgesetzte Aufmerksamkeit ihm seinen Stand enthüllt, ohne daß er, um desto sicherer zu beobachten, die Wahrheit bekannt gemacht hätte.

Er empfand für Bernhard und noch mehr für Natalien eine aufrichtige Zuneigung und verehrte die letztere so hoch, daß er um ihrer Kränkung willen den ersteren beinahe zu hassen angefangen hatte, und ihm mehr als einmal sein Unrecht gegen sie vorhielt.

Er bewunderte Bernhards Bild so gut wie die Andern, begriff indessen nicht, wie der Künstler die Schönheit habe so erkennen können, ohne sich von ihrem Adel zu überzeugen. Er hatte nie geliebt und ahnete weder, was in Bernhards Seele vorgegangen war, noch daß auch in dem Manne zuweilen, wie noch öfter in dem Weibe, die erste Liebe in eine so harte Kruste gehüllt, eintrete, die sie nur nach und nach von sich stoße. Das eigentliche Verhältniß zwischen Beiden war ihm erst bei der heutigen Ausfahrt und auf einer Anhöhe, der Mühle gegenüber, klar geworden, wo er, ihnen unsichtbar, von weitem ein Augenzeuge ihrer Versöhnung gewesen.

Aus dem veränderten Wesen des Fürsten hatte er

freilich seine Mitwissenschaft der letzteren erkannt; daß er ihnen aber fast Wort für Wort abgelauscht, bildete er sich nicht ein, sonst hätte er, der zwischen ihm und Bernhard vorwaltenden Kälte ungeachtet, ihn zu rechter Zeit gewarnt.

Unter diesen Umständen nahm er sich blos vor, des andern Morgens mit seinen Nachrichten zu Bernhard zu gehen und sich mit ihm zu verständigen. Für heute schien es ihm genug, dem Fürsten so lange zu folgen, bis er ihn unschädlich wisse; unglücklicher Weise gelangte er aber erst vor das Hotel, als der Kammerdiener bereits die Fenster schloß und anscheinend als sein Herr zu Bette ging. Er entfernte sich beruhigt wieder, und schlich noch eine Zeitlang auf den einsamen Straßen umher, wo er behaglicher als anderswo seinen schwermüthigen Gedanken nachhing.

Plötzlich fällt ihm ein Vorübergehender auf und erkennt er Bernhard an Hut und Mantel.

Er folgt unbemerkt. Es ist der Fürst, der zu Natalie geht. Kurowsky gönnt dem vermeinten Künstler sein Glück, sobald er von ferne sieht, was geschieht, und tritt, als der Begünstigte in das Haus verschwunden, demselben gegenüber, in einen Thorweg. Der Moment bewegt seine Phantasie und er vergißt die Zeit. Er erwacht endlich, fühlt Müdigkeit und will nach Hause gehen. Da hört er Schritte und sieht Bernhard noch einmal ohne Mantel nahen. Ein Zeuge dessen, was mit ihm geschieht, knirscht er

vor Wuth mit den Zähnen, indem er den Zusammenhang erräth. Doch läßt er den Verzweifelnden von dannen eilen und verweilt, da er weiß, was er zu thun hat, ohne seine Gegenwart zu verrathen, auf dem Platze.

Bernhard war von den nicht übelwollenden Freunden planmäßig in sein Verderben gestoßen worden. Kaum daß der Fürst und danach Kurowsky sie mit ihm allein gelassen, winkt Balthasar einem Dritten, dem er sich heimlich anvertraut, mit Bernhard in den Laden zu gehen, um ihm unter vier Augen etwas mitzutheilen, und benutzt den Augenblick, die Andern um ihre Mitwirkung gegen ihn zu bitten.

Aufgeregt vom Streiten und Trinken willigen sie ein und so stellt man die Uhren zurück und läßt eine neue Bowle Punsch bringen.

Bernhard und der Andere kehren wieder und man zieht ihn in ein Kunstgespräch, dem er sich eine Weile hingibt. Endlich blickt er in die Höhe, ob es nicht bald Zeit sey: es ist eben elf.

Er wundert sich, daß es nicht später; findet aber begreiflich, daß ihm die Zeit lang werde, und wird nur ungeduldiger, da die Andern zu sehr auf ihn einreden. Sein Auge hangt sehnsüchtig an der Uhr und er denkt schon daran, nachdem man ihn, bei einigen Versuchen Abschied zu nehmen, mit Gewalt wieder in seinen Stuhl gedrückt hat, sich heimlich fortzuschleichen, als er, trotz des absichtlichen Lärmens

der Anwesenden, an der nahen Thurmuhr eine Stunde ausschlagen hört.

Die Wanduhr zeigt erst auf halb zwölf. Das nimmt ihn Wunder. Eine fernere Kirche wiederholt die dumpfen Glockentöne metallreicher. Jeder Schlag trifft ihm das Herz. Er weiß nicht, was er denken soll. Er wagt nicht, seine Ungeduld zu äußern, aus Furcht, damit zu Neckereien herauszufordern; allein es leidet ihn nicht mehr: er steht auf und will gehen.

„Wohin, wohin?“ ruft Balthasar und hält den Stürmischen auf.

Er erwiedert, er könne nicht länger der Müdigkeit widerstehen. Man lacht und meint, es sey ja erst halb zwölf. Bernhard behauptet, zwölf Uhr sey vorbei, er habe es unlängst ausschlagen hören. Balthasar erklärt, daß es drei Viertel gewesen sey, was mehrere Uhren hinter einander angegeben.

Man streitet durch einander; mehrere ziehen ihre Taschenuhren, die alle auf halb zwölf zeigen. Einer hat die seine sogar auf elf gestellt und führt sie als Beleg für die richtige Mitte von halb zwölf an. Bernhard fängt an irre zu werden, da er die Verschwörung nicht ahnet. Der Streit zieht sich in die Länge und wird spaßhaft.

Da hört Bernhard so deutlich, als ob es in der Stube wäre, ein Viertel von dem Kreuzthurme schlagen, und läßt sich nun nicht länger halten. Man fügt sich scheinbar, um die Sache nicht zu weit zu

treiben, hat aber schon für eine neue Abhaltung gesorgt; der Conditor hat die äußere Ladenthür geräuschlos zugemacht und sich versteckt. Die Unruhe geht von neuem los; man ruft und ruft den Unsichtbaren, er rührt sich nicht; unter Lachen und Schreien wird er mit dem Lichte, das einmal über's andere erlischt, gesucht, man findet ihn nicht.

Endlich erblickt ihn Bernhard schlafend hinter einer spanischen Wand.

Man ermuntert ihn, fängt an zu bezahlen, und es kommt so weit, daß Alle gehen; doch hält es noch auf, daß die Schlüssel nicht zur Hand sind. Bernhard wird vor Ingrimm still und einige der Freunde, die seinen Zustand sehen, bereuen, ihn so lange zum Besten gehabt zu haben. Sie treiben selbst zur Eile und die Pforte öffnet sich. Alles stürmt hinaus und Bernhard muß noch einen Umweg machen, um den Schein zu bewahren, daß er nach Hause gehe.

Er rennt Straße auf und ab, athemlos, zu seinem Ziele; einige Worte, die man ihm nachgerufen hat, so wie ein heimliches Gefühl, erregen ihm den Verdacht, daß alles eine angestellte Sache gewesen.

Als er vor dem Hause ankömmt, schlägt es eben drei Viertel auf ein Uhr. Er wartet einige Augenblicke, ehe er das Zeichen gibt, sammelt sich und wagt dennoch zu hoffen, daß nichts wider ihn geschehen sey.

Er gibt das Zeichen und lauscht: Alles bleibt still.

Er erschrickt und zagt, harrt und wiederholt es.

Er ist vor Ungeduld und Aerger nahe daran zu weinen. Da regt sich, knarrt etwas in der Höhe, geht das Fenster auf.

Er sieht schüchtern hinauf, denkt, jetzt biegt sie sich herab, läßt den Schlüssel an dem Bande nieder. Das Herz pocht ihm überlaut. Mit jedem Schlage tönt es wie eine Glocke in ihm wieder: „die Stunde deines Glückes ist da, ist da, ist da!"

Eine breite dunkle Gestalt wird sichtbar.

„Ist das Natalie?

Wahrhaftig nicht.

Ihre Mutter? Eben so wenig.

Es ist ein Mann!" Bernhard hatte nicht Zeit nachzudenken, ob es der Bruder sey. Der erste Ruf des Fürsten trifft sein Ohr.

Die verhängnißvolle Stille tritt ein. Wessen die Stimme, ist unzweifelhaft; allein er faßt das Entsetzliche nicht mit einemmale. Er glaubt in die Erde zu sinken, vermag sich nicht zu regen. Die Stimme fragt zum andernmale. Bernhards Einbildung macht ihm weiß, im weißen Nachtkleide stehe Natalie, ihn selbst verspottend, hinter dem Fürsten und schmiege sich an ihn. Sie ist als Buhlerin des Russen weit tieferer Verachtung werth, als er ihr noch heute zollen dürfen.

Der Boden will ihm unter den Füßen vergehen, und dennoch treibt der Zorn den starren Körper, wie der Dampf das Schiff, von dannen.

Kurowsky scheint in seiner Verborgenheit zu Stein geworden. Er regt sich nicht, und kann wohl gar nicht mehr in dem Schatten stehen? — — —

Da tritt der Fürst, blaß und verstört, aus dem Hause, vergißt die Thür hinter sich zuzuziehen und will entfliehen. Es regt sich ihm gegenüber: eine männliche Gestalt schreitet über die Straße und schlägt ihm mit geballter Faust ins Gesicht.

Von Schmerz, Ueberraschung, Wuth einige Augenblicke sprachlos, weicht der Fürst einen Schritt zurück, um seinen ihm fast undenkbaren Gegner zu messen. Er sinnt wie er ihn, waffenlos, vernichte; er muß ihn mit den Händen erwürgen, und erhebt schweigsam seinen Arm, als er Kurowsky erkennt.

„Das für die Infamie!" ruft ihm dieser zu; „morgen Leib und Leben für Polen! Wir sprechen uns auf Pistolen."

„Morgen?" flüstert der Fürst heiser, indem er seinen geschwungenen Arm einhält, „auf der Stelle folge mir!" —

Damit ergreift er Kurowskys Hand, der sie ihm eisern drückt und stürmen Beide der schräg über gelegenen Wohnung des Fürsten zu.

Dieser reißt in die Hausklingel.

„Treten Sie bei Seite," spricht er zu Kurowsky. „Es darf Sie niemand sehen. Erwarten Sie mich hinter der Ecke des Gäßchens." Kurowsky entfernt

sich stillschweigend. Der Portier öffnet das Thor, leuchtet bis zur Treppe, wo der Kammerdiener harrt, und empfängt die Weisung, noch nicht zuzuschließen, man komme gleich zurück.

Oben winkt der Fürst dem Diener, draußen zu bleiben und tritt allein in sein Zimmer, das er nach einigen Minuten wieder verläßt, um in die Dunkelheit der Straße zurückzueilen.

In der Vorstadt trennen sich die beiden Feinde aufs neue und begeben sich, damit der Ueberlebende sicher gestellt sey, durch verschiedene Thore, einzeln nach dem großen Garten, wo sie unweit des königlichen Palais zusammentreffen. Von dannen schreiten sie rechts dem Ende zu und machen auf einem vertieften, umbuschten Rasenplatze Halt.

Der Fürst hält Kurowsky die Pistolen zur Wahl hin, sie messen fünf Schritt in der Dunkelheit ab, treten einander gegenüber.

Es erfolgt Ein Knall. Kurowsky stürzt, ins Herz getroffen, zusammen. Der Fürst bleibt auf den Füßen und hält sich den Kopf. Indem er mit schon ausgestrecktem Arme in Positur stand, schmerzte ihn das Auge, das ihm Natalie verletzt. Er wendete den Kopf, um es mit der linken Hand zu wischen, drückte ab und traf sein Ziel; die vorbeipfeifende Kugel des Polen streifte ihm das nämliche Auge und schoß es aus. Den wüthenden Schmerz verbeißend, blieb der Fürst einen Moment vor dem sterbenden Kurowsky

stehen, und eilte nach der linken Seite des Gartens, indem er unterwegs sein Pistol in den Teich warf. Er lief quer über das Feld, einem dritten Thore zu, das ihm der schlaftrunkene Wärter aufschloß, ohne auf seinen Zustand zu achten, und erreichte sein Hotel.

Hier hatte der ermüdete Portier den Wache haltenden Kammerdiener gebeten, seinen Herrn selbst einzulassen, was unbemerkt geschah, und besorgte der Verschwiegene, nachdem er den ersten Verband aufgelegt, noch vor Tagwerden eine Miethkutsche, in der der Fürst heimlich nach seiner Landwohnung fuhr. Der Diener folgte ihm, sobald er im Hotel seine Sachen geordnet hatte, und der Fürst ließ sich durch einen Wundarzt aus der nächsten kleinen Stadt behandeln, indem er durch diese Vorsicht bewirkte, daß kein Mensch in ihm Kurowskys Mörder ahnete; er gab an, ein Freund habe ihn aus Unvorsichtigkeit um das Auge gebracht.

Als Kurowskys Leichnam aufgefunden ward und die Gerichte eine Untersuchung anstellten, ergab so viel von den letzten Umständen seines Lebens verlautete, die Wahrscheinlichkeit, er habe sich aus Verzweiflung über das Unglück seines Vaterlandes und seiner Familie selbst das Leben genommen. Er ward schnell vergessen und nur Wenige betrauerten das Ende des edlen Sonderlings.

Bernhard packte noch in jener Nacht seine Sachen

zusammen, traf die nothwendigen Vorbereitungen zu seiner Abreise und fuhr mit der nächsten Post Italien zu, wo ihm die bedeutende Summe, die er von dem Fürsten erhalten hatte, für einige Zeit seinen Unterhalt sicherte. Er hatte sich seit dem Abend vor keinem seiner Bekannten sehen lassen, in einem Briefe an Ilefeld Abschied genommen und weder von dem Fürsten noch Kurowsky oder Natalien etwas Weiteres gehört.

Der Fürst verließ bald nach der Katastrophe Sachsen, ohne dem Künstlerkreise wieder nachgefragt zu haben, der um seines wahrscheinlichen Verrathes willen gegen ihn erbittert war, und soll später auf seinen Gütern in noch ziemlich jungen Jahren gestorben seyn. Nataliens Mutter erhielt nach seiner Entfernung ein kleines Capital in seinem Namen ausgezahlt, und dasselbe tröstete sie in der Krankheit ihrer Tochter so wie für den Verlust, den sie an deren Bräutigam, sie erfuhr allmählig wie, erlitten hatte.

Natalie war still, ergeben, gern allein und sah die Folgen ihres hitzigen Fiebers am Ende den Charakter einer Abzehrung annehmen. Sie sehnte sich ins Freie und bewog ihre Mutter, sich mit ihr zum Sommer in einem Weinbergshäuschen einzumiethen, wo sie nach einigen Wochen sanft entschlief. Die alte Frau zog in der Folge zu ihrem Sohne, der nach vollendeter Dienstzeit zum Frömmler geworden war, und in einer kleinen Stadt den Posten eines Thorschreibers verwaltete.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Italien rechtfertigte die Hoffnungen, die der Maler Bernhard davon für seine Kunst gehegt hatte, keineswegs. Sein Talent entwickelte sich nicht weiter und er vermochte es in keine dauernde Harmonie mit dem Leben zu setzen. Wahrheit und Natur flohen ihn und er verlor sich in der Ausübung abstrakter Theorien. Er liebte das Lebendige nicht im Geiste des Schöpfers, so daß er sich darüber selbst vergaß, sondern erachtete den selbstsüchtigen Genuß für das Höchste, von dem er unvergängliche Kunstgebilde abzuschöpfen wähnte, und mußte bei abnehmender Körperkraft nothwendig getäuscht erkennen, daß ihm seine Phantasie nur hohle Larven vorgespiegelt habe. Er war mit dem Tode im Herzen nach Italien gegangen, weil er verachten müssen, was er geliebt, und sich in seinem innigsten Gefühle betrogen sah, und seine dort erzogene Kunst brachte den Tod im Herzen mit zurück, weil sie, wie die moderne Kunst so oft, nur der Schrei der Verzweiflung darüber war, daß der Künstler, der es allein würdige, das so schmerzlich vermißte Glück allein bei Andern erblicke, die es nicht zu genießen wüßten.

Seine Bilder wurden freilich gerade darum recht geschätzt und er fand durch sie in Rom seinen reichlichen Unterhalt, bis ihn, bei seiner zunehmenden Hinfälligkeit, das Bedürfniß von Luftveränderung und unbestimmte Sehnsucht nach dem Vaterlande trieb.

Er kehrte nach Dresden heim, wo er sich aber

mit seinen ehemaligen Freunden nicht wieder zusammen fand.

Es gehört so wenig dazu, ein von Menschen geschlungenes Band zu zerreißen, wo es, zumal wie hier, an der todten Luft der Trennung verwitterte. Auch verändern sich die Menschen so schnell und es steht ihnen selten an, durch Wiederanknüpfung von Verbindungen sich an ihre ehemaligen Zustände zu erinnern. Es ist so unerquicklich, die Gegenwart, die man genießen will, durch Vergleichung mit der Vergangenheit zu richten.

Ueberdies war auch die dereinstige Gemeinschaft der Kunstgenossen in sich aufgelöst. Kurowsky war durch einen unfreiwilligen und doch nicht unwillkommenen Tod vom Schauplatze der Welt abgetreten. Balthasar hatte auf seines fürstlichen Gönners Empfehlung einen Ruf nach Rußland erhalten und machte dort sein Glück, wenn es ihm gelang, es in ein civilisirtes Land zu bergen. Die Uebrigen lebten in Unfrieden mit einander und kümmerten sich nicht um Bernhard, dem sich nur der weiche Ilefeld von neuem anschloß.

Sobald Bernhard sich von den Beschwerden seiner Reise einigermaßen erholt hatte, beschäftigte er sich, zum Arbeiten noch unlustig, einstweilen mit dem Studium der Gemäldegallerie und ward darin vorzugsweise von der einfacheren Naturwahrheit der Niederländer angezogen, da ihm die moderne Verschrobenheit

seiner eigenen Manier in der Kunst die ideelle Wahrheit der großen Italiener entfremdet hatte. Vor Allem fesselte sein Gemüth die unwiderstehliche Schwermuth Ruisdaels, die es milder und weicher stimmte, und er stand stundenlang vor dem kleinen, vielleicht besten Bilde des großen Künstlers, um sich von dessen wunderbarem Naturseelenleben auf das Tiefste rühren zu lassen.

Durch eine magere Ebene führen, aufgestellten Garben vorüber, die Furchen eines Feldweges dem beschatteten Waldsaum im Hintergrunde zu. Eine Kirche und Thurmspitze, eine Windmühle ragen aus den Bäumen, ein altes Bretterhaus steht davor. In der undeutlichen Ferne sieht man Menschen. Aus dem Vorgrunde geht ein Mann mit einem Knaben und Hunde dahin, eine Frau in dunkeln Kleidern, mit einer weißen Schürze, ein weißes Tuch um den Kopf, einen Korb am Arme kommt ihnen entgegen und ihr Schatten geht voraus. Graue Wolken hangen am blauen Himmel und werfen ihre Schatten auf den Vorgrund. Ueber den Mittelgrund fliegt so eben, wie eine schwache, nicht eintreffende Hoffnung über ein düsteres Leben, ein Sonnenstreiflicht, dem man es ansieht, daß es nicht von ihren unmittelbaren Strahlen herrührt, sondern nur durch Wolken schimmert. Das Bild ist eintönig, ohne Farben-, Lichter- oder Schattenkraft, aus den alltäglichsten Gegenständen der Natur zusammengesetzt, und bringt nichts destoweniger

die stärkste Wirkung hervor. Es ist, als müsse, über der Landschaft, der Himmel alle Augenblicke in Regen, als müsse die Rührung des Betrachtenden alle Augenblicke in Thränen ausbrechen. Es versinnlicht die Stimmung, in der wir dies Gefühl haben, wir wissen nicht wie und warum, und deßhalb ergreift es uns so wunderbar, weil wir uns selbst oder eine ganze poetische Gegend unserer Seele darin wiederfinden.

Eines Tages traf Ilefeld Bernhard in solcher Stimmung vor dem Bilde und wußte dieselbe dazu zu benutzen, sich gegen ihn das Herz zu erleichtern. Er hatte bisher, auf Bernhards Verlangen, der Vergangenheit mit keinem Worte erwähnen dürfen; jetzt nannte er Natalien.

Er fand seinen Freund bitterer und unversöhnlicher als er geahnet hatte. Jedoch ging, zu Ilefelds Erstaunen, aus seinen wortkargen Aeußerungen hervor, daß er in Unwissenheit dessen lebte, was aus dem Mädchen geworden und im besten Falle der Meinung war, sie möge mit dem Fürsten nach Rußland gegangen seyn. Hierauf erklärte ihm Ilefeld, wo und wie sie gestorben, und sah, daß diese Nachricht ihre Wirkung auf Bernhard nicht verfehlte, indem die Thräne des Mitgefühls, die er in seine Seele fallen lassen, wie ein farbiger Tropfen in einem Glase reinen Wassers, sich zuerst in dunkleren Adern auszweigte und allmählig ganz und gar darin auflöste.

Bernhard starrte einige Minuten vor sich hin, während Ilefeld ihn beobachtete; alsdann nahm dieser das Wort und bat ihn, einige Eröffnungen in der Sache anzuhören. Bernhard pflichtete mit Blick und Geberde bei und sie begaben sich in die Einsamkeit des königlichen Gartens auf der Ostraallee, wo sie unter den alten Linden auf- und abwandelten und Ilefeld seinem Freunde erzählte, was er von Natalien gehört, gesehen und errathen hatte, da er der Einzige gewesen war, der seit jenem verhängnißvollen Tage zuweilen zu ihr gekommen, um ihr einen und den andern kleinen Dienst zu leisten und dem sie sich am Ende auf ihrem Sterbebette ganz anvertraut hatte.

Bernhard hörte der Mittheilung aufmerksam zu und erkannte, wie willkürlich er über Natalien verblendet gewesen war. Es fiel ihm während deß wie Schuppen von den Augen und er mußte an sich selbst erleben, daß mancher Schmerz, der uns entgegentritt, zu groß ist, um erfaßt zu werden, und daß dann unsere Seele sich gleichwie in Ergebung demüthigt, indem sie diese allzustarke Versuchung von sich ablehnt. Noch fähiger als Ilefeld, in der Sache klar zu sehen, ward ihm Nataliens Unschuld eben so unzweifelhaft, wie der Betrug des Fürsten und das Vorhandenseyn unsichtbarer Verbindungsfäden, die die Zeit zerrissen hatte.

Die schuldlose Natalie war also mit ihm versöhnt

gestorben, dessen Opfer sie geworden, und zum Lohne dafür strafte er ihr Angedenken mit Verachtung!

Es kam ein solcher Schmerz, und, wenn er von einemmale zum andern sich erschöpft hatte, eine solche Befriedigung über ihn, daß er durch muthwillige Zerstörung seines Lebens ihr Rächer an sich selbst geworden, als er noch niemals empfunden hatte. Er wies mit Heftigkeit den Trost zurück, den ihm der mitleidende Ilefeld zu leihen versuchte und erklärte ihm seine Glückseligkeit, seinen seither zweifelhaften Tod nun als ein Geschenk des Himmels hinnehmen zu dürfen, wegen dessen Vermittelung er ihm den innigsten Dank wisse. Ja, er empfand ein so unabweisliches Bedürfniß, Nataliens Grab zu sehen, daß er, seines aufgereizten Zustandes ungeachtet, noch an dem Nachmittage den Entschluß ausführte, es zu besuchen.

Als er zu dem äußeren Thore hinausgekommen war und, in Gedanken mit Natalie, Leben und Tod beschäftigt, sich dem Blasewitzer Gehölz nahte, überkam es ihn wie eine plötzliche Erinnerung.

„Was geht in mir vor?“ dachte er, „ich habe die langen Jahre her wie im Traum gelegen und mich nicht auf mich besinnen können. Das menschliche Treiben ist doch von Anbeginn bis zu Ende kindisch! Ich erdreistete mich, Gestalten im Leben erschaffen zu wollen, und konnte nicht eine, geschweige die ganze Menschheit mit Liebe umfassen. Ich war selber todt

und wollte beleben. Mit wie Wenigen ist es anders! Wer wahrhaft leben soll, muß erst wieder geboren seyn; und wie Viele sterben daran."

Er setzte sich auf einen Stein am Wege und sah vor sich aus.

Eine Frau mit einem Korb am Arme, ein weißes Tuch um den Kopf, eine weiße Schürze vor dem dunkeln Kleide kam daher.

Er hörte Stimmen hinter sich.

Es war ein alter Bauer mit breitem Hute, und sein kleiner Sohn und Hund, die nahten. Der Himmel war theils blau, theils mit einem weißen Wolkentuche bedeckt, das sich stellenweis dunkler faltete und seine Schatten auf die Gegend niederdrückte. Bernhard saß in der Dämmerung. Vor ihm lagerte ein helleres Streiflicht auf den Feldern, wo das geerntete Getreide in Garben zusammen stand. Der einsame Weg schlängelte sich dem Walde zu, an dessen Saume das mit verwitterten Brettern beschlagene Haus so traurig aus seinen Fenstern blickte.

„Seltsam!" meinte Bernhard bei sich, „daß die kleine Landschaft von Ruisdael, gerade so staffirt, wie von der Wirklichkeit dem Bilde nachgeschaffen, vor mir liegt. Es ist, als ob eine alte, in dieses Bild gebannte Erinnerung, mir damit so lange Sinn und Gedanken gefesselt hätte. Wo ich seit meinen akademischen Jahren stand oder ging, hatte ich in dieser trübfrohen Stimmung das Bild vor mir. Was ist,

was war der Zauber, den es auf mich übt? Vielleicht nur eine Erinnerung? — und jetzt besinne ich mich ja auch mit einemmale. So geht es, wenn man keine glückliche Jugend gehabt hat, daß die wenigen bleibenden Erinnerungen, die man retten möchte, sich spurlos in dem Wuste verlieren!

„Meine Eltern wohnten eines Sommers in dem Dorfe, in dem Hause, vor dem eine alte Linde stehen muß. Ich wurde damals alle Tage zur Stadt in die Schule geschickt. Ich ging allein und unzerstreut, mir selbst überlassen; das hat mir die Gegend so in die Seele geprägt; besonders da ich auf dem Hin- und Herwege oft auf dem Steine sitzen blieb und zeichnete. Das war eine glückliche Zeit gegen jetzt; wie gut, daß ich mich darauf besonnen habe! Das irdische Leben ist ja überhaupt nichts, als daß wir etwas vor uns suchen, was wir längst hinter uns haben: Unschuld, Kindheit!" —

Er setzte seinen Weg bis zum Dorfe fort, in dem er bei der Linde, in der die Vögel sangen, stehen blieb. Seine älteren Erinnerungen verdrängten die jüngeren immer mehr und heiterten ihn auf. Er ließ sich über die Elbe setzen. In der Loschwitzer Schenke mußte er wieder ausruhen.

Es ward Abend, als er weiter ging. Er meinte, es sey desto besser, so bleibe er auf dem Gottesacker ungestört. An den Rückweg dachte er nicht. Er konnte die Nacht in der Gegend zubringen.

Das Abendroth glühte über der Stadt hinter ihm. Dampf und Thau stieg in Wolken darüber. Da lag das verwitterte bretterne Weinbergshaus auf der Höhe, in dem Natalie gestorben war. Eine schwarzblaue Wolke lastete auf dem Dache, blutroth erglänzten die Fenster. Die Grillen zirpten auf Feld und Au, es dämmerte, es dunkelte; Bernhard kam an eine niedere Mauer, über die hinweg er auf Gräber und Leichensteine sah. An der schwarzen Thüre klebte ein Zettel: daß der Schlüssel verloren gegangen; wer ihn finde, solle ihn beim Todtengräber abgeben.

Bernhard wollte über die Mauer steigen. Der Wind ging durch die Fliederbüsche und Trauerweiden, daß die Zweige nickten. Eine dürre Gestalt bog sich mit ihnen vor und schien einen Arm mit etwas Glänzendem auszurecken. Bernhard griff darnach und glitt in das hohe Gras. Er wollte sich wieder aufrichten und seine Hand berührte einen kalten Gegenstand, es war der Schlüssel; er nahm ihn und schloß auf.

Er schritt über schwarze Grabhügel an Kreuzen vorbei, die in der Nacht nachdunkelten. Weiße Steine, niederes Gitterwerk, hohe formlose Denkmale; eine Säule mit blumenbekränzter Urne, ein Engel, der daran lehnte, ragten auf; Glaskasten mit Blumen, Bändern, Kränzen, Zetteln standen daneben. Der junge Mann suchte nach ihrem Namen und konnte kaum die Inschriften mit den großen eingehauenen

Lettern entziffern; doch machte er es möglich, einen Zettel zu lesen:

„Vermorschet immerhin der Leib und dessen Glieder,
„Ich starb hier nur als Mensch, als Engel leb' ich wieder.“

Er weinte, sah neben hin: da stand ihr Name; es war Nataliens Grab. Er stürzte daran nieder, breitete die Arme über den nassen Rasen und umfaßte den kleinen Hügel, als ob er ihn abtragen wollte. Er drückte das Gesicht daran, daß es die Gluth der thränennassen Augen und Wangen kühle, die feuchten Grashalme stachen ihn, er schloß die Augen, — und so wie ihm die Fähigkeit zu sehen verging, war es, als schlösse sich nun erst das Auge auf, als zerflösse die Decke des Grabes, der Deckel des Sarges in Luft und als sähe er im Dämmer, drei Ellen tief unter sich, die Geliebte im Sarge. Es war so still, so schaurig um sie, alles schlief, sogar die Zeit stand still. Sie lag da, die lieben Augen auf ewig geschlossen; hatte vielleicht ihren letzten Blick umsonst nach ihm aufgeschlagen; er hatte sie ihr nicht zugedrückt, fremde Leute, ihre Mutter . . . . . . Die Wangen blaß und eingefallen, starr, das Haar gescheitelt. Ein schneeweißes Leichenhemd umlag die ehedem so schönen schwellenden Glieder, die jetzt . . . .

Rothe Schleifen waren daran lang heruntergesetzt, ein welker Blumenstrauß schmückte ihre Brust. Ein Dunst, der ein gespenstisches Leben hatte, und seine

Beute, die er verzehrte, hütete, war ihre Atmosphäre.

Das war also, die er so sehr geliebt, die er so sehr gekränkt hatte! Sie hörte ihn nicht mehr, sah ihn nicht mehr; es war blos ihre verwesende Hülle und auch die nicht mehr. Staub wie jeder andere, wiewohl heiliger Staub. Wo war sie selbst? Wo ihre Seele, mit der sie ihn geliebt? zerflossen in das All? —

„O! daß hinter dem Grabe, mit dem Grabe alles aufhört!" dachte Bernhard; „wenn der Lebende des Todten gedenkt, der ihn liebte und dem er mit Undank vergolten hat: es wälzt keine Kraft mehr als des Todes diese Last von uns. Mit dem Körper zerfällt die Angst, das Weh der Erde in nichts und die Seele erhebt sich, aufathmend, in das raumlose Reich des Gedankens." — „Wo ist ihr Geist? Wo Natalie?" rief er, und richtete das Antlitz empor.

Die Sterne funkelten in die Thautropfen der Gräser und Gräber, in denen sie sich spiegelten. Wie ein Leuchten der Milchstraße meinte er ihren verklärten Leib aufgehen und verschwinden zu sehen. Sie lächelte wie die Frühlingssonne, kein Groll war in ihrem Auge. Was in ihr länger als dies Leben währte, hatte ihm bei ihrer Auferstehung vergeben, hatte ihm nie gezürnt; das Gekränkte, an dem er sich versündigt, war jetzt Staub, gefühllos, wußte nichts von sich und ihm, dessen Vergebung bedurfte er also nicht......

Doch schlug er das Auge sinnend nieder und auf einmal ergriff Entsetzen seine Züge, badete er sich, die Hände ringend, in Thränen: „O! Räthsel des Lebens,“ rief er aufs neue, „das ist ja das ewig Verzweiflungsvolle auf Erden, was dem Tode immer neue Beuten bringt, daß sich die Form, der Staub, der sich versündigte, nicht auch mit dem Staube versöhnen kann, der schon zerfiel, daß die Form der zerstörten Form in keine Ewigkeit ihr Unrecht abzubitten vermag, denn die Form kennt nur die Form, der Staub den Staub ......“

Und vor seinen Augen öffneten sich die andern Gräber, in denen er ihre Todten ruhen sah. Ruhen? liegen, ja; aber wie! entstellt, verzerrt, vermodert, Greise, Männer, Frauen, Kinder in ihren Leichentüchern, alle furchtbar ernst. Er konnte den Anblick nicht aushalten, den ihm die Liebe nicht milderte, den Gedanken nicht fassen, bis zum jüngsten Tage ihr Genosse zu seyn. Er schauderte vor Grab und Tod, wollte aufspringen, sehnte sich nach Menschen und Leben. Da erklang unferne Musik und er richtete getröstet den Blick dahin. Etwas erhöht stand links am Wege ein großes Haus, das alte Ulmen überragten. Die Fenster waren erleuchtet, ein Klavier ward gespielt, Gestalten schwangen sich drinnen im Tanze umher, gemeine Stimmen, lautes Gelächter scholl herüber. Die dunkle Masse des Hauses mit seinen Ulmen und Lichtern sah wie ein ungeheures

Grab aus; das Toben war ein bittrer Hohn der Todtenstille.

Bernhard schauderte vor solchem Leben. Und so ist es allenthalben, dachte er: ein wilder, sinnloser Taumel über Gräbern. Dagegen verlor selbst der Tod seine Schrecken, und er schaute sich nach seinem Grabe um. Neben Nataliens war eine leere Stätte. — Er glaubte zu sehen, wie der Tod ihm feierlich nahe, er sah ihn fest an und sein Blick fesselte sein Auge. Seine Seele ward ihm durch den in Staub zerbröckelnden, wie ein Sieb durchsichtig werdenden Körper erkenntlich. Sie schwamm in himmelblauem Lichte und sehnte sich, je näher er kam, desto unwiderstehlicher nach dem Tode.

„O, komm, Geliebter!“ sprach sie: „es verlangt mich unaussprechlich, an Deiner Brust zu ruhen, von Dir aus dem Kerker des Leibes erlöst zu werden. Dein Athem ist mir balsamischer als ihm der Duft von Gaisblatt und Jasmin, Deine Arme weicher als die der grünen Büsche, die sie in die Luft ausbreiten, Dein Antlitz milder und inniger als das Abendroth, Deine Stimme lindernder als Musik für das wunde Herz. Du bist mir der treue Führer zu der Seele, die mit mir eins und doch von mir getrennt ist, die in Sehnsucht meiner harrt und nach der ich vor Liebesgluth schmelze. O, laß mich ein durch Deine goldne Pforte — — — — — — —“

Die leise Hand des Nahenden berührte ihn, er

sank in das kühle Gras zurück und verlor das Bewußtseyn. Seine Glieder erstarrten im Nachtfrost; starker Schweiß, glühende Hitze brachen ihm aus.

Doch war es nicht die Hand des Todes, die ihn berührte. Der Nahende war kein Anderer, als der freundlichere Bruder des Todes, der Schlaf, der ihn, zu seiner Rettung, in sein stilles Reich hinüberzog. Er umgaukelte ihn hier mit seinen Träumen, und die Wagschale des Lebens sank gewichtvoll nieder. —

Ein Bauer ging nach einiger Zeit dem Gottesacker vorüber und sein Hund witterte den Jüngling aus. Er sprang bellend über die Mauer und ruhte nicht eher, bis sein Herr zusah, was es gebe.

Er fand den Ohnmächtigen, versuchte umsonst ihn wieder zu beleben und holte Hülfe herbei. Man trug ihn in die Schenke des Dorfes, und ein alter Arzt, der für den Sommer in der Nähe wohnte, nahm sich seiner an. Eine tödtliche Krankheit ergriff den Jüngling und ließ ihren Ausgang lange zweifelhaft, da sie in ihm schon in Italien angesammelten Stoff vorfand.

Endlich wendete es sich, unter Ilefelds sorgsamer Pflege, zum Bessern und er ward gesünder, als er seit Jahren gewesen war, indem sich auch seine Kunst zu neuem Aufschwunge ermannte.

Das Leben hatte ihn zuvor angeekelt, weil er sich daran versündigt hatte; er sah den moralischen und physischen Tod vor sich und das heilte ihn. Er hatte

die äußersten Grenzen, Höhen und Tiefen seines Gefühls ermessen und seine Seele mußte wieder dem Kreislaufe des Lebens folgen.

Der Tod soll das Leben befruchten.

Er nahm die Liebe, den Geist, die Schönheit der verstorbenen Natalie in sich auf und entsühnte sich, da es nicht das dahingeschiedene Beleidigte ist, was uns straft, sondern allein das Sündige in uns; vertilge dies, so hört die Schuld und Strafe auf, die du nur dir selbst auferlegst.

So wie aller Gebrauch geschmeidigt, hatte Bernhard durch die Liebe leben gelernt und das Leben ihm dargethan, in wie innigem Zusammenhange es mit der Kunst steht und wie es den Künstler bildet, indem es den Menschen in seinen Schmerzensflammen verbrennt.

Die Sylvesternacht.

Man hat ja wohl zuweilen teuflische Gedanken! und wie wäre das bei Jemand, der viel liest, zu Zeiten zu verwundern, in denen die Literatur den Teufel so häufig an die Wand malt? —

Also saß ich auch eines Tages, durchaus nicht erfreulicher Weise in mich versunken, auf dem Söller meiner alten Burg in Thüringen. Ich hauste da mit meinem bejahrten Castellane in tiefer Einsamkeit, und stundenweit von dem Rittersitze meiner Ahnen war in dem ehrwürdigen Düster des Eichen- und Buchenwaldes, der ihn umgab, kein Dorf zu sehen und zu hören. Die innere Einrichtung des Hauses war das echteste Rococo, und das graue Alterthum der Schränke, Sessel und Tapeten harmonirte mit den Wartthürmen, Spitzfenstern, Hallen und festen Pforten, so wie mit der Stimmung der Gegend und des Besitzers. Doch war ich erst seit Kurzem ein solcher Eremit. Vorher hatte ich Jahrelang in der Residenz gewohnt und als Vertrauter einer schönen Künstlerin ein ganz anderes Leben geführt. Aber eben dieses war der Anlaß meiner gegenwärtigen teuflischen

Gesinnungen, das heißt, ich hatte mich von der liebenswürdigen Sirene wegen der Geistlosigkeit ihres Daseyns getrennt und liebte sie doch wider Willen noch so sehr, daß ich ohne sie keine Ruhe finden konnte. Ich saß nun, wie gesagt, auf meinem Söller draußen und genoß des feierlichen Rauschens, das durch die Wipfel des Waldes zog. Die Bäume waren schon herbstlich bunt und die von den alten Rüstern im Schloßgarten abgefallenen welken Blätter rieselten, raschelten und flüsterten am Boden. Bereits lag auf dem Gipfel des Brockens und der andern Höhen des fernen Harzes, die sie überragten, Schnee. Ein aufsteigender feuchter, schweflichter Oktobernebel erfüllte die Luft und verdunkelte sie noch mehr als der anbrechende Abend. Die Gegenstände verschwammen allmählig vor meinen Blicken. Das Schreien des schwarzen Spechtes deutete nahen Wechsel der Witterung an. Der Rehbock schröckte in der Nähe und Ferne, und das Echo wiederholte zehnfältig sein seltsames Bellen. Ueber mir am Himmel wallten und wogten stellenweis gelbe, grüne, blaue, rosenrothe Lichtmassen durcheinander.

Ich war in Gedanken bei ihr und in der Erinnerung vernichtet. Mein Gewissen schlug Ball mit meiner Seele, je stärker zu Boden geworfen, desto höher flog sie empor. Jetzt nahm sie ihren phantastischen Schwung bis zum Brocken vor mir.

Der Sturm erhob sich, heulte und pfiff über die

Höhen oder sauste durch die Thale, daß Luft und Gräser erzitterten. Die alten Fichten des Blocksberges beugten sich knarrend auf und nieder und weit ab nach unten und oben spielte die Naturgewalt mit dem Waldgestrüpp und den Zwergtannen, als ob es Grashalme wären. Der Sabbath war im vollen Gange und auf seinem wilden Schauplatze stellten sich die mannigfaltigsten Scenen und Gruppen dar.

Kreischend stürmten die Unholden vorüber. Meist Frauen kamen sie wie Furien, mit fliegenden Haaren, nackt, auf Stöcken, Besen oder Böcken an und kreisten lustig oder schwirrten und summten wie Ungeziefer umher, jedwede ihren Teufel vor, ein Kind hinter sich. Die Teufel peitschten das Ding, das sie ritten, wo sie eben nicht, in den verschiedensten Gestalten und Verkleidungen, selbst geritten wurden. Die vornehmsten Hexen ließ der Satan oder allgemeine Teufel auch ohne Reitmittel reisen und sie fuhren wie der Geier, der nach Beute stößt, durch die Lüfte. Hexenwanderlieder verlauteten dazu und das tausendfache gellende Geschrei der Formel: „oben aus und nirgend an!“ verhöhnte den Raum. Hier wurden neu in den Bund aufgenommene Empusen umgetauft. Dort tanzten die Veteranen, beim Schimmer der dampfenden Kienfackeln, in der Runde, das Gesicht nach außen gewendet, und sangen bestialische Lieder.

Große falsche Feuer brannten hier und dort. Damit sie die Scheu vor der Flamme verlören, wurden

die jüngeren Gabelträgerinnen hindurchgetrieben. Den Kindern zeigten die Teufel gräßliche Abgründe, unter Drohungen, sie hinein zu stürzen, wobald sie an Gott glaubten. Kinder standen auch an dem Quelle oder Pfuhl und peitschten das Wasser, um Hagel und Wetter zu machen und den Sturm nicht ausgehen zu lassen. Andere mußten mit ihren weißen Pestkrankenstäben in der Lache die mitgebrachten Kröten hüten, und der Satan sorgte selbst dafür, sie von der abschreckenden allgemeinen Unzucht fern zu halten.

In den Hexenküchen wurden die Speisen zum Nachtmahle, oder Gifte, Salben und Pulver bereitet und diese beim Gebrauche an die Kleider der Menschen geschmiert, oder mittelst einer Art Gießkanne auf Felder und Früchte gespritzt, wodann es, eine schwarze Wolke, staubregnend oder mehlthauend sich verderblich niedersenkte, oder die Dämpfe des Meeres und der Gebirge durchdrang.

Die Liebestränke und Liebeszauber braute eine alte Frau, deren pechschwarzes Haar wie Trauerweidenzweige über die abenteuerlichen Lumpen ihres Anzugs hing, und die auf ihrem Kopfe eine seltsame, mit allerlei Schnörkeln bezeichnete spitze gelbe Mütze trug. Sie schliff daneben einen prachtvollen damascirten Dolch, dessen Griff mit Rubinen eingelegt war, und als mein Auge auf ihr ruhte und dem stechenden Blick begegnete, mit dem sie mich langsam durchbohrte, wußte ich nicht gleich, ob ich in ihr eine ehemalige

oder zukünftige Bekannte, eine Erinnerung oder Ahnung wahrnahm.

Jene Speisen wurden nicht verkauft oder verschenkt, sondern verliehen oder vertauscht und große Kessel voll Vipern, Kröten, Herzen ungetaufter Kinder, Fleisch von Gehängten, Aas, faules Wasser standen am Feuer und brauten und brieten. Was von Essen und Trinken beim Mahle angerichtet ward, war entweder dieser Art Wirklichkeit oder baare Täuschung und mußte in Beelzebubs Namen eingesegnet werden. Allem fehlte das Salz, Alles war abgeschmackt, dumpfig und schimmlig. Pasteten von Brandkornteig mit Kinderherzfleisch gefüllt, die als Nachtisch erschienen, schützten das Geheimniß der Hexerei.

Nach dem Nachtmahle ward unter Gesängen getanzt, wobei sich die Krüppel und Lahmen am leichtesten und behendesten hatten, und die anbetenden Hexen mit Fackeln den vergoldeten Flammenthron umkreisten, auf dem der Satan neben der Königin des Sabbaths, seiner Geliebten, saß, die eine Krone von falschen Steinen trug und jedesmal eine verheirathete Frau seyn mußte. Er selbst hatte drei Hörner auf dem Haupte, auf deren mittelstes ein Licht gesteckt war, woran die Hexen ihre Fackeln anzündeten, und erschien zumeist als zottiger Bock. Jedoch sah man ihn auch sonst als Thier oder Baumstumpf, ohne Arme und Beine, wo nicht als Menschen, mit entsetzlichem Angesicht, das roth wie Eisen glühte, und

übrigens so düster gekleidet, daß es zweifelhaft blieb, ob man Baum, Thier oder Mensch vor sich habe.

Der ganze Sabbath war eine Verhöhnung der gottesdienstlichen Handlungen, zumal der Messe, die auf allenthalben errichteten Altären verspottet ward, indem die Priester, mit dem Rücken gegen das Heiligthum, auf dem Kopfe standen. Die Anwesenden hatten insgesammt dunkle Gesichter oder waren verschleiert, stellten sich nur riesig groß oder klein und verwachsen dar, und die Musik, die ertönte, machte mich fast glauben, in einer neu beliebten Oper zu seyn; wo sie nicht abschreckend betäubte, kitzelte sie in kindischen Weisen Sinne und Ohr. Was ich sah, war Unsinn, Verbrechen uud Gemeinheit; was vorging, wider die Natur, entstellt, beleidigend, empörend, ekelhaft, bethörend, auf Zerstörung abzielend. Die Menschen wurden Thiere, ja erniedrigten sich noch tiefer; die Thiere sprachen und schrieen vernünftiger als die Menschen.

So verderbt hatte die Vergangenheit meine Einbildungskraft, so fieberkranke Schattenbilder erzeugte sie! Jedoch lag nicht das Beängstigende, das solchen Träumen sonst eigen ist, darinnen. Ich stand vielmehr als unbetheiligter Zuschauer unter den Gräueln und blieb unbemerkt, weil ich der edlen Gesellschaft zu unbedeutend vorkommen mochte. Auch könnte ich nicht sagen, daß ich eine moralische Einwirkung verspürt hätte. Es schien mir alles kein rechter Ernst

zu seyn und nebenher ward ein künstlerisches Interesse daran in mir rege. Ich studirte das lebende Bild und erkannte die diabolischen Ausgelassenheiten und Uebertreibungen als nothwendige Spitze oder Folge der alltäglichsten Laster, Gemeinheiten und Verirrungen, die ich hier charakteristischer und poetischer als in der Wirklichkeit fand.

„Hm, hm, ja! daran ist manches Wahre," sagte hinter mir, an einer einsamen Stelle, eine heisere, rauhe Stimme.

Ich wandte mich, erstaunt, auf Gedanken, die ich nicht geäußert hatte, den Wiederhall einer Antwort zu vernehmen und gewahrte dicht bei mir einen düstern Mann, der mir mit den kleinen stechenden Augen einverstanden zuwinkte.

Ich stand im Begriff, ihm eine Erklärung des Räthsels abzufragen.

„Wozu das?" sprach er lächelnd, indem er mir zwischen Rede und Gedanken fiel und einen andeutenden Blick umhergleiten ließ.

Ich trat einen Schritt zurück und schwieg.

„Was Sie hier vor sich sehen," fuhr er fort, „ist gewissermaßen ein Produkt der Kunst und die Kunst immer und allenthalben, wo man sie findet, edel. Man muß des Ortes halb nicht zu wählerisch seyn. Sie sollten ihre Studien nie zu oberflächlich betreiben. Es ist zuweilen gut, ein wenig näher zuzusehen. Die Kunst ist ein Produkt der Wirklichkeit. Man muß die

Wirklichkeit, die es verdient, um ihretwillen liebgewinnen."

Ich sah ihn kommen und erkannte den Versucher. Ich erwiederte ironisch: „Bemühen Sie sich meinetwegen nicht, Sie verschwenden ihre kostbare Zeit. Was man schon aus Ueberzeugung und freiem Willen aufgegeben hat, damit belastet man sich von Ungefähr nicht wieder."

Der Düstere lächelte ungläubig, zog meine freiwillige Einsamkeit in Zweifel und grinste, indem er mit der Linken winkte, mich mit ostentiöser Freundlichkeit an. Mein Auge folgte der Bewegung seiner Hand nach dem wolkigen Hintergrunde, und siehe da! ließ mich eine dünnere Nebelstelle ein verführerisches Bild erblicken: ein hinreißend schönes Weib, ein verspäteter Gast kam eben an und war genugsam hohen Ranges, um eines Reitmittels nicht zu bedürfen. Ihre Haare umflossen in üppigen braunen Wellen die seltenen Reize und man hätte so selbst genügender Schönheit zutrauen mögen, sie gehöre nicht hierher. Indessen fiel der bacchantische Taumel sie einmal über das andere an und sang sie dazu ein wildes Lied. Sie kam verschleierten Angesichts und sah mich nicht; so wie ich aber die wohlbekannten Umrisse, den süßen Ton der Stimme erkannte, überkam mich die Allgewalt der Erinnerung und drohte mich zu besiegen.

Ich schloß mein Auge, kämpfte, schwankte in mir selbst und wollte mich schon, alles vergessend, ihr

entgegenstürzen; als das bleierne Phlegma schwermüthiger Gefühle sich zu rechter Zeit auf den Grund meiner Seele senkte.

Das Lied verstummte. Junge Faunen geleiteten die Schöne, ihr den Mund zuküssend, und rissen sie sich heulend aus den Armen.

Was mich hatte locken und entscheiden sollen, kühlte mich ab; ich verschloß Auge und Ohr dem beleidigenden Eindruck.

„Sie ist verloren!" seufzte ich.

„Das allgemeine Loos des Schönen auf der Erde!" sagte der Satan. „Nicht wahr, meine Leute richten es sich tüchtig zu? Sie haben die Erfahrung für sich. Das ist der stete Lauf der Kunst."

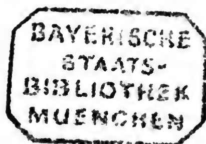
„Aberwitz und Lüge!" versetzte ich: „Was stände dem entgegen, daß der Adel der Kunst nicht auch in dieser Zeitlichkeit unwandelbar wäre?"

„Abermals ganz einfach die Erfahrung," lautete die Antwort.

„Nur daß diese Regel die einzelnen Ausnahmen des Genies erleidet," fügte ich hinzu.

„Es ist die bekannte wohlfeile Philosophie unglücklicher Enthusiasten, sie dafür anzusehen," meinte er höhnisch. „Das Ergebniß der Entsagung hat kein Verdienst."

Sein Wort verletzte mich, wie die Feile die kranke Stelle des Zahns. Das Blut stieg mir ins Gesicht. Ich sagte: „Es ist ja doch nicht unerhört, daß der



Geist das Glück aushält. Der Unglückliche wird zwar oft groß. Der Größte muß aber doch glücklich seyn. Wenn das Schönste und Edelste innerlich recht gesund ist, wird der tödtliche Wurm der Gemeinheit nicht in sein Leben dringen. Und gerade je seltener dies der Fall, desto stärker und erhabener wird unser Streben nach dem Ziele seyn. Der heilige Schutz Gottes. . . ."

Ich hielt in dem Augenblick inne, da ich sah, wie er plötzlich irrlichterhaft sich in sich selbst zurückzog. Er ward immer kleiner und dünner und es dauerte eine Weile, bevor der Verschrumpfte seine Kraft wieder so weit ausspannte, daß er mir seinen Unwillen über meine Rücksichtslosigkeit zu verstehen gab.

Ich entschuldigte mich lachend wegen meiner Vergeßlichkeit, und er bat mich, in seiner Gegenwart nicht einmal wieder an Gott zu denken, da es ihm ein unbehagliches Gefühl zurücklasse.

„Sie sind mit Erlaubniß aber doch ein armseliger Schelm," versetzte ich, „so kleinlichen Gesetzen gehorchen zu müssen. Empfinden Sie denn nicht, daß Ihr ganzes Daseyn auf nichts beruht?"

„Und doch auf Allem was da ist," behauptete er: „der Tod führt mir Eins nach dem Andern zu."

„Was Ihnen angehört, o ja!"

„Das größte Glück," fiel er mir gewissermaßen in die Rede, „das einer angenehmen Erinnerung auf Erden begegnen mag, ist doch, daß eine Sache zu rechter Zeit ihr Ende erreicht."

„Dagegen wende ich nichts ein, blieb ich dabei, wofern der Tod ......"

„Ha, ha, ha!" lachte er, „über die Thoren, die auf den Tod zu pochen wagen! Hat ein Sterblicher denn schon den Vorhang gelüftet, und einen Blick dahinter gethan?"

„Es ist ganz gut so, daß es nicht geschehen," sagte ich. „Wäre es, so hätte die höchste Tugend keinen Werth mehr und würden wir, der Stütze bedürftig, nicht göttlichen Ursprungs seyn. Wir müssen Alles, was außer uns, sogar der Ewigkeit entbehren können, um ....."

„Genug, genug; es ist ja nur der Uebermuth der Schwäche, der ....."

Ich lächelte.

„Du bist der ewige Tod," versetzte ich, „wie solltest du das Leben kennen und begreifen? Das Licht hat die Finsterniß ausgeboren und die Finsterniß muß wiederum das Licht ausgebären."

„Sie sind ein Ungläubiger," sprach der Widerwärtige: „Ein Beispiel soll Sie eines Bessern belehren. Mit bloßen Worten kommen wir nicht weiter. Lassen Sie uns ein wenig in die Welt hineinhorchen. Ich rechne ihnen die Ergötzung, die es Ihnen gewährt, nur für eine geringe Erwiederung der Ehre Ihres Besuches an."

Ich wußte nicht, was er im Sinn habe.

Eine Wolke umhüllte uns und trennte uns von

dem übrigen Sabbath. Wir standen in der Dämmerung. Vor mir tauchte ein lichter Punkt gleichwie elektrisch auf und erweiterte sich.

Das Innere einer bescheidenen bürgerlichen Wohnung eröffnete sich. Ein junges Mädchen trat in das Zimmer. Ein rothseidenes Kleid umhüllte die feine Gestalt. Das dunkelglänzende Haar legte sich schlicht gescheitelt um den Kopf, und das Harmonische ihrer Schönheit machte durchaus den Eindruck des Schlanken, Reinen, Jungfräulichen, wiewohl die aus der ärmlichen Umgebung hervorstechende Sorgfalt und Eleganz ihres Aeußeren die Vermuthung nahe legte, sie gehöre einem emancipirten Frauenstande an.

Ich vergegenwärtigte mir neben ihr die vorige Erscheinung. Welcher Unterschied! Dort alles voll, reif entwickelt; Versinnlichung des Geistigen. Hier alles Hoffnungen, vergeistigte Sinnlichkeit.

„Und will Satan durch die Zusammenstellung sagen," dachte ich, „das Schöne gehe in allen Formen unter? Dort durch Uebermaß der Leidenschaft; hier vielleicht durch die langsamere Vergiftung der Alltäglichkeit, oder wer weiß was sonst?"

Ich las in seinem Achselzucken die Antwort auf meine stumme Frage, mochte aber die Zeit nicht daran wenden, mit ihm zu rechten, da in dem Augenblicke die Schöne an das Klavier trat.

Sie spielte und sang.

Meine Seele badete sich im Meere des Entzückens.

So schlank ihr Körper, so schlank war ihre wunderstarke, klangreiche, elastische Stimme. Und welches Tragen und Aushalten der Töne! Welcher Schwung in der Ruhe des Portamento! Bald sank sie in die Tiefen unsäglicher, unergründlicher Melancholie, bald triumphirte sie auf den Höhen ewiger Jugendlust. Stets überwältigend, stets unwiderstehlich und so übermüthig, daß die Töne sich wie Blüthen und quellende Keime über ihre Lippen drängten. Frisch, wie die bethaute Rosenknospe, die der Morgen küßt, rührend, wie die Unschuld selbst, strotzend von Fülle, wie der Gebirgsbach im Frühlinge, war ihr Gesang ein himmlisches Jauchzen, in dem ihre Natur ganz bildlich aufging. Sie hatte jede Art des Ausdrucks in ihrer Gewalt und der Einklang ihres Mienenspiels und Gesanges war so überzeugend, daß man nicht müde ward, den blühenden Ton auch mit den Augen zu verfolgen, wie er über die runde, weiche, rothe Straße der Lippen zog. Ja, es war nicht blos ihre Seele, sondern ihr ganzer Geist in dieser Stimme, dessen Stärke ihr junges Leben noch nicht einmal zum Selbstbewußtseyn gebracht haben konnte und in dem zarten Körper fast erschreckte. „Welche Schönheit, welche Kunst!“ rief ich selbstvergessen.

Mein Nachbar sah mich schadenfroh an.

„Teufel! das ist kein Blendwerk,“ rief ich aus: „solch' ein Bild kann keine Hölle schaffen.“

„Bewahre!“ versetzte er, „das will sie auch nicht.

Sie sehen die pure Wirklichkeit vor sich. Ich habe ihr blos in so weit nachgeholfen, als Sie mit etwas geschärfterem Blick in die Ferne und ein paarmal um die Ecken von Zeit und Raum sehen. Das Mädchen lebt wahrhaftig."

„Wo lebt sie und wer ist sie? Sie ist die erste Künstlerin unserer Zeit. Führen Sie mich zu ihr," sprach ich begeistert.

„Gemach, mein Herr! wozu die unnützen Worte?" meinte er, „von dem Allen ist keine Rede. Sie vergessen die Gegenwart. Worüber haben wir gestritten? Wissen Sie nicht, was ich Ihnen beweisen wollte? Es ist blos ein Gegenbild dessen, was Sie am besten kennen. Sie sagen selbst: das ist die höchste Kunst. Und deß ungeachtet wird sie sich untreu und geht zu Grunde, vernichtet sich aus Eitelkeit, Bequemlichkeit, Kleinlichkeit, Unbedeutenheit ....."

„Nicht möglich!" rief ich, „Du lügst, Du Geist der Lüge!"

„Bitte um Vergebung! Diesmal ist es nicht der Fall. Haben Sie Geduld zu hören und zu sehen, so will ich Ihnen den Spiegel der Zukunft oder des Lebens vorhalten. Darin soll sich Ihnen das Schicksal des jungen Mädchens auf das genaueste entwickeln. Ihre Kritik mag Ihnen sagen, ob es Lüge oder Wahrheit ist und Sie ein Stück wirkliches Leben vor sich sehen. Betrug von meiner Seite findet dabei nicht statt, da in einigen Dingen der dort oben keinen

Spaß versteht. Ich habe inzwischen auf jenes Schicksal Einfluß genug gehabt, um meines Satzes einigermaßen gewiß zu seyn. Wohlan denn! soll es vor sich gehen? Die Sache spricht nachgerade für sich selbst."

„Wie kann es vor sich gehen? kann es seyn?" brach meine Verwunderung in Worte aus.

„Sie müssen sich eben vorstellen," fuhr er fort, „daß unser Eines Worten etwas mehr innere Kraft als denen anderer Leute zu eigen ist. Wir Geister sprechen sie aus und sie gewinnen vor irdischen Augen plastische Gestaltung. Der Proceß ist ein ähnlicher, wie wenn Sie z. B. bei Winterszeit gegen ein Fenster hauchen. Die Kälte macht den warmen Odem gefrieren und stellt ihn in mancherlei Figuren, Blattwerk und Blumen dar. Ich vermag nun zwar so wenig wie der athmende Mund die Gestaltungen des Eises, die inneren oder äußeren Vorgänge zu bestimmen; allein es ist doch immer eine Art von Werde! das ich auf meine Weise rufe."

Ich deutete mein Verlangen nach den Dingen, die da kommen sollten an und es stellte sich ein Armstuhl dienstfertig hinter mich, auf dem ich, von dem Düstern eingeladen, Platz nahm.

Der Herr von Blocksberg zog unter seinem Mantel einen goldenen Spiegel hervor und hielt ihn mir vor's Gesicht. Ich schaute in das klare Krystall, und je länger mein Blick darin weilte, desto sonderbarer ward mir zu Muthe.

Ich vergaß am Ende meiner selbst und ward wie in einen magischen Traum gewiegt.

Der Spiegel vergrößerte sich unabläſſig und der goldene Rahmen faßte zuletzt den ganzen Raum der Wolke ein.

Der Düstere verschwand dahinter persönlich. Die Fläche des Krystalls belebte sich, und so sah und hörte ich in Bild und Wort, unter meiner theilweisen Mitwirkung werden, was die nachstehenden Blätter, gewissermaßen in einer diabolischen Novelle, dem Leser anbequemt, schildern.

Der letzte Tag des Jahres ging zu Rüste. Das Geräusch der Straßen der Stadt erstarb. Die Glocken schlugen die späteren Stunden der Nacht lauter aus. Die Laternen brannten düster. Nur wenige Menschen wandelten noch in Geschäften ihres Weges. Einzelne Trupps weinlustiger, singender Männer zogen vorüber.

Um zehn Uhr ward es in den meisten Häusern Nacht. Blos in einigen größeren Wohnungen blieb das Stockwerk erleuchtet und erklang die Fröhlichkeit des geselligen Kreises nach außen.

Im grellen Gegensatze dazu stand der schwache Lampenschimmer des Dachfensterchens, hinter dem der arme Handwerker seine Tagesarbeit noch nicht vollendet und sich damit das trockne Stück Brod für den

ersten Morgen des Jahres verdient hatte, das ihm Tag für Tag nichts Besseres verhieß.

Genuß und Arbeit sind und bleiben eben stets die beiden Pole, um die sich, zum Heile des Einzelnen, unser Leben dreht. Fehlt ihm das Eine oder Andere, so wird er sich in unaufhörlicher Sehnsucht abmatten; bis er untergeht. Jedoch schleppen Tausende auf solche Art ein trauriges Daseyn hin, ohne daß die Zeit in ihrem hohen Fluge sich daran kehrt. Nur an gewissen Tagen scheint ihr ein Vorbewußtseyn ihrer Bedeutung innen zu wohnen, und es geschieht wohl vorzugsweise an dem Jahreswechsel, daß die letzten Stunden bedachtsamer als gewöhnlich ablaufen. Ja, es klebt der Zeit wie Blei an den Schwingen und sie zögert und zaudert, indem sie das bereits Genossene wieder käut. Jeder Glockenschlag dreht und windet sich, bevor er seine Sekunde verklingen läßt, und das Leben verräth uns dabei williger seine öffentlichen Geheimnisse, deren Kunde nur Wenige zu nützen wissen. Sie stehen vor der Menge unenträthselt da und die Wahrheit spottet der Unabänderlichkeit der Geschicke und des Weltenlaufs, in dessen drückender Gewitterschwüle nur die Kunst von Bangen frei aufathmen läßt. —

Solcherlei Betrachtungen stellte gegenwärtig die junge Bewohnerin eines oberen Stockwerkes in einer finstern Gasse an.

Der Fensterflügel öffnete sich, an dem sie stand.

Sie sah in den Sternenhimmel, setzte sich auf einen Stuhl am Fenster, stützte den Arm auf das Fensterbrett, den Kopf in die Handfläche, und überließ sich dem Zuge ihrer Empfindungen. Es verlautete weit und breit nichts als das Plätschern und Rauschen des Springbrunnens auf dem nahen Platze.

Kunigunde war die Waise eines Orgelbauers und lebte mit ihrer Mutter von einem kümmerlichen Gnadengehalte und dem Ertrage weiblicher Arbeiten für Andere. Die Tochter erging sich wegen ihrer beschränkten Lage oft in Klagen, die Mutter tröstete sich mit der Hoffnung, ihre Umstände durch sie selbst gebessert zu sehen, die die Natur mit Schönheit, Anmuth und Talent zum Gesange verschwenderisch ausgestattet hatte. Ihr Vater hatte ihre Kunstfähigkeit früh erkannt, und nicht nur ihre herrliche Stimme mit Sorgfalt gepflegt, sondern ihr auch eine so gediegene musikalische Ausbildung verliehen, als sie selbst von dieser Seite in den Stand setzte, das Höchste in der Kunst zu erreichen. Sein Plan mit Kunigunden war gewesen, sie zur dramatischen Künstlerin zu erziehen, und seine Wittwe hatte ihm scheinbar eine Weile nachgelebt. Doch widerstritt ihr Gefühl unbedingt und ließ sie, so beschränkt es war, das bürgerliche oder häusliche Lebensglück einer Frau für das einzig wahre erachten. Sie hatte deßhalb von jeher Kunigunden der Bühne abwendig zu machen gestrebt und nur insofern ihren Zweck nicht erreicht, als sie dem für die Musik begeisterten

Mädchen höchstens Zweifel gegen den Stand des Künstlers beibringen konnte. Seit einiger Zeit kamen ihr dagegen die äußeren Verhältnisse zu statten, denen gemäß ein reicher unabhängiger Mann sich, wie es schien, mit ernsten Absichten auf Kunigundens Hand, bei der Wittwe eingeführt hatte.

Die also eröffnete Aussicht, die Tochter zu versorgen, ohne sie die verhaßte schlüpfrige Lebensbahn betreten zu lassen, erheiterte das Herz der Mutter, und ihre einzige Sorge bei den hervortretenden Gesinnungen des nicht mehr jungen Mannes war fortan blos die Unentschiedenheit Kunigundens, die sich seit Kurzem ihrem Freier nicht mehr so günstig als vor einiger Zeit erwies. Ihr Herz war, ohne zu empfinden wie, mit sich uneins geworden und, ohne dem Freier bestimmt zuwider zu seyn, wußte sie eigentlich nicht, was sie seinen Bestürmungen gegenüber thun oder lassen sollte.

Das Heiligste in ihr, die Liebe, die vorher nur für die Kunst entzündet war, rieth ihr ab, ja zu sagen. Seine Bewerbungen um ihre Gunst schmeichelten ihr indessen so sehr, daß sie, verliebt, freigebig, elegant, gutmüthig, eifrig wie er war, sich sogar seine Schwächen als Vorzüge darstellen, ja seinen Jähzorn, die Folge von Verziehung und Verzärtelung als Kind, für männliche Charakterstärke bei sich gelten lassen konnte. Daß er ihr überdies ein Mittel bot, das Alter ihrer Mutter sorgenfrei zu machen, legte

sich als ein nicht minderes Gewicht in seine Wagschale.

Deßungeachtet schwankte Kunigunde in diesen ernsten Augenblicken der Nacht zwischen manchem Für und Wider. Ihre Mutter hatte sich bereits zu Bett gelegt. Sie war niedergeschlagen und verstimmt. Sie hatte so oft vergebens gewünscht, den letzten Tag des Jahres im vertrauten Freundeskreise zu beschließen. Ihre Mutter liebte die Geselligkeit nicht, oder nicht wie sie. Sie kam sich so verlassen vor und fühlte in ihrer kleinmüthigen und verzagten Stimmung ihre Armuth doppelt. Sie sehnte sich heraus, um Freunde zu bekommen. Sie dachte: es ist doch alles Andere eher als sie zu ertragen.

Aus derselben Empfindung, die sie oft bei Tage zwang, ihre Fenstervorhänge zuzuziehen, den Thürriegel vorzuschieben, um sich in der Vergessenheit desto sicherer zu wissen, rückte sie jetzt in den Schatten. Sie kannte in den Augenblicken nur die Angst vor der kalten, unbekannten Zukunft. Sogar was ihr das Liebste war, die Kunst, ward in den Hintergrund ihrer Seele gedrängt. Es kam ihr Alles wie Verbrechen vor.

Sie hatte schon bemerkt, daß ein fremdes Wesen ihre Wohnung umkreise. Sie nahm es wieder wahr, als ihr Blick auf die Häusermasse gegenüber traf. Sie beachtete es genauer. Ein Weib schien sich in den Schatten des tiefen Thorweges zu drängen. Was

mochte ihre Absicht seyn? Es däuchte ihr, als ob es die Alte wäre. Sie schüttelte den Kopf.

„Sonderbar!" sprach sie. „Was hatte die Alte vor?" Die Unbekannte fixirte sie mit feurigen Augen. Oder war es bloße Einbildung, da menschliche Augen so weit nicht sichtbar werden konnten? Indem huschte es fort. Wenigstens war es nicht mehr zu sehen, als Kunigundens Blick sich gewissere Umrisse aus dem Dunkel zusammenzustellen strebte. Auf ein leises Geräusch an ihrer Hausthüre sah sie zum Fenster hinaus, ob Jemand käme. Sie gewahrte auf der menschenleeren Gasse nichts.

Nur noch zuweilen warf eine vorüberrollende Kutsche, oder eine Kerze ein Streiflicht herein, mit der gegenüber Jemand aus einem Zimmer in das andere ging.

Seit dem Gedanken an die Alte war Kunigunde wieder in sich versunken. Sie wußte sich so wenig wie die Nachbarn zu sagen, wer die Alte war. Dieselbe bewohnte ein einzelnes Dachstübchen über der Wittwe, und keinem Menschen war bekannt, wovon sie lebte, oder was sie that. Sie hatte sich bei den beiden Frauen einzuschmeicheln gesucht und dem jungen Mädchen viel Schönes über ihren Gesang und das große Glück gesagt, das sie einmal damit machen werde. Seit einiger Zeit hatte die Mutter überdies, nach der Sitte alter Weiber, anderen so viel wie möglich von dem was sie im Sinne führen mitzutheilen, noch mehr als sonst mit ihr verkehrt und

ihr von der Bedrängniß vorgeplaudert, in die die Wahl ihrer Zukunft Kunigunden versetze.

„Wie sagte mir die Alte doch vor einigen Tagen," dachte Kunigunde: „daß wir Mädchen unsern künftigen Gatten leicht ermittelten? Sie steckt voller Aberglauben, die alte Hexe, und es ist am Ende etwas Wahres an der Sache. Die vielen Beispiele dafür können unmöglich aus der Luft gegriffen seyn. Als ich ihr neulich klagte, in der Sylvesternacht, wider Willen, immer so allein zu seyn, sagte sie: „„Seyen Sie in dieser Ihres Liebhabers eingedenk, so sind Sie schon zu zweien, und folgen Sie meinem Rathe, wenn Sie das Heil Ihres Lebens fördern wollen.""

„Darauf erklärte sie mir, was ich thun müsse, um die Erscheinung meines dereinstigen Gatten herbeizuführen. Ich lachte sie zwar aus und schalt, was sie sprach, Thorheit. Indessen . . . . . . wie wäre es, wenn ich den Versuch wagte? Warum sollte man nicht einmal, besonders wenn man Langeweile hat, eine absichtliche Thorheit begehen? . . . . .

„Aber halt! was war das?"

Es knisterte und knirschte draußen wie Schritte.

Kunigunde stand auf und ging nach der Thüre. Sie öffnete und erblickte Niemand. Nur der Schlund der Finsterniß gähnte sie an. Sie hatte sich heute Abend schon einigemal eingebildet, ein leises Rauschen oder Flüstern über sich zu vernehmen.

Jedoch konnte es nicht seyn, da die Alte zeitig schlafen ging.

Sie fing an sich zu fürchten.

Die Zugluft warf die offenen Fensterflügel zu. Sie horchte in angsthafter Spannung, ob kein verdächtiges Geräusch folge.

Sie fror. Zu Bett wollte sie nicht gehen. Sie sicherte sich den Rücken, setzte sich in einen Winkel und hub an, sich ihr kindisches Zagen vorzuhalten.

Sie ermuthigte sich. Soll ich es thun? dachte sie: Warum nicht? Was hält mich ab? Es ist nur eben, daß ich es gethan habe, denn es ist doch dummes Zeug. Die kalte Vernunft hat freilich wider Alles Einwendungen, und wenn man ihr jederzeit Gehör leihen wollte, käme man im Leben nicht dazu, etwas Rechtes zu thun.

Sie sang halblaut ein Lied und lauschte hinter jeder Strophe, ob nichts Gespenstisches die Gelegenheit benutze unversehens mit einzustimmen. Ihre irren Blicke bohrten sich in die dunkelsten Winkel, um gewiß zu werden, es sey nichts darinnen und sich von ihrem eigenen Muthe zu überzeugen.

Sie stand auf und horchte, ob ihre Mutter schlafe. Sobald sie deren Athem in der Kammer hörte, begab sie sich festen Schrittes in die Küche, durch die man aus der Stube auf die Flur kam. Hier machte sie sich mancherlei zu schaffen. Sie setzte einen kleinen Tisch in die Mitte, breitete ein Tellertuch darüber

und deckte für zwei Personen, indem sie Brod und Wein dazustellte.

Mittlerweile vergaß sie ihrer Furcht und ward auf anderem Wege als vorher ernst und nachdenkend.

Sie sprach zu sich: „Man muß auch das Spielen ernst betreiben. Ich will mir einmal einbilden, ich wäre schon verheirathet und deckte in meiner Haushaltung den Tisch.“

Dies erweckte ihr die Vorstellung ihres nahenden Geschicks. In so beschränkter Lage als sie erwachsen war, konnte dies nicht anders als beschränkt seyn. Reich und groß dachte sie sich ihre Haushaltung niemals, nur klein und arm, und in der Armuth fühlte sie sich behaglich. Sie malte sich das anmuthige Bild einer hausfräulichen Thätigkeit für einen geliebten Gatten aus.

„Nein, nein!“ sagte sie wieder, „das wird in dem wüsten ruhelosen Bühnenleben niemals wahr. Das sind und bleiben nicht zu verwirklichende Träume. Beides ist im Leben scharf getrennt. Entweder, oder. Kunst und Genius, bürgerliche Ruhe und Behaglichkeit lassen sich nie vereinigen. Es ist schlimm, aber nicht anders, daß man sich für diesen oder jenen Beruf entscheiden muß.“

„Entscheiden?“ wiederholte sie, „ich entscheide mich ja nicht. Ich unterliege einer fremden Gewalt, wenn ich so handle. Erschiene mir etwas, so übte ein Höheres den Einfluß auf mich aus, dem wir uns nimmermehr entziehen.“

„Fürwitz! Leichtsinn! sprichst du, innere Stimme, tadelnd. Hast du Recht? Der leichte Sinn macht doch am glücklichsten! Und auch unter allen Verhältnissen? — Allein wie wäre das? Erzählte die Alte mir nicht, daß, anstatt des erwarteten Bräutigams einem Mädchen der Tod erschienen sey und ihr verkündet habe, wie bald sie sterben müsse? daß sie ihr eigenes Leichenbegängniß, ihre Ausstellung im Sarge wahrgenommen? Was finge ich an, wenn mir das geschähe? Ueber die alberne Frage! Noch bin ich ja bei Sinnen und weiß Wirklichkeit von Täuschung zu unterscheiden. Ist es nicht jederzeit der Tod, dem man sich vermählt, indem man wider die Natur handelt?" —

Ehe sie noch dazu kam, diese letztere ihr fast unverständliche Frage zu erwägen, schlug die verhängnißvolle Stunde des Jahreswechsels.

Kunigunde war erschrocken, sie so wenig vorbereitet zu erleben. Sie besann sich geschwind, rückte die Küchenbank zurecht, setzte sich an den Feuerherd und sprach rückwärts das erforderliche Vaterunser. In eine andächtige Stimmung konnte sie sich nicht finden. Sie hörte noch eine Thurmuhr in der Nähe, die ihre langen Glockenschläge abtönte.

Sie war sonderbar zerstreut und lauschte vergebens auf ein weiteres Geräusch. Ganz in der Ferne meinte sie fröhliche Stimmen verschallen zu hören. Sie blieb sitzen und war, ohne es zu wissen, schläfrig

geworden. Sie kam mit dem Gefühle wieder zu sich, daß sie den Kopf vorwärts fallen ließ. Die Zwischenzeit däuchte ihr länger, als sie gewesen war. Da nichts geschehen, wollte sie aufstehen und zu Bett gehen, als sie ein leises Rauschen an der Thüre vernahm.

Sie erhob den Blick: eine fremde Gestalt dämmerte daran auf. Sie wollte, aber konnte nicht schreien. Sie wußte nicht, ob das Unbekannte eben erst eingetreten war, oder schon länger dagestanden hatte. Sie traute im nächsten Moment ihren Augen nicht mehr und mochte sich über das Unmögliche nicht entsetzen. Dadurch gewann sie Zeit, den Schrecken zu überspringen. Ihre Besinnung ließ sie in der Erscheinung einen unpassenden Scherz der Alten sehen. Sie rief es ihr mit halb erstickter Stimme zu.

Da trat die Gestalt in erfaßlichere Nähe und erkannte Kunigunde ihren Freier. Sie sprang von ihrem Sitze auf. Er schritt mit geschlossenen Augen, wie somnambül, gerade auf den gedeckten Tisch zu. Im Kampf mit sich selbst, schien er wie von einer fremden Gewalt bezwungen. Er trug einen prachtvollen damaszirten Dolch, dessen Griff mit Rubinen eingelegt war, in der Hand, blieb am Tische stehen und rückte den Stuhl, um sich zu setzen; doch schüttelte er schaudernd das Haupt, neigte sich nochmals dem Tische zu und wendete sich mit entschiedenem Widerwillen ab. —

Ich erkannte den Dolch und als ich in dem Augenblicke sah, daß der Fremde ihn wie seine Spitze prüfend krampfhaft zückte, rang sich ein unwillkürlicher Schrei der Angst um das zitternde Mädchen von meinen Lippen.

Ich erschrack über mich selbst, sobald es geschehen war und fühlte das unheimlich Bange der Todtenstille, die erfolgte. Kunigunde vernahm den Schrei und sah außer sich nach mir hin. An dem zerrütteten Ausdruck ihres Blicks nahm ich ab, daß sie mich erkannte. Sie schrie darüber ihrerseits laut auf und schoß pfeilschnell an dem Fremden vorüber in die Schlafstube, deren Thür sie hinter sich verriegelte. Der Freier hatte gestutzt, sein Bewußtseyn wiedergefunden und sich dem fliehenden Mädchen nachgebeugt. Wuth blitzte in seinen Zügen und übertrug sich seinen Geberden. Er zuckte aus einem Traume zusammen, rief, als Kunigunde an ihm vorüberfloh, ihren Namen aus und schleuderte ihr den tödtlichen Dolch nach, dessen Spitze glücklicherweise nur in die Thürpfoste drang.

Eine gewitterschwangere Pause folgte dem Auftritt. Kunigunde war neben dem Bett ihrer Mutter niedergesunken und blieb die Nacht über regungslos liegen. Als sie des anderen Morgens, halb starr vor Frost, erwachte, und sich auf das Vorgefallene besinnen mochte, raffte sie sich auf und eilte in die Küche. Sie sah sich scheu und heftig um, ob die Erscheinung

keine Spur hinterlassen habe. Noch stand der Tisch gedeckt, den sie, wiewohl an allen Gliedern gelähmt, entfernte, und indem stieß sie sich an der Thüre das Heft des alten Dolches in die Seite. Die Alte hatte sie ermahnt, sorgsam zu bewahren, was die Erscheinung in der Nacht zurücklasse. Der Besitz eines ihm so abgedrungenen Unterpfandes versichere sie seiner Liebe und Zärtlichkeit. Erblicke er es indessen, hatte sie hinzugefügt, jemals wieder, so erinnere er sich auch sofort der bis dahin vergessenen Qualen, die er durch die zauberhafte Gewalt erduldet habe und führe in seiner Entrüstung unfehlbar das ärgste Unheil herbei.

Kunigunde zog den Dolch aus dem Holze und wiegte ihn betrachtend in der Hand. „Das war ein wunderbarer Jahresschluß und Anfang!“ sagte sie, mit der Hand über ihre Stirn streichend. „Ist es Traum oder Wirklichkeit? Wer möchte das irgend wovon sagen? Und so fließt in der Erinnerung alles in einander: Beweis und Unmöglichkeit. Meine Vernunft gibt nicht nach, ist aber nicht im Stande abzuläugnen. Der Himmel stehe mir bei!“ —

Die zudringliche Alte, deren Kopf zu der Thüre hereinschaute, störte sie mit zweideutigen Glückwünschen aus ihrem Nachsinnen. Sie hütete sich, sich gegenwärtig oder später ihr oder einem anderen Menschen zu vertrauen und ehrte den Willen der Vorsehung, indem ihr Herz sich von Stund' an demjenigen

zuwendete, den sie nun wohl oder übel für den ihr bestimmten Bräutigam erkennen zu müssen glaubte. Sie wollte aus der Noth eine Tugend machen und sagte der Alten nichts von dem, was in ihrem Innern vorging. Ohne aus dem räthselhaften Ereignisse Folgerungen ziehen zu wollen oder zu können, war sie mißtrauischer gegen Jedermann geworden und die Erinnerung an meinen Schrei und Anblick, von dem sie nicht wußte, ob sie ihn für einen Theil des Zaubers oder für Einbildungen ihres gestörten Hirns halten sollte, machte sie sogar mißtrauisch gegen sich. Die Regel der Gegensätze im Leben wollte inzwischen, daß ihre günstigeren Gesinnungen ihrem Freier vor der Hand von keinem Nutzen waren, da er unerwarteterweise seltener als vorher zu ihr kam, und die Natur beinahe zu beabsichtigen schien, ihn durch eine geheime Abneigung, die in ihm aufkeimte, von ihr zu trennen. Sie hörte von mehreren Seiten, er sey in der Neujahrsnacht ernstlich erkrankt und nur die Alte, die seit einiger Zeit allerlei in seinem Hause zu schaffen hatte, versicherte, es habe damit nichts auf sich, seine Kränklichkeit möge eine zurückgetretene Erkältung von einer durchschwärmten Nacht her seyn.

Unterdessen beschäftigte sich Kunigunde ernstlicher mit der Kunst und war mit sich und Jedermann zufrieden. Sie wußte nicht, ob es ein innerer oder der äußere Frühling war, der sie so glücklich machte. Ich hatte den höchsten Genuß, indem ich die schöne

Seele unverhüllt vor mir sah und zu ihr in dem zartesten Verhältniß stand. Ich erkannte erst, was geistige Schönheit sey und sie hatte sich so sehr an mich gewöhnt, daß sie kein fremdes Wesen mehr in mir zu erblicken glaubte. Wir sprachen zusammen wie mit uns selbst, und in ihren einsamsten Stunden war ihre Seele immer die meinige, ohne daß Stimmungen, die tödtlichsten Feinde des Menschen und Künstlers und meist stärker als seine klarste Willenskraft, uns irgend schadeten. Mich überwältigte, so oft sie sang, die Ueberzeugung, wie sie zur dramatischen Sängerin berufen sey, und ich hätte mögen zum begeisterten Redner werden, um ihr mit blutigen Thränen Entschlossenheit in die Seele zu weinen. Ihr Genie und schöpferisches Gefühl waren ihre einzigen Führer zur Kunst. Der vollendetste Einklang fand zwischen ihrem Spiel, ihrer Erscheinung und ihrem Gesange statt. Ihre Gestalt war so ideell, daß es einer wahren Himmelfahrt glich, wenn sie vom Sitzen oder Knieen sich erhob. Und welche Allgewalt ihres Auges, wenn sie es zuweilen plötzlich groß aufschlug!

Ich lebte nur, sie für die Kunst zu gewinnen. „Ja, wenn ich dir in dies liebliche Antlitz, in diese Züge sehe, die die Natur vorbestimmt hat, das Höchste auszusprechen, in denen sich die kostbarste Goldmünze des Geistes ausprägen müßte, die noch die weiche Tafel Wachs, gewärtig mit Worten des Lebens beschrieben zu werden, wenn ich deine Jugend, deine

Empfänglichkeit, dein Talent erwäge — — — — — — Ein ganzes reiches Leben hast du vor dir, und du solltest es verwerfen? Dieser süße, geistvolle Mund, ist er nicht dazu geschaffen, einer Priesterin zu seyn, sich dem Göttlichen zu weihen? Priesterin Thaliens, so wahre Künstlerin, wie noch Wenige gewesen, könntest du seyn, und du schwankst in deinem Berufe? Willst anstatt dessen dem eitelsten Leben gönnen, ach! welch trübe Erfahrungen diesem Spiegel der reinsten Seele anzuhauchen, wozu dich erniedrigen! . . . . ."

Ich schwieg erschöpft.

„Du schmeichelst mir um so gefährlicher, mein Freund," versetzte Kunigunde, „als man die Angel deiner heißen Worte nicht in dem ungetrübten Wasser so kalter Vernunft vermuthen sollte. Wie nöthig hat man gegen solch' innere Stimmen auf seiner Hut zu seyn! Ich weiß die Wahrheit von der Täuschung zu trennen. Wie gern ich meiner Neigung folgen und den Weg der Kunst betreten möchte, mahnt mich meine innerste Stimme doch entschieden davon ab. Und wie vermöchte ich, als unerfahrenes junges Mädchen, den gemeinen Umtrieben des Bühnenlebens zu widerstehen?" —

„Wer recht stark und edel ist," sprach ich, „weiß alle Verhältnisse zu adeln und der dazu Berufene die Lasten seines Standes leicht zu tragen. An Gemeinheit ist in keinem Mangel. Daß sie an dem des Künstlers stärker als an jedem andern auffällt,

beweist nur dessen Erhabenheit. Die Kunst will nicht handwerksmäßig betrieben seyn und rächt sich an dem, der es thut. Auch leben wir in einer Zeit, in der die Künstlerin unverschuldeterweise nicht mehr mit zweideutigem Blicke betrachtet wird. Die Oeffentlichkeit verletzt das Ehrenhafte nicht mehr, sondern ist seine höchste Sphäre. Die höheren Stände haben vor dem Künstler nur den überwiegenden Vorzug, daß die echte feine Sitte, Form und Haltung, die er sich später kaum mit den größten Anstrengungen aneignet, ihnen häufig angeboren ist."

„Du betrachtest diese Verhältnisse aus dem künstlerischen Gesichtspunkte," meinte Kunigunde, „und die Welt ist weit entfernt, dir beizustimmen. Eine ewig unausfüllbare Kluft liegt zwischen den beiden Ansichten. Wir machen auch an das häusliche Leben Ansprüche, die der Beruf der Kunst nie befriedigt." —

„Und dennoch kommen wir, je älter wir werden, immer wieder auf den Beruf der Kunst, als auf das Höchste, was das Leben bietet, zurück. Kein anderes Glück, als das in ihr, hält auf die Dauer aus. Mag ihr Pfad noch so roh und beschwerlich seyn, was ist gegen seine Freuden die unerquickliche, schale bürgerliche Behaglichkeit? Wenn ihm die Einsicht verliehen, erniedrigt sich der Höchste gern, für alle andern Genüsse des Lebens einen begeisternden Beruf einzutauschen. Sein sogenanntes Glück vermag nur die Hindernisse des echten Glückes zu beseitigen, hie

und da ein Unglück zu verhüten, das doch so häufig wieder die Vermittlung des Glückes wird. Bürgerliches Wohlseyn beglückt nur negativ und macht mittelmäßige Menschen ..... Reizt es dich nicht, die Palme der Kunst zu erringen? Darfst du ein solches Pfund, als dir verliehen ward, so schmählich vergraben? eine Sünde begehen, um deretwillen Cherubime dereinst den gefallenen Engel beweinten? So auserwählt, könntest du dich selbst opfern? Und für wen? Für Puppen von Menschen! Welch' Phantom der bürgerlichen Pflicht verblendet dich über die höchsten Pflichten des Geistes! — Und wenn du selbst den Tod in den äußersten Anstrengungen deiner zarten Gesundheit fändest, ist der langsame Tod des Geistes nicht ein viel wahrhafteres Uebel als der raschere Tod des Körpers im Berufe? Du wirst außer der Kunst nie glücklich seyn, und am unglückseligsten, wenn du dich nicht unglücklich fühlst."

Das erschütterte Mädchen hatte Thränen im Auge. Sie starrte vor sich nieder. „Und meine Mutter!" rief sie aus.

„O, es ist nicht wahr!" sprach ich heftig: „Nicht deine Mutter, deine eigene Unentschlossenheit hält dich ab, das Rechte zu thun. O, Schwäche des Weibes! ewige Tragödie des Lebens! Es ist ja der Entschluß allein, der schwer ist. Die That wird immer leicht und in fähigen Charakteren der Entschluß zur That. Handle nur einmal mit wahrer Besonnenheit,

und das verhängnißschwere Räthsel des Lebens ist gelöst. Vielleicht sieht die Besonnenheit, die ich meine, dem Leichtsinne gleich. Allein habe dazu getrost den Muth. In dem Meisterwerke der Schöpfung wird der Leichtsinn mit der höchsten Seelenstärke eins. Wobald ein reines Herz der Pflicht widerspricht, mag seine Stimme wohl für heilig gelten. Das Herz ist auch ursprünglich und von Gott, die Pflicht nur eine Convention der Erde. Es erfordert nicht gemeine Kraft, den Bodensatz des Lebens auszuscheiden. Allein, der Mühen eingedenk, durch die er es geworden, bemitleidet der Starke wohl den Schwächeren, der ihm nicht folgen kann, und diesen rettet einzig und allein Vertrauen. Recht unerschütterliches Vertrauen ist das Schönste auf Erden, und wenn selbst getäuscht, heiligt es den Vertrauenden, derweil die Treue gegen ihn den Starken zum Gott macht. Ich reiche dir meine Hand über eine Welt von Irrthümern."

Kunigunde sah mich ernst und schweigend an; ich besann mich und fuhr fort: „Was ist aller Glanz und Reichthum, wenn man ihn besitzt! Ein eitel Nichts. Er ist nur so lange Etwas, als man ihn fern sieht. Je näher er uns rückt, desto mehr schwindet er. Das innere Glück, die Kunst, die Liebe allein macht ihn zu Etwas . . . ."

Sie stand lächelnd auf: „Und gibt es so viele glückliche Künstler, als man nach deinen Worten meinen möchte?" sagte sie. „Die Zeit streift den Schein

von dem Wesen ab, und an die Stelle der Liebe tritt Gleichgültigkeit.“ —

„Die kalte Vernunft,“ wußte ich nur zu erwiedern: „begreift die Begeisterung nie und verspottet sie allezeit als Rausch; ja, es wäre ihr eine Schmach, wäre dem nicht so. — Indessen hast du Recht. — O, Thatkraft, was bist du selten! o Einsicht, was bist du gemein!“ —

Meine Sache war verloren. Ich gab Kunigunden auf. — Sie sollte nicht vor der Erfahrung klug werden, und als ihr Freier dereinst unerwarteterweise bei ihr eintrat und um ihre Hand anhielt, gab sie ihr Jawort unbedenklich, weil sie den in ihrem Innern ausgebrochenen Zwiespalt also zu lösen meinte.

Ihre Mutter war voller Freuden, schon halb aufgegebene Wünsche erfüllt zu sehen, und fragte kaum flüchtig der Ursache der langen Vernachlässigung nach, die der Bräutigam ebenso entschuldigte. Die Braut verhielt sich gegen ihn leidend und gleichsam beschämt, weil sie die Wirksamkeit des Zaubers nicht verkennen konnte. Der früher besonnene und gesetzte Mann schien aus seiner Sphäre gerückt zu seyn und ward von so unablässiger Sehnsucht gequält, daß er immer weniger entfernt von dem Mädchen bleiben konnte. Die heftigste Leidenschaft hatte sich seiner bemächtigt und Kunigunde konnte deren Aeußerungen nicht ohne Grauen, wenn auch nicht ohne Mitleiden, wahrnehmen, welches Letztere einigermaßen die Stelle der

Liebe vertrat. Die Vorbereitungen zur Hochzeit, des Bräutigams zahlreiche und kostbare Geschenke und Aufmerksamkeiten zerstreuten sie und hielten sie eine Zeitlang ab, über ihre Lage und die Opfer nachzudenken, die sie unwiderruflich brachte. Er wußte von jener Nacht nur, wie im Traume, daß eine übernatürliche Gewalt ihn unter schmerzlichen Qualen aus seiner Wohnung getrieben und derweil seinen Willen ihm entrungen, sein Streben nach Rettung dergestalt vereitelt habe, daß er selbst vergebens krank geworden sey. Die geheime Macht, die seine Seele in Fesseln geschlagen, war stärker als er und sobald er sich wieder auf sich besann, fühlte er den fremden Willen in sich keimen, erwachsen und aufgehen. Den verlornen Dolch vermißte er nicht; er mußte aber immer etwas bei Kunigunden suchen, das er nicht zu nennen wußte, fühlte sich in ihrer Nähe leichter und meinte wohl allda seinem Eigenthume näher zu seyn.

Die Hochzeit fand statt und fortan gehörte Kunigunde einer reichen Bürgerfamilie der Art an, denen der Genuß eine Arbeit oder Last wird. Von dem freien Welttone, der einen gleichen Mangel an Bildung unter den höheren Ständen, wenn auch nur dem Scheine nach, veredelt, war hier keine Spur und in diesem geselligen Kreise nur der materiellste Lebensgenuß gültig. Wie erstaunte also Kunigunde, deren seitheriger Umgang zwar keine ausgezeichnete

Menschen, doch gute Bücher gewesen waren, für den Vortheil, von dieser Umgebung als die Ihrige angesehen zu werden, alles Zarte und Edle in sich preisgeben zu sollen! Ihr Gatte lebte als Beamter nur seinen Geschäften, oder der Vermehrung und Verwaltung seines Reichthums, ihre Mutter ward als unebenbürtig zurückgesetzt und fern gehalten, ihre Kunstliebe verspottet und für eitle Unterhaltung, ihre feinere Bildung für Ziererei und Ueberspannung erachtet, ja, ihr unvergleichliches Talent mit solcher Plumpheit behandelt, daß es ihr wie geschändet vorkam.

Sie beseufzte das Alles im Herzen und dachte zum ersten Male der Zukunft nach. Sie sang eine Weile nicht. Sie nahm an, die Schuld liege an ihr und gab sich ausschließlich der Pflichterfüllung hin. Allein, daß ihr Blick sich fortan in diese Region wendete, schärfte ihn genugsam, Reichthum und Wohlleben alles Reizes der Neuheit für sie zu entkleiden. Sie prüfte den Charakter ihres Gatten und mußte erkennen, wie wenig männliche Tugenden er besaß. Unthatkräftig, unentschlossen, weibisch weich, konnte er, mit dem Uebermuthe des Reichthums, eben so oft hitzig aufbrausen als, alles nachdrücklichen Ernstes ledig, die Launen eines verzogenen Kindes ausüben. Ja, plagte er die junge Frau mit der thörichtsten Eifersucht, die zehn andere eben verführt haben würde, ihm nachträglichen Grund dazu zu leihen. —

Inzwischen lehrte die Erfahrung Kunigunden ihre Lage begreifen, und nachdem seine Heftigkeit sie anfangs nicht selten selbst außer sich versetzt hatte, empörte sich zuletzt ihre gesunde Vernunft gegen diese stets in alberne Rührung ausgehenden Scenen und setzte sie ihm eine ruhige Kälte entgegen, die ihre Wirkung auf die Dauer zwar nicht verfehlen konnte und ihn zwang, sich zusammenzunehmen; allerdings aber auch die leidige Folge hatte, daß sie die Achtung vor ihm immermehr verlor und in demselben Verhältnisse ihr geistiges Uebergewicht zunahm.

So kam Kunigunde in sich nach und nach bei dem Punkte an, auf dem man, rechts und links der Lebenswege, zwischen Recht und Unrecht wählt.

Sie schwankte und hielt alles für erlaubt. Sie war allein auf sich angewiesen. Die Kunst und deren Trost, den einzig wahren, den sie gehabt, hatte sie aufgegeben. Ihre Mutter war ihr entfremdet, an die Verwandten ihres Mannes konnte sie nicht ohne Schauder denken. Sie hatte also auch nicht einen Vertrauten auf der Welt, und daß der Tod ihr vorher nicht als Freund erschienen war, machte ihr das Leben noch schwerer. Sie hätte sich so leicht verirren können. Der Himmel rettete sie und schenkte ihr ein Kind. —

Mit welcher Inbrunst warf sie sich in die offenen Arme, die die Natur ihr entgegenstreckte! Das Muttergefühl rief in ihrer Seele neues Leben wach, und

ein milderes Verhältniß wollte zwischen ihr und ihrem Gatten aufkommen. Doch war die Kluft, die Beide trennte, allzugroß, um durch ein drittes Wesen ausgefüllt zu werden. Und was sie jetzt gewissermaßen überbrückte, machte nur die Tiefe ihres Abgrundes erkennbar, und bereitete ihr, statt des erhofften Segens der Freude, unsägliche Leiden.

In seiner physischen Erziehung dereinst von einer überängstlichen Mutter der Natur entfremdet, war Kunigundens Gatte sein Leben lang geschwächt geblieben und nicht der allgemeinen Regel gefolgt, die so verweichlichte Kinder zu desto strengeren Vätern macht. Vielmehr erzog er seinen Sohn nach demselben Systeme zu einem verlornen Menschen und stellte sich der liebevollen Strenge der Mutter, wo er sie auftreten sah, auf das Feindlichste entgegen.

In welches Daseyn drängte diese somit ihre erwachende Besinnungskraft! Sie hatte das Gefühl der Somnambüle, der der zweifelnde Arzt mit grausamer Gewalt die Augen aufreißt.

„Ist es denn wirklich so?" zweifelte sie wiederholt und versuchte immer wieder, durch ihren Unglauben das Unwiderrufliche zu ändern. Umsonst! Ihr gegenwärtiger wie zukünftiger Einfluß auf das geliebte Kind war paralysirt und der Unstern seines Vaters waltete über ihm.

Jetzt erst welkten alle ihre Hoffnungen, brach ihr Lebensmuth und meinte sie in stumpfer Ergebung ihr

ganzes Leben wie einen Moment überblicken zu können, ohne daß sie die unabsehbaren Stimmungen dazwischen gewahrte, die es zu einer tödtlichen Langweiligkeit ausdehnen. Eben darum konnte sie selbst noch unglücklicher werden, sobald sie sich erst sagen mußte, daß ihr Charakter mit verbittert ward und die Schwäche ihres Mannes in ihrem Denken und Thun eine ihr sonst fremde Heftigkeit hervorrief.

Sie dachte zuweilen, ein Verbrechen zu begehen, sey diesem Zustande endloser Qualen vorzuziehen. Sie betete zu Gott, es möge anders werden und sagte: „Ja, wenn man voraus wüßte, wie man dereinst von drüben auf das Leben herübersieht! Mit dem alten Moralgesetze kommt man in gewissen Lagen nicht aus. Stehen der bürgerlichen Welt in der That so große Veränderungen bevor? oder sind die neuen Wehen der Zeit nur die anhebende Wiederholung alter Geburten? Was meinte Goethe damit: „Soll ich fliehen? soll ich's fassen? Nun, gezweifelt ist genug. Willst du mich nicht glücklich lassen, Sorge, nun, so mach' mich klug." Wann sang er es? Es handelt in den gleichen Lagen des Lebens immer einer so verschieden von dem andern. Wer hat Recht? Das Endergebniß ist und bleibt: Es gibt keine Regel, der Eine hat Recht, wenn er Dieses, der Andere, wenn er Jenes thut. „Der Ausgang gibt den Thaten ihre Titel!" Am längsten Recht behält, wer sich am besten kennt. Darum überwiegt auch die Prosa des

Lebens die Poesie, weil die meisten Menschen fühlen, sie gehören ihr allein mit Fug und Recht an. An ihrem Gängelbande geleitet, belächeln sie im Herzensgrunde die Gaukeleien der Phantasie, die sich für den Ernst des Lebens ausgeben. Wer recht durch und durch poetisch wäre, für den hätte jene Prosa allerdings keine lähmende Kraft. Ach, aber wer es wäre! Einer für sich allein wird es schwer, ein armes Weib am wenigsten. Und wo fänden sich die erforderlichen Zwei zusammen?" —

Ich seufzte. Sie schlug ihr Auge zu mir auf und begegnete meinem Blick.

„Siehst du wohl?" sagte ich, „ich behalte leider! Recht. Oder bist du glücklich? Du bist um des Lebens willen der Kunst untreu geworden; hat das Leben dich dafür belohnt?"

Ihre Thränen flossen und versiegten wieder.

Ich fuhr fort: „Das Leben hat dich dahingestellt, wo dein Geist außer dem Gesetze ist. Du darfst thun was du kannst. Beantworte durch die folgerechte That, nur ehrlich mit dir selbst, die höchste Frage der Moral, so nützest du der Zukunft. Handle groß und frei, so handelst du auch gut. Du bist unglücklich. Habe den Willensmuth, es nicht mehr zu seyn. Sind wir mit jemand verbunden, der uns verdirbt und den wir nicht bessern, so dürfen wir uns, scheidend, retten. Fliehe, beginne ein neues Leben. Es ist niemals zu spät, das Rechte zu thun, selbst nicht

am Rande des Grabes. Stürmen wir sogar den Himmel, um glücklich zu werden! Die schöne alte Mythe bleibt ewig wahr und wir wären nicht göttlicher Natur, wenn der Titan je in uns entschlummerte." —

„Macht dein Unglück jemand glücklich?" fragte ich nach einer Pause weiter, in der sie in sich versunken geblieben war. „Wahrhaftig nicht. Dein Gatte könnte nur glücklicher werden, wenn er die Prüfung bestände, dich zu verlieren, die er nicht verdient. Auf einem andern Wege, als durch den Zwang des Lebens, wird kein Mann aus ihm. Wie lange reicht in dem Seelenkampfe deine Kraft noch aus? Und kannst du ihn lieben? Nimmermehr! Darum hoffe nicht, daß es anders werde und beharre nicht länger in dem verderblichen Irrthume. Fasse einen Entschluß. Niemand als ich kennt die Heiligkeit deines Innern: es ist mein. Die Kunst vereinigt uns......"

Mein Entzücken an dem reinen Wesen riß mich hin. Ich sprach ihr die glühendsten Gefühle aus. Sie sah in mir nur ein Traumbild, hörte nur eine Stimme ihres Innern; aber sie überließ sich so wie ich dem beseligenden Wahne und schloß mir ihr Herz auf. Ihre treue Liebe lag unverhüllt vor mir; ich sah die Zuckungen ihres Schmerzes, ihr unterdrücktes Schluchzen, ihre Kämpfe. Die Seufzer meiner innigsten Gedanken antworteten. Ich siegte. Sie gab nach. Wir liebten uns in stummer, schuldloser,

unirdischer Zärtlichkeit. Das Eine war selig neben dem Andern, in seinem thränenfeuchten Liebesblicke. Es lag eine unaussprechliche Zartheit in dem Verhältnisse. Das Schicksal entschied sich. Sie folgte mir. Wir flohen lange. Es ward um uns dunkel. Wir verirrten uns, kamen von einander. Doch vermißte das Eine nicht das Andere und war nur auf eigene Rettung aus der Nacht bedacht. Endlich gewahrte ich sie in weiter Ferne unter mir. Ich kämpfte mit den Elementen um mich selbst. Sie sank in eine tiefe Grube, von der ich wußte, sie sey ihr Grab. Es hatte keinen Boden. Sie sank immer tiefer. Ich sah wie dies Gefühl des endlosen Sinkens ihr die Hölle und ewige Todespein war. — Unendliches Erbarmen ergriff mich; ich wollte schreien, ich vermochte es nicht. Ich verging in mir vor Schmerz, und erst als ich daran zu sterben meinte, kam ich von der Einbildung wieder zu mir.

Das Herz schlug mir in unbeschreiblicher Angst fort. Sie saß vernichtet vor mir. Sie hatte dieselbe Einbildung durchlebt. „O, mein Gott! was ist das Leben?“ rief sie. „Ich verzichte. Nein, ich könnte nicht fliehen, nicht untreu seyn. Ich habe mir mein Schicksal selbst bereitet.“

Heiße Thränen entflossen ihren Augen unversieglich, ohne ihr Herz zu erleichtern. Sie gedachte ihres Kindes. Und also auch dieses letzte Gefühl, der Freude an dem Besitze, der doch immer ein irdischer

war, mußte sie aus ihrem Herzen reißen, als letzten Ballast des Lebensschiffes auswerfen, um es vor dem Untergange zu bewahren und des Himmels werth zu werden? Es ward ihr schwer, doch that sie es. „Vielleicht," meinte sie, „könnte sich die Seele, so leicht wie sie ist, so ausgeschmolzenes Metall des Himmels, von selbst aufschwingen. Der Mensch soll ja den Seinen, sie seyen es scheinbar oder wahrhaftig, alles aufopfern, wenn auch die Seele nicht. Wer im thörichten Wahne sie preisgeben mag, zu der weit mehr gehört, als man gemeinhin annimmt, geht selbstmörderisch unter."

Indessen täuschte Kunigunde sich über die vermeinte Kraft der Verzweiflung und suchte der Tod sie nicht heim. Sie begriff sich und die Welt immer weniger.

„Wie schmählich!" dachte sie, „kann das noch lange währen? und wo nicht, was dann geschehen? Entsetzlich! das so langsam kommen zu sehen. —

„Geistiger Schlaf, geistige Vernichtung, ist also das letzte Ziel, das unausbleibliche Ergebniß der Kämpfe, die so Viele einmal bestehen. Nach dem vergeblichen Aufschwunge der Jugend ergibt sich die Seele in das Bestehende und sinkt wie sie gestiegen war. Aus diesem Schwanken auf und nieder besteht das Leben, und der Untergang in Ergebung wird uns noch für hohe Tugend angerechnet, ist die Abfindung der Gerechtigkeit, der einzige Balsam auf die

Todeswunde. Es mag schon recht seyn, daß die sich aus blindem Drange nicht ergeben, von dem Urtheile der Welt verworfen werden. Sie wissen nicht was sie wollen. Die Wenigen, die mit dem Bewußtseyn der Tugend dasselbe thun, werden Künstler und die Menschen drücken ein Auge über ihr Leben zu, weil ihre Kunst, die Darstellung ihrer Leiden, sie erfreut. Was ist ein solcher Schritt verhängnißvoll! Warum vermochte ich ihn nicht zu thun? Doch nur, weil ich nicht liebte. Hätte ich geliebt, so wäre ich gerettet gewesen. Die ächte Liebe verleiht immer Thatkraft. Und warum sollte ich mich noch retten? Die Liebe allein entschuldigt die Uebertretung anderer Pflichten.

„Ja, thut sie das? Und wie weit erstrecken sich die Pflichten der Ehe? Nach den ehemaligen Begriffen in's Unendliche. Die alte Kirche wußte was sie wollte, indem sie die Ehe für ein Sakrament erklärte. Die neue Kirche that dagegen den ersten Schritt — — wozu? zur Säkularisirung? Die Zeit drängt zur Entscheidung, und es ist entweder ein Schritt vorwärts oder zurück zu thun. Es fragt sich nur, wohin das Erste führt: zur Anarchie? oder neuem Leben? Und sollte die Zeit in der That schon ihre Trümpfe ausgespielt und keinen Rückenhalt mehr haben? — Mich trägt sie freilich nicht mehr unter ihrem Fittiche empor; meine Schwungkraft ist durchschnitten. Ich sinke unaufhaltsam. — — —"

Seitdem Kunigunde ihr Unglück ermessen hatte,

war sie so besonnen geworden, daß ihr Gatte ihre geistige Ueberlegenheit in allen Dingen, wenn auch zu seiner höchsten Erbitterung, einsah. Und wenn, der Entfrembung ihrer Herzen zum Trotz, die zauberhaften Liebesbande ihn wieder zu ihr zogen, fühlte sie tief beschämt das Unwürdige dieses Verhältnisses und erfüllte die Zerstörung seines Innern, das Bewußtseyn ihrer Schuld, sie mit Verzweiflung.

Sie bedachte bereits das letzte Ende, von dem sie nicht anders meinte, als daß es gewaltsam eintreten werde, als ihr in einer Art, wie sie es nicht geahnet hätte, aus ihrem eigenen Innern Hülfe entsprang.

So weit war sie bereits gekommen, daß sie den Gedanken an Flucht, Trennung und ein neues Leben aufgegeben hatte. Sie befand sich in dem zweiten Stadium und hoffte auf den Tod, in dessen Erwartung sie sich den Zustand ihrer Seele, den er vermitteln werde, vergegenwärtigte.

„Ist es wohl erhört," sprach sie, „daß die Natur in Sprüngen schafft, oder hat alles seinen inneren Zusammenhang? Ich erwarte dort umsonst etwas anderes als das Verständniß meiner Vergangenheit. Keine neue Zukunft aus dem Stegreife erschließt uns der Himmel, sie ist nur die unmittelbare Folge des hiesigen Daseyns und wir steigen desto höher zu Gott empor, je wirksamer wir in uns dem Tode vorarbeiten und je mehr von dem Sande auswerfen, der den Ballon unserer Seele niederhält."

Sie trat also schon hienieden in das dritte Stadium ihrer Ausbildung, und wünschte und erhoffte auch nicht mehr den Tod, sondern strebte dahin, dem, was sie hier besaß und war, die möglichste Vollendung zu leihen.

Der himmlische Frieden ihrer Seele theilte sich gleichsam der Luft mit, die sie umgab, und zwang ihren Gatten selbst ihn einzuathmen. „Sein zeitliches Wohl," sprach sie zu sich, „ist mir von Gott anvertraut, und es ist, wofern ich die Stärkere bin, meine Pflicht, ihn zu geleiten und zu schützen. Welch' überirdische Wonne, der Schutzengel einer verirrten Seele zu seyn! Es ist die höchste Kunst, mit einem Menschen Erbarmen zu tragen und ihn zu bessern. Wie wollte ich mich dort vor Gottes Thron verantworten, verließe ich ihn in der höchsten Noth, in die ihn meine Schuld durch den Frevel des Liebeszaubers gestürzt hat. Der wahrhaft gute Mensch kann wohl das höchste Unrecht denken, ehe die Versuchung naht; dann aber wird sie die Probe seines goldenen Werths, und gestaltet sich zu dem höchsten Glück, das ihn von allen Wechselfällen des Lebens emancipirt."

Der rückwirkende Segen solcher Gesinnungen blieb nicht aus, sondern ergoß sich wie ein Frühlingsregen über das verkümmerte Wachsthum der Seele ihres Gatten. Er ward ein neuer Mensch, mild und liebevoll, und fühlte seine erwachende Männlichkeit zum erstenmale in dem Schmerz über seine verlebte

Schwäche. Der trügerische Morgenschimmer einer christlichen Ehe ging an dem umwölkten Horizonte ihres Lebens auf und sie begrüßte ihn mit andächtiger Seele. Nur noch der Zauber der Leidenschaft schien dem entgegenzustehen, daß die Sonne der himmlischen Liebe ihr Daseyn erwärmte, und also entschloß sich Kunigunde eines Tages, ihn zu brechen, um das letzte Hinderniß ihres Glückes zu beseitigen, dessen Gebrechlichkeit sie selbst so wenig ahnete.

Ich entsetzte mich über ihren Vorsatz und die unausbleiblichen Folgen, ob ich gleich wußte, daß die jetzige Harmonie ihres Innern und diese beseligende Ergebung nicht von Bestand seyn konnten.

„Unselige! was willst du thun?“ rief ich ihr zu. „Habe Ehrfurcht vor dem Wahne, von dem auf Erden alles ausgeht und strebe nicht dem Unbedingten nach. Glück und Unglück sind in jeder Art nur Wahn, und gelangen wir erst über ihn hinaus, zerfließen seine Nebelgebilde in den Sonnenstrahlen der Erkenntniß, so führt der Tod uns in das Land der Wahrheit ein. Wir können nicht ohne Wahn und Täuschung leben und das Richtige ist unsere Lust. Dulde den letzten Schleier vor dem Medusenhaupte der Zukunft.“ —

Allein — es war zu spät. Sie wollte ein für allemal der Hölle abschwören und sie durch Gottvertrauen besiegen. Der Zauber sollte sich lösen und ihre Schuld vernichten. Es war auch Egoismus,

was sie in dem Verlangen leitete, sündenrein zu werden.

Sie gestand ihrem Gatten in einer traulichen Stunde das Geschehene, rief die Erinnerung an seine nächtlichen Qualen in ihm wach, gab den Talisman in seine Hand zurück ......

Ich hatte mich abgewendet und verhüllte mein Gesicht mit beiden Händen. Ein tödtlicher Aufschrei ihrer Stimme durchschnitt mein Bewußtseyn.

Mein Blick flog nach ihr hin, als könne er Hülfe bringen und erstarrte an dem gorgonischen Bilde.

Der blitzende Dolch durchdrang in der Hand ihres vom Wahnsinn gepackten Gatten ihr Herz, und sie sank sterbend zu Boden, indem ein Blutstrahl zwischen uns gen Himmel spritzte.

Die Novelle war am Schluß.

Das letzte Spiegelbild erblich, der Krystall trübte sich. Der unbekannte oder bekannte Spiegelhalter ward wieder sichtbar. Er zog den ausgestreckten Arm ein und, nach umgekehrter Perspektive, ward der Spiegel immer kleiner, je näher er ihn an sich brachte.

Sobald er zu seiner natürlichen Größe gekommen war, wischte der Düstere ihn mit seinem Mantel ab und reichte ihn der neben ihm stehenden Alten, in

deren Gesichtszügen ich mit Schauder meine Eingangs erwähnte Geliebte, frühzeitig gewelkt, wieder zu erkennen meinte.

Satan stellte sich breit vor mich und wiederholte höhnisch: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“

Ich war zu betrübt, um zu zürnen und starrte sinnend vor mich hin.

Da krähte der Hahn zum ersten Mal.

Es tagte um uns.

Satan bewegte sich unmerklich und ich rief ihm zu: „War sie in dir glücklich, daß du lachst?“

Er schwieg zuerst und sagte, als er bei dem zweiten Hahnenschrei meine Frage wiederholen hörte: „Das nachgerade nicht.“

„So hast du sie auch nicht für dort getödtet,“ fuhr ich fort, „wohinauf die Himmelsbraut sich geschwungen hat, um den Siegeskranz zu erlangen.“

Er brummte: „Wer es glaubt!“

Ein Ekel hob sich mir so tief aus der Brust, daß ich daran zu vergehen meinte; dann rief ich, wie auf eine Eingebung aus: „Doch ist es so; sieh dort!“ —

Er schlug den Blick empor und brüllte vor Wuth und Beschämung, daß er nicht Recht behalten sollte.

Der Nebel, der die Luft verdickte, lichtete sich in Osten. Weiße und rosenrothe Strahlen schossen

fächerartig vom Horizonte auf und spannten einen Regenbogen quer über den Himmel, der sich mit dem Wolkengrunde zertheilte und über die aus dem Grau erschimmernde Luft leise hingehaucht blieb. Die Sonnenscheibe blitzte auf und beschien mit ihrem grellsten Licht einen schmalen Erdstrich ferner Wälder, Städte und Dörfer.

In Engelsarmen schwebte Kunigundens Leichnam in den Himmel, und je höher er sich hob, desto ersichtlicher erwachte er zu neuem Leben.

Ein großes Auge blickte nach ihm hinunter und ein Strahl daraus drang bis zu uns.

Ein Erdbeben schien zu erfolgen, doch war es nur das Zittern Satans, in dessen Persönlichkeit das Dunkel der schwindenden Nacht sich dergestalt anhäufte, daß es, der erhellenden Sonne gleich oder ungleich, wiederum Alles rings verfinsterte und nur noch Schattenrisse, grau in grau, erblicken ließ. Die Vision am Himmel erblaßte vor meinen blöden Augen, die ihren Glanz nicht aushielten. Der Hahn krähte zum drittenmal und auch die Vision auf der Erde verschwand dem Erwachenden.

Ich rieb und wischte mir die Augen und kam auf meinem Söller halb erstarrt wieder zu mir. Ich hatte da die ganze Herbstnacht zugebracht und mußte die Einbildung mit einem vierzehntägigen Schnupfenfieber entgelten, von dem genesen ich wiederum Geschmack an Welt und Menschen fand.

Für die mir von dem Schwarzen angethane Ehre tröstete ich mich mit dem bekannten Ausspruche eines alten Theologen: daß er immer denen am meisten zusetze, die ihm am meisten schaden könnten.

Die Emanzipirten.

Es hatte dem General von Bingen, der zur Zeit eine Festung an der russischen Gränze befehligte, ein eisernes Schicksal in der Schlacht an der Katzbach ein Bein geraubt und seine ehrgeizigen Pläne also dergestalt durchkreuzt, daß er das seinem eigenen eingehenden Lebensbaum abgeschnittene Reis seiner Hoffnungen auf den seines einzigen Sohnes pfropfen müssen. Dessen Ausbildung, mit Hülfe seines von Vater und Gattin ererbten großen Vermögens, zu vollenden, war mithin seine nächste Sorge geworden und er vertraute die isolirte Erziehung des jungen Ernestus, unter seinen Augen, einem gelehrten Hofmeister an, dem er vor allen Dingen aufgab, den noch reinen unverdorbenen Geist vor falschen Zeitrichtungen zu bewahren.

Hatte der Vater den Sohn auch wohlbehalten von der Hochschule weggebracht, so trat derselbe seine diplomatische Laufbahn an, derethalb auf das feinste berechnete Verbindungen unterhalten, oder künstlichste Minen gegraben wurden, um sie zur rechten Zeit zu Ernestus Beförderung springen zu lassen.

Der General hatte die Gewißheit, den jungen Mann durch die einflußreichen Verwandten seiner verstorbenen Frau bald über die niederen Stufen des Staatsdienstes emporzuheben, sah ihn mit einer halb-legitimen Nichte des Monarchen, einer der reichsten Erbinnen des Landes, schon so gut wie verlobt, und hätte also allerdings dafür halten dürfen, ihm aus dem Glückstopfe des Lebens ein wahrhaft großes Loos gezogen zu haben, wenn nicht ein anfangs kleines, nach und nach aber mehr hervortretendes Aber dabei gewesen wäre, über das er in einsamen Stunden nicht selten die Stirne runzelte, oder mit dem ihm überbliebenen Beine ungeduldig das Parket seines Zimmers stampfte.

Der junge Ernestus hatte nämlich von früh an eine ungemeine Blödigkeit, einen Mangel an Takt und Geistesgegenwart zu erkennen gegeben, die ihm an der Verfolgung seiner Laufbahn äußerst hinderlich fallen, wo nicht gar ihn zu einem Stande untauglich machen mußten, in dem eine edle Dreistigkeit zuweilen von dem glücklichsten Erfolge begleitet seyn soll. Der einzige Trost des armen Vaters war nur, daß jene Blödigkeit für nichts weniger als Abschattung innerlichen Blödsinns oder Verstandesschwäche gelten konnte, sondern sich als eine unangemessene Bekleidung des unsterblichen Theiles an dem Jüngling bezeichnete.

Hatte er nun aber auch dem Uebel bis zu Ernestus zwölftem Jahre ruhig nachgesehen, so konnte er

doch zu dieser Zeit der Ueberzeugung nicht mehr widerstehen, daß dem Einhalt gethan werden müsse. Er gab die vielleicht zu einseitige häusliche Erziehung seines Sohnes plötzlich auf und Ernestus reiste nach einer ehemaligen berühmten Klosterschule in einer entfernten Provinz ab, wo er, unter anderen Knaben seines Alters, so wie unter fremden Leuten, umgänglicher werden und seine übergroße Scheu verwachsen sollte.

Nach der Ausführung dieses Entschlusses vergingen mehrere Jahre, in denen der General von Alter und Kränklichkeit abgehalten wurde, seinen Sohn selbst zu besuchen. Bei annahenden Ferien bat der Rektor des Gymnasiums wiederholt, ihn auch während der Zeit auf der Schule zu lassen, damit der junge Mann das in den alten Sprachen Versäumte nachhole, und da er jedesmal zugleich berichtete, wie zufrieden er mit ihm sey und wie er sich körperlich und geistig zusehends entwickle, ließ der General sich die unvermeidliche Trennung desto williger gefallen, je überzeugter er von Halbjahr zu Halbjahr wurde, wie seine Absichten mit seinem geliebten Sohne immer mehr in Erfüllung gingen. In dem Jahre als derselbe die an dem westlichen Ende des Reichs gelegene Universität bezog, hatte der General zwar ernstlich darauf gerechnet, ihn wieder zu sehen; allein da er unglücklicher Weise eine Anzahl junger Staatsverbrecher auf seiner Festung zu bewachen und die

Untersuchung gegen sie zu leiten hatte, fühlte er sich verstimmt genug, um nicht unbedingt auf Ernestus Heimreise zu dringen, zu der dieser aus mehreren Gründen keine Neigung zeigte.

Es begegnete sonach, daß Vater und Sohn sich erst nach einer beinahe fünfjährigen Trennung wiedersahen, als Ernestus während der nächsten Universitätsferien den alten Herrn besuchte.

Wie erstaunte dann der General über das Unerwartete seiner Erscheinung! O, ja! er hatte sich auch körperlich entwickelt, wie der Rektor geschrieben; aber wie? er war lang aufgeschossen und eben so ungeschickt als lang geworden. Seine ehemalige Blödigkeit, die dem Rektor als Bescheidenheit erschienen war, hatte nicht allein nicht abgenommen, sondern sich erst recht ergänzt und kehrte sich nicht nur gegen Frauen heraus, die er ziemlich kurz angebunden behandelte, sondern that sich besonders in dem Verhältnisse des Jünglings zu seinem Vater kund, dem eine Bitte vorzutragen, eine Erklärung zu geben, ihm fast unmöglich wurde. Wie sehr aber auf solche Art die Erwartungen des Generals von diesem Sohne getäuscht worden waren, ergab er sich am Ende wie alle Cholerischen ohne großen Kampf in das Unabänderliche und dachte: wenn denn auch Ernestus zum Diplomaten verdorben sey, mache er doch vielleicht durch anderweite Amtsthätigkeit oder Heirath sein Glück, und gereiche ihm gerade seine Unliebenswürdigkeit zur Empfehlung in

der Welt, die sie ihm als besondern Fortschritt mit der Zeit und Eleganz auslege, da auf der andern Seite keineswegs zu verkennen war, daß es ihm nicht an Kenntnissen und geistiger Fähigkeit mangelte.

Das Auffälligste von Allem, was den jungen Mann betraf, war dem General eine ungewöhnliche Aehnlichkeit mit seinem eignen Vater, wie sie im Leben nicht selten zwischen Großvater und Enkel vorkommt.

Dieser Vater des Generals war zu seiner Zeit ein viel unterrichteter und gereister Mann, der im Schooße seiner Familie glücklich und zurückgezogen seine Güter bewirthschaftete. Er hielt den Stand des Landwirthes im hohen Style für den ersten im Staate und strebte, trotz der Freundschaft seines großen Fürsten, dem er die wichtigsten Dienste geleistet hatte, bis zu dem Tage keinem andern nach, an dem er, zu einem edlen Zwecke, das seltsame Verlangen an ihn stellte, ohne Weiteres Minister zu werden.

Die abschlägliche Antwort, welche ihm sein höchster Herr und Freund nothwendiger Weise geben mußte, zog er sich darauf dermaßen zu Gemüth, daß er von Stunde an in schweigsame Melancholie verfiel, allen Verkehr mit Welt und Menschen, ja sogar mit den Seinigen aufgab, und nicht mehr sein Zimmer verließ, wo er geheimnißvolle Prophezeihungen niederschrieb und man eines Morgens den majestätischen Greis mit weißem Barte an seinem Schreibtische stehend todt fand.

Die Aehnlichkeit des jungen Ernestus mit diesem merkwürdigen Manne in seiner letzten Lebenszeit betraf den General gegenwärtig um so stärker, als er erwog, daß er ihm in seiner Jugend in ganz anderer Art ähnlich gewesen sey. Als leichter witziger Weltmann hatte er damals wie sein Vater in der ersten Gesellschaft geglänzt und demselben nur in sofern nicht vollkommen genügt, als er sich von seiner absonderlichen Erziehungsweise den Vorwurf zugezogen, nicht unsolid genug zu seyn.

Es ward ihm also mitunter bange, Ernestus möge dazu bestimmt seyn, das Gegenbild dieses Verhältnisses, die zweite Lebensgestalt seines Vaters in seinem wahnsinnigen Alter vorzustellen, und in Erinnerung an jenen freilich unerhörten Vorwurf war er mehr als einmal drauf und dran, wenn er Ernestus auch in den Ferien immer unter Büchern vergraben, anstatt der Geselligkeit leben sah, ihn ebenfalls durch Anrathen des einen Aeußersten von dem andern zu bekehren. Er kam nur niemals dazu, es auszuführen, und würde auch keinen Erfolg damit erzielt haben, weil seines Sohnes solider Sinn sich auf eine ernste Liebe zu den Wissenschaften gründete. Seine Abneigung gegen das andere Geschlecht war von früh an eins mit seiner Blödigkeit und Kurzsichtigkeit, deren eine aus der andern entsprang und schon seine allererste Lektüre wählte er nach dem Haupterfordernisse aus, daß keine Frauenzimmer oder gar Liebeshändel

darin vorkämen. Er verlor jedesmal die Fassung, sobald ein schönes weibliches Wesen ihn ansah oder anredete, und darum auf sich erbittert, floh er die Frauen desto mehr und zog sich zu seinen Büchern zurück, die ihn nie beschämten, immer trösteten. In seinem Ungeschicke bald wirklich ausgelacht, bald sich einbildend, es zu werden, leitete er sich frühzeitig an, auf Andere und ihre Schwächen oder guten Eigenschaften genauer zu achten und Vergleichungen mit sich anzustellen. Sein Verstand ward durch diese Uebung geweckt, sein Ehrgefühl durch die Demüthigungen gereizt, und so befähigte ihn auch mit der Zeit die Fertigkeit, Andere zu ergründen, die nicht nöthig zu haben meinten, sich vor ihm, dem sie keine Beobachtungskraft zutrauten, zu hüten, sie weit zu übersehen.

Man gibt sich in keiner Stimmung größere Blößen gegen Andere, als indem man wahre oder vermeinte Schwächen an ihnen belächelt und rügt.

Ernestus klarer Geist, seine Liebe zu dem klassischen Alterthume, die Freundschaft einiger bürgerlichen Mitschüler auf dem Gymnasium, die mit der Welt und ihren Verhältnissen in anderer Art als er mißvergnügt waren, bestärkten ihn in seinen Wunderlichkeiten wie in seinen dem Geiste der Zeit widersprechenden Meinungen, und wenn gleich dem erwachsenen Jünglinge die Höhe und Freiheit seiner Standesverhältnisse einigermaßen die Blödigkeit gegen die Frauen benahm, machte sie doch dafür einer völligen

Gleichgültigkeit gegen dieselben, wie sie waren, und dem ihnen gewiß nicht schmeichelhaften Verlangen Platz, sie von der falschen Sitte und sentimental schwächlichen Erziehung zur modernsten Bildung emanzipirt zu sehen. Er führte sich von Tage zu Tage mehr in eine erträumte, unmögliche Welt ein und wandte sich am Ende, dem Anscheine nach, für das Leben mit seinen Grillen von der Wirklichkeit ab.

Daß es eine solche Wendung mit seinem Charakter nehmen werde, errieth der General bei jenem ersten Wiedersehen in den Ferien allerdings noch nicht; allein eine innere Stimme flüsterte es ihm verworren zu, und so bot er schon von damals an vergebens alle Mittel auf, den jungen Mann nach seinen Wünschen umzuwandeln. Ein einziges Mal nur erschien ihm Ernestus geschmeidiger; jedoch hatte dieser Zustand keine Dauer und mußte der General den Sonderling bald mehr als je in kalte Abgeschlossenheit versinken sehen.

Er ließ ihn nach beendigter Studienzeit Jahre lang in Frankreich, England und Italien reisen: Ernestus kam zurück wie er hingegangen war.

Der General befahl ihm, in den Staatsdienst zu treten: der Jüngling gehorchte, hätte ihn seine Neigung schon eher einer gelehrten Laufbahn zugeführt. Nur that er in seinen Amtsgeschäften nicht mehr als seine Pflicht, was zu aller Zeit zu wenig ist, wenn man befördert werden will, und verhehlte seinen

Vorgesetzten seine Unlust daran so wenig, daß es nicht zu verwundern war, wenn sie wieder durch Vernachlässigung ihren Stand an ihm rächten. Er ward, trotz seiner Fähigkeit, weder belobt noch beliebt und angestellt.

Der General gab seine ehrgeizigen Absichten mit Ernestus darum freilich noch nicht auf, und da er jetzt vollkommen überzeugt war, daß sie auf keinem andern Wege schneller als auf dem einer vornehmen Heirath zu erreichen seyen, bestürmte er seinen Sohn mit immer dringenderen Bitten, sich dazu willig finden zu lassen, ja, stimmte sich selbst, hinfälliger werdend, so weit herab, daß er erst von seinen künftigen Enkelchen erwartete, um was ihn Ernestus betrog. Dieser ertrug die Zudringlichkeit des Greises trotz alle dem nur so lange Zeit, bis er auch keine Geduld mehr haben wollte.

Inzwischen mündig geworden und in den freien Besitz eines ansehnlichen Ritterguts gelangt, das ihm seine Mutter hinterlassen, erwog er den Schritt, den er zu thun vorhatte, mit allen Rücksichten auf sich und seinen Vater nochmals reiflich und fühlte dann die Nothwendigkeit, den Zwiespalt seiner derzeitigen Lage zu lösen.

Recht mit Einem Schlage sollten seinem Vater die Augen über seinen Charakter geöffnet, seine, wie er meinte, unbilligen Zumuthungen beseitigt werden. Er nahm in aller Stille seinen Abschied aus dem

Staatsdienste und zog sich von dem lästigen Geräusche der Welt in die Einsamkeit des Landlebens zurück.

Das Geschehene meldete er seinem Vater schriftlich erst von dannen und man denke sich die Entrüstung des alten Generals, als er es noch vor Empfang des Briefes in der Residenz selbst erfuhr, nach der er inzwischen auf Urlaub gegangen war, um Ernestus persönlich zur Nachgiebigkeit anzutreiben. Wäre das Gut nicht in einem so entfernten Theile von Deutschland gelegen und das Reisen ihm so sehr beschwerlich gewesen, er würde sofort nachgeeilt seyn. Allein so konnte er nichts thun als seinen Unwillen in Briefen an dem Schuldigen auslassen und über ihn gegen seine Freunde und Verwandte in der Residenz poltern, wo er trotz Ernestus Entfernung einige Monate verweilte, um sich in Zerstreuungen das schmerzhafte Gefühl seiner Enttäuschung zu erleichtern. Bei alledem hielt er eine Sinnesänderung seines Sohnes noch nicht für unmöglich, und da seine Bekannten, wider ihr eigenes Dafürhalten, ihm zu seinem Troste beistimmten, war es sein tägliches Lieblingsgespräch, wie diese Sinnesänderung zu bewirken oder zu beschleunigen sey, und wurden ihm zu Gefallen die abenteuerlichsten Vorschläge dazu gethan.

Einen Abend unter andern brachte der General bei einer angesehenen Dame zu, die es besonders darauf anlegte, die Freundin geistiger Notabilitäten zu seyn und dereinst hohes Interesse an seiner pikanten

Persönlichkeit genommen hatte, der als der Held einiger fast mehr als leichtsinniger Liebesabenteuer, ein in höheren Regionen nicht so leicht abzunutzendes Relief erlangt, und ihr zuletzt als Freund treu geblieben, nachdem er ihr als Liebhaber abgealtert war.

Da nur ein vertrauter Freundeskreis zugegen, wendete sich das Gespräch bald zu der Widerspenstigkeit des jungen Bingen, die seines Vaters stehende Sorge war. Die Frau vom Hause erklärte: sie begreife die schroffe Eigenthümlichkeit des Jünglings nicht, der sich nur zu selten in ihrem Hause gezeigt, als daß sie sich eine selbstständige Meinung von ihm habe bilden können. Erbsünde dürfte seine Abneigung gegen die Frauen doch schwerlich seyn.

„Ich will mir auch von Ihnen ausgebeten haben, sagte der General, daß Sie mir in seiner Beurtheilung kein solches Unrecht thun. Mein Leben kann mir in dem Falle das beste Zeugniß seyn, daß . . . . . .“

Die gegenwärtigen Männer, einen Adjutanten des Prinzen **, einen Staatsmann und einen Gelehrten, ergötzte diese Rechtfertigung, und die Frau vom Hause unterbrach den General, um zu bemerken, wie jene Abirrung alsdann wahrscheinlich aus Grundsätzen hervorgehe. „Es waltet doch wohl, sagte sie, bei dem innern Leben des jungen Mannes keine Liebhaberei vor, die etwa nur eine Seite desselben erhellte und die anderen in Schlagschatten stellte?“ — Der General versetzte: „Mein Sohn lebt allerdings den

Büchern, und hat sich von Jahr zu Jahr ernsteren Studien gewidmet. Indessen bin ich damit zu genau bekannt, als daß ich annehmen dürfte, sie hätten ihn eher als jeder andere Beruf in eine einseitige, seine sonstigen Fähigkeiten behindernde Richtung angetrieben."

„So ist es Gleichgültigkeit, die ihn hemmt, rief der Staatsmann: constitutionelle Abspannung, die Grippe kleiner Staaten. Eine väterliche Regierung muß mit starkem Arme eingreifen und durch energische Initiative in der Gesetzgebung der einreißenden Verwirrung seines Lebens Maaß und Ziel setzen. Man muß durch drastische Mittel zu bewirken suchen, daß sich sein innerer Mensch auf sich besinnt und seine humane Mündigkeit um so viele Jahre, als sie zurücksteht, gezeitigt werde."

„Sie bringen mich auf einen Gedanken, Herr von Sternheim, nahm der Offizier das Wort und machte eine Pause, um die Aufmerksamkeit der Anderen zu erhöhen: Sie sollten sehen, Herr General, das griffe durch, wenn es mit diplomatischer Feinheit angefangen würde."

Der General horchte mit dem verlegenen Lächeln dessen, der ein verkündetes wichtiges Wort zu vernehmen bereit ist, das er nicht errathen kann.

„Wie steht es um die Tugend des jungen Weiberfeindes? fragte der Adjutant: haben Sie wohl schon gehört . . . . . .?"

„Daß ich nicht wüßte," sprach der General kopfschüttelnd und riß die Augen auf, ohne sich zusammenreimen zu können, wo der Offizier hinauswolle. „Ich bin überzeugt, daß, unter den jungen Männern seines Standes, mein Sohn seither in seltenem Grade solid gewesen ist."

„So hat er noch keine Anfechtungen gefährlicherer Art erlitten," fuhr der Adjutant fort; jedoch stiegen ihm in dem Augenblicke selbst Bedenklichkeiten über das Schicksal seines Vorschlages auf und fügte er verlegen lächelnd lässig hinzu: „Sie sollten eben Anlaß nehmen, ihm deren zu bereiten. Hat er sich auf der geistigen Seite dagegen zu verwahren gewußt, so möchte es das Gerathenste seyn, seine Unempfindlichkeit materiell zu bekämpfen."

Man antwortete hierauf nicht unmittelbar und so fragte der empfindsame Gelehrte unterdessen: „ob denn nicht etwa eine reine ätherische Liebe . . . . . .?" Nun ließ ihn die unempfindsame Wirthin nicht zu Ende kommen und fertigte ihn mit einem so ausdrucksvollen Achselzucken und Blicke ab, den sie von einem Gaste zum andern gleiten ließ, daß der Arme, in einem Gemisch von allerhand Verlegenheiten, die Augen zu Boden schlug.

Der General hatte den leisen Einwurf nicht gehört und fragte den Adjutanten, verwundert über seinen unerforschlichen Plan: „Was meinen Sie damit?"

„Wir wissen, hub der neu ermuthigte Capitain

an, oder Sie haben uns vielmehr gesagt, mein General, daß Ihr Herr Sohn dem Umgange mit dem schönen Geschlechte noch allenthalben ausgewichen ist. Er kennt es also, kennt die Mittel und Waffen nicht, die den Frauen zum Angriffe gegen uns zu Gebote stehen. Er verachtet das Geschlecht in der Theorie oder dem nicht ungerechten Begriffe nach, den er sich aus der Gesammtheit der eleganten Damen unserer Gesellschaftskreise abgezogen hat. Eine bedeutende weibliche Persönlichkeit mag sich noch nie die Mühe genommen haben, auf ihn einzuwirken, seinen leeren Träumen Gestaltung zu verleihen, seine todte Schattenwelt mit dem Fleisch und Blute der Bewegung zu coloriren. Er würde dieser nicht und würde ihr um so weniger widerstanden haben, je mehr er wirklich Verstand und Geist besitzt. Seyen Sie darum kühn genug . . . ."

„Ha, ha, ha! rief Herr von Sternheim dazwischen, ich glaube Capitain Lasalle zu verstehen. Geben Sie acht, Herr von Bingen, er schlägt Ihnen nichts mehr und nichts weniger vor, als daß Sie Ihren Sohn verführen lassen sollen. Was doch die jüngeren Herren heut zu Tage für Abenteuerlichkeiten vorbringen . . . ."

„Sie haben allerdings errathen, was ich sagen wollte, Herr Geheimerath. Auf Ehre, General, überlassen Sie den jungen Mann meiner Vormundschaft, vertrauen Sie mir die Sorge an, ihn in das

ausgespannte Netz einer reizenden Verführerin zu locken, die die starre Eisrinde seines Herzens schmelze, und Sie werden sehen, er verliert seine Unempfindlichkeit, und wird schon weich und zärtlich werden, sobald er erst an sich erfahren, was die Schönheit zu bedeuten hat."

„Mein theuerster Capitain, sprach der General ungewiß: was Sie mir da sagen, klingt wie Scherz ....."

„Bitte um Vergebung, eiferte der Adjutant, es ist im Gegentheil ......"

„Wenn Sie aber gewisse Briefe lesen sollten, fuhr der General, ohne sich stören zu lassen, fort, die mein eigner Vater mir in meiner Jugend geschrieben hat, so würden Sie nicht wissen, was Sie von seinen darin angebrachten Vorwürfen denken sollten. Vom Ernste kann hier freilich keine Rede seyn, und wer bezweifelt, daß ich mich am Ende in das Unabänderliche fügen muß? Es steht uns aber frei, die Sache von einem heitern Gesichtspunkte aus zu beleuchten, und so nehmen wir einmal übermüthiger Weise an, es wäre Jemand mit einer solchen Absicht kein Spaß. Wo in aller Welt sollte man in unserer Heimath eine Lais, eine Aspasia, oder sogar nur eine altvenetianische, eine neufranzösische classische Hetäre hernehmen? Wie schmählich haben sich seitdem die Zeiten geändert! wie geistlos wird gegen ehedem selbst die Unsittlichkeit gegenwärtig betrieben! wie nobel ging es damit in dem alten Athen, oder in Paris noch zu Ludwigs XIV. Zeiten her! —"

Das Gespräch nahm hier einen allgemeinen Charakter an und näherte sich erst nach einer Weile wieder dem Punkte, von dem es ausgegangen. Man stritt für und wider die Möglichkeit, in wiefern ein Vorschlag wie der angedeutete, mit genialem Anstande durchzuführen sey, und die ihm nahliegende Frage ward mit aufgenommen: ob die alte oder neue Zeit die sittlich reinere? Die Parteien erhitzten sich und der General, der sich angegriffen fühlte, benutzte die Aufregung, um sich fortzuschleichen. Die Frau vom Hause schwieg fast zu dem ganzen Streite still, da sie es entweder für unschicklich hielt, daran Theil zu nehmen, oder ihre Gedanken aus andern Gründen nicht äußerte, und überlegte eben bei sich, ob wohl unter ihren Bekanntinnen keine sey, die trotz aller aufgeworfenen Zweifel jenen Absichten genüge, als, indem man gerade den General vermißte und auf den jungen Mann zurückgekommen war, der Prinz ** eintrat, der zu dem engeren Ausschusse des Kreises gehörte, und wie dessen übrige Mitglieder nicht angemeldet zu werden pflegte.

Der neugierige Prinz fragte auf der Stelle dem Wortwechsel nach, und sagte, sobald er wußte, wovon die Rede war: „Sie haben vollkommen Recht, Lasalle, Ihren Vorschlag ernstlich zu meinen; ich sehe nicht ein, was man Erhebliches dagegen einwenden kann. Der junge Mann würde zur Zufriedenheit seines Vaters auf die kürzeste Art bekehrt. Es trifft

sich auch eben wunderbar, daß ich in der Sache helfen und die aufgeworfene Frage bejahen kann. Ich glaube, Ihren Mann, oder richtiger, Ihre Frau gefunden zu haben, Capitain."

Die Erwartung des Adjutanten ward erregt und man bat den hohen Gast um nähere Erklärungen, die er mit der Erzählung gab, wie er vor einigen Wochen im Theater eine Dame oder ein weibliches Wesen wahrgenommen habe, deren große Schönheit, so wie abenteuerliche Erscheinung . . . .

„Ah, warten Sie, mein Prinz! warf ihm die Hausfrau ein: das ist die nämliche, die ich neulich, Zeitungen lesend, im Conditorladen antraf: mittle Gestalt, schöne Formen, schlank und doch üppig voll . . . . . ."

„Ich glaube sie auch unbedeckten Hauptes, mit langen über die Schultern wallenden Locken auf der Straße gesehen zu haben, meinte der Geheimerath: es fiel mir noch bei ihrem neulichen Anblicke der Unterschied zwischen todtem und lebendigem Colorit auf, in dessen Betreff Sie meine Grille kennen, gnädigster Herr, zu behaupten, daß Menschen mit so todtgebornem oder durch Verziehung ertödtetem, in der Regel ein todtes und erstorbenes Gefühl, ein Scheinleben innen wohnt, derweil die edleren Naturen aus der Mitte derer hervorgehen, die mit lebendigen Muskeln meist auch Empfänglichkeit für alles wirkliche Daseyn sich verliehen fühlen. Meine

Unbekannte, schien es mir, gehörte zu den Auserlesenen."

„Wir sprechen sicherlich von ein und derselben Person, äußerte der Prinz etwas ungeduldig über die Einreden und in einem Tone, der keine weiter zuließ; ich bin ihr in dem nämlichen Aufzuge gestern im Parke begegnet. Im Theater sah ich sie als große Dame auf ihre Art, bald sphynxartig, in dichte Schleier gehüllt, bald in prächtigen, strotzenden Stoffen und glühenden Farben, mit Federaufsätzen und Brillantschmuck, halb entblößt. Bei der letzten großen Truppenschau glaube ich sie sogar in männlicher Kleidung im Gedränge erblickt zu haben. Ich läugne nicht, die Abenteurerin würde mich selbst entzünden können, in jüngeren Jahren hätte ich wohl den Muth gehabt, ihr zu nahen, wenn ich auch voraus gewußt, daß ich an der Flamme dieser energischen Persönlichkeit zu Asche brennen müßte. Da sie übrigens anfängt, Aufsehen in der Stadt zu machen, so fragte ich meine kleine Gönnerin, Fanchon, vom Ballet nach ihr, und wunderbarerweise wußte die in der Chronique scandaleuse der Welthauptstädte so Bewanderte zu ihrem Kummer nichts von ihr."

„Also liegt es noch im Dunkeln, wer und woher sie ist?" fragte der Geheimerath: „Und ihre Hoheit meinen, es wäre nicht zu viel gewagt......"

„Geduld, Geduld! erwiederte der Prinz; sie ist von gutem altem Adel in ihrem Stande und ihr

Stammbaum mir so weit nicht unbekannt. Ihrer Gesichtsbildung nach hatte ich mir gleich gedacht, sie müsse slavischen Ursprungs seyn und der Polizeipräsident hat seitdem geheime Auskunft über sie erlangt. Sie ist, wie es scheint, von Familie und Erziehung und hat den vergangenen Winter in unserer größten deutschen Residenz zugebracht, wohin sie aus dem südlichen Rußland gekommen. Ueber ihr eigentliches Gewerbe kann keine Frage bestehen; sie treibt es aber in dem großen Style, wie er im sechszehnten Jahrhunderte in Italien vorherrschte, und seitdem so völlig ausgegangen ist, daß die gemeine Geschmacklosigkeit der Frauen unserer Tage, die die Welt hinter ihrem Rücken so wie sie benennt, vor der schönen Sünde angst und bange machen könnte. Bestimmten Berichten nach, die ich gestern von auswärts erhalten habe, und die ihre Persönlichkeit nicht Lügen straft, scheint sie zum Theil aus noch unerhörten Absonderlichkeiten und Launen zusammengesetzt. Sie könnte z. B. bei den großen Geldmitteln, über die sie gebieten, und der feinern Bildung, die sie besitzen soll, als Fremde recht wohl in der großen oder gesitteten Welt sich bewegen, und ihr Gewerbe wie so Viele unbemerkt treiben. Sie verachtet aber allen Anstand oder Schein so entschieden, daß sie lieber als ihn beobachten, außer seinem Gesetze und als Dirne leben will, wie sie sich freilich selbst nicht nennt. Sie gibt sich auch nicht, was man sagen

müßte, völlig preis, sondern verleiht ihre Gunstbezeigungen vorzugsweise ärmern Jünglingen, Künstlern und derengleichen, bei denen sie in ihrer Weise Geist anzutreffen meint, derweil Reiche, die sie sonst nicht mag, eher Felsen als sie mit Bitten erweichen würden, und der Eine, den sie einmal ausnahmsweise liebt, dies theuer zu erkaufen hat. Ja, sie buhlt dann gewissermaßen um Gotteswillen mit ihm, schenkt, bei ihrer unbeschränkten Sucht wohlzuthun, alle Summen, die sie ihm abnimmt, den Armen, und trägt von dieser neuen Art sich populär zu machen, den Vortheil davon, daß der überall für sie enthusiasmirte Pöbel ihr für mögliche Fälle als Leibwache dient. Ein nicht zu übersehender Umstand ist es überdies, daß eine mächtige Gesandtschaft ihr noch jüngsthin ihren Schutz verliehen und die Polizei um Schonung gebeten hat, falls man höhern Orts ein Aergerniß an ihr nähme, und man verbindet mit diesem Schritte das Gerücht, daß sie von vornehmer, obwohl unehelicher Abkunft sey. Doch mag es sich damit verhalten wie es will, soviel ist gewiß, daß die ausgelassene Person, wenn man sich ihr anvertraute, schon um der Neuheit der Sache willen helfen würde und besser als jede andere den jungen Baron Bingen bekehren könnte. Meinen Sie, meine werthen Freunde," so schloß der Prinz seinen Vortrag, „das nicht ebenfalls?"

„Hm, hm!" ließ die Frau vom Hause sich vernehmen, indem sie vielleicht mit aufrichtigerer Theil-

nahme bei der Sache war, als sie blicken ließ: „Ein merkwürdiges Weib! Ich glaube, daß sie zu dem Abenteuer, wenn es eines werden könnte, wie geschaffen ist."

„Aber meine Gnädige, was denken Sie?" rief der Adjutant. „Sie zweifeln, daß das Abenteuer sich verwirkliche! das wird es allerdings. Ich nehme es ein für allemal auf mich. Ja, wenn die Hoheit geruhte, sich meines Planes anzunehmen, wäre ich des Gelingens gewiß. Zu der fremden Abenteurerin machte ich mir leicht Bahn, und ist sie wirklich die, für die ich sie halte, so steht sie nicht nur schwerlich an, uns mit ihrer Hülfe entgegen zu kommen, sondern betreibt das Unternehmen der Rache ihres Geschlechtes an dem Verächter als ihr eigenes und setzt es durch, oder ich irre mich in dem Herrn von Bingen nicht minder als in ihr."

Der feine Staatsmann, der diesen Besprechungen ironisch zugelächelt hatte, warf jetzt die Frage auf: wie es in Betreff der Ausführung mit dem General gehalten werden solle? und man kam dahin überein, daß dieser erst gegen die Zeit der erwarteten Katastrophe in das Geheimniß zu ziehen sey. Der empfindsame Gelehrte wußte sich während dessen vor Erstaunen kaum zu fassen und begriff noch weniger, ob die Betheiligten im Ernste oder Scherze sprächen. Der geniale Prinz erörterte mit einigen Worten, wie die Fäden zu dem Gewebe anzulegen, übernahm, wie er sagte, mit

Eifer und Vergnügen die Pflicht, die Räder in Bewegung zu setzen und versprach, binnen Kurzem das Ergebniß seiner Bemühungen kund zu thun, indem er sich vorerst nur die Geheimhaltung der Verhandlungen zusichern ließ und sich mit Lasalle vor den Uebrigen entfernte.

Wenn ein solcher Mann ernstlich etwas durchführen wollte, konnte der Erfolg eines Erreichbaren kein zweifelhafter seyn. Der Prinz hatte daher bald die Bekanntschaft der schönen Fremden gemacht, deren Charakter er richtig aufgefaßt, und ließ ihr erst im halben Scherze durch die Tänzerin seine Absichten mittheilen. Sie nahm dieselben so nach seinen Wünschen auf, daß er sich ihr erklärte, und, ob nun durch die Hoheit dessen geschmeichelt, der ihren Beistand in Anspruch nahm, ob aus Antheil an dem jungen Sonderlinge, kurz und gut: die Abenteurerin begab sich, mit dem Vorsatze, den Weiberfeind zu züchtigen, in seine entfernte Provinz. Nach ihrer Abreise versäumte der Adjutant nicht, den General auf die Gefahren vorzubereiten, die sein Sohn unterging, ohne ihm doch die volle Wahrheit einzugestehen, und benahm sich dabei so gewandt, daß der alte Herr die etwanigen Folgen der Verführung seines Sohnes nur nach denen beurtheilte, die er in seiner Jugend erfahren hatte. Er war beiläufig überzeugt, dies sey der allgemeine Lauf der Leidenschaften, und müßte sich nach einmal gebrochenem Eise Scene für Scene

auch in der seltsamen, wenn irgend denkbaren Komödie wiederholen, die man mit seinem Sohne, wie er meinte, nur erst in der Phantasie des Adjutanten von Lasalle aufführte.

Ernestus von Bingen hatte, seinem Charakter gemäß, die ihm auf der Universität zu Theil gewordene erste Freiheit nicht zu seinem persönlichen Eintritte in die Welt zu nutzen verstanden, sondern einsam und abgeschieden gelebt. Seine einzige Erholung von den Studien waren nur weite Spaziergänge, etwa in Gesellschaft gleichgesinnter Freunde, gegen die er allmählig anfing, seine Grundsätze in Betreff der Frauen gesprächsweise zu entwickeln.

Ein Abenteuer, das er danächst erlebte, und auf das schon von fern hingedeutet worden ist, fesselte ihn für immer an diese Gesinnungen und es ist umständlich zu erzählen, wie es sich damit verhielt.

An einem traurigen Winternachmittage saß Ernestus, unter Büchern vergraben, in seinem Arbeitszimmer. Es stürmte und regnete draußen und durch die angelaufenen Fensterscheiben drang kein Blick ins Freie. Man sah dahinter nur die anschlagenden Tropfen herabrinnen, die Laden knarrten in ihren Angeln. Der junge Mann richtete den gegenstandlosen Blick des Nachdenkens so eben in die Höhe, als eine nahe Thurmuhr eine Stunde ausschlug.

Er horchte auf die einzelnen Glockenschläge, an die sich festtägiges Geläute schloß, und die Mahnung an ein trauliches Zusammenseyn der Menschen machte ihm zum erstenmale seine Ermangelung alles geselligen Umganges, den er bisher absichtlich von sich gewiesen, empfindlich. Ein unbehagliches Gefühl der Langenweile überkam ihn; auf einmal erweckten ihn jedoch laute Tritte auf dem Vorsaal aus seiner hinbrütenden Abspannung. Die Thüre ward aufgerissen und herein stürmte singend, in bunter Studententracht, die Mütze auf dem Kopfe, einer seiner sonst so gesetzten Jugendfreunde, den Ernestus lange nicht gesehen hatte. Er entsetzte sich über den leichtfertigen Anblick, der ihm die ganze Außenseite seines Schulgenossen umgewandelt zeigte.

„Warst Du krank, Willibald, oder bist du es noch?“ fragte er mit einem entrüsteten Seitenblicke, sein Buch zuschlagend. „Keines von Beiden, Freund,“ versetzte der Andere, indem er schalkhaft seine Mütze schiefer rückte und sich mit Geräusch in einen Lehnsessel warf. „Ich verstehe, was du damit sagen willst, und versichere dich, daß ich erst recht gesund geworden bin, seitdem ich eingesehen habe, wie krank ich ehedem in meiner Menschenfeindlichkeit war und wie sehr du und unsere Freunde es noch sind. Ich bin ein Weltkind geworden und die Liebe hat mich dazu gebracht, den frischen Trunk des Lebens an der Quelle zu schöpfen.“

„Die Liebe,“ spottete ihm Ernestus nach und sank in die Kissen seines Sofas.

„Ja, ja, liebster Baron! und du weißt noch gar nicht, wie sie mich ergriffen hat,“ antwortete Willibald mit der Erzählung eines alltäglichen Abenteuers. „Ist das nicht wunderbar? Du erinnerst dich doch, wie ich auf dem Gymnasium der munterste Junge war? Da muß ich nach den Masern, als ich noch nicht wieder frei herum laufen darf, unter Euch Bücherwürmer gerathen, die Ihr mit den Träumereien mich ansteckt, so wie ich Euch mit den rothen Flecken. Ich bin wie ausgetauscht und habe nichts Eiligeres zu thun, als Euch in Euren Fußstapfen nachzukriechen, bis ich mich in das Papiergespinnst einpuppe, um, wie es scheint, für ewige Zeiten der Welt und ihren Freuden Ade zu sagen. Kannst du dich nun wundern, wenn ich, der Natur getreu, plötzlich wieder als lustiger Schmetterling herausfliege, um mich von dem Staube der Blumen zu nähren?“

„Oder als eine tollbreiste Motte, rief Ernestus, die so lange um das Licht flattern wird, bis sie sich versengt.“

„Ich könnte als Gegenstück zu einer bekannten Schrift ein Buch schreiben: Wie ich aufhörte, ein Philister zu seyn.“

„Oder besser: Wie ich wieder ein Philister wurde!“ fiel ihm Ernestus in die Rede. „Und was wird das Ende von dem Liede seyn?“

„Was anders als eine glückliche Heirath?“ sagte Willibald, „meine theure Luise liebt mich wieder, ihre Eltern begünstigen mich. Sobald mein hochwürdiger Papa mir eine Pfarre verschafft hat, wird sie meine Frau. Und du solltest nur das reizende Kind sehen; du tadeltest mich nicht. Diese liebliche Kurzangebundenheit der unschuldigen Kleinen, dieses schnippische Wesen, diese Veilchenblicke der braunen Augen, in denen der Blick wie ein Engel in einer Morgenwolke, wie die Perle in der Muschel, wie der Thautropfen auf einem Rosenblatte sitzt, diese zierliche Art, spitz zu reden, ohne spitze Worte im Munde zu führen! So wie es Augen gibt, die so plastisch sind, daß sie uns die Seele gleichsam in einem einzigen Blicke entgegen tragen, hat sie Lippen, die da immer bereit scheinen, ihren Leib im Kusse zu communiziren. Diese ihre Bestimmung, wenn sie sich zur Rede spitzen, ist so ausgeprägt, wie die der frischen Frühlingsblume, die uns aus der neuergrünten Aue anlächelt.“

„Ich lasse das wie billig auf sich beruhen,“ sprach Ernestus, über die Ausdrucksweise den Kopf schüttelnd, „und will nicht untersuchen, ob du Recht oder Unrecht thust, verliebt zu seyn, wiewohl es von diesen Lippen edler als das Gegentheil seyn würde, im Kusse das Wort als ihre höchste Bestimmung zu verrathen; doch ist es meine Schuldigkeit, dich auf die Größe der Gefahr aufmerksam zu machen, in der du

schwebst. Du hast deine Geliebte beiwörtlich eine unschuldige zu nennen beliebt. Was willst du damit sagen? Soll es ein Lob oder Tadel seyn? Weißt du, was Unschuld, vulgo gesprochen, ist, oder eigentlich seyn müßte? Gott bewahre mich vor der nüchternen Allerweltsunschuld der Frauen unserer Jahrzehende! Bildung, ächte, tiefe, gilt für Schuld, Albernheit für Unschuld! Man hat nur erst so viel von der Emanzipation der Frauen gesprochen; die wäre ein zeitgemäßes Werk. Emanzipirt die Frauen von der heillosen Unschuldkränkelei, gesteht ihnen eine ernstere Bildung zu, und ihr begründet das Institut der Ehe fester als durch alles Andere, macht das eheliche Leben wieder heilbringender als es jetzt im Allgemeinen seyn mag. Ich kann in eine ordentliche Wuth gerathen, wenn ich das Wort Unschuld aussprechen höre. Die wahre Unschuld entsteht etymologisch wie moralisch nur aus Schuld. Wer die Schuld nicht kennt, kann sich der Unschuld nicht bewußt werden, die ohne deren Folie unsichtbar ist. Was ist denn der Sinn der Rede von dem einen reuigen Sünder und den vielen Gerechten in der Schrift? Die heilige Unschuld ist etwas ganz Anderes als jene ab- und ausgebroschene; sie kommt wie durch göttliche Gnade, ist das höchste Daseyn, gleichbedeutend mit reifster Bildung, die sie auf dem Wege der Offenbarung erhält. Allein sie ist ein so Seltenes, daß man eine Blasphemie beginge, wenn man die gemeine Unschuld mit ihr

verwechselte. Ich beschwöre dich, Willibald! bedenke, was du thust. Hast du unsere schönen Vorsätze vergessen, nur der Idee zu leben? Wenn in einigen Jahren der schmähliche Reiz der Sinne abgestumpft ist, hast du den Lohn deiner Unschuld und bist noch glücklich zu preisen, wenn dir, mit dem Dichter zu reden, „ein traurig dunkles Blau“ davon übrig bleibt. Wie vieler Menschen Lebensglück wird nicht alle Jahre durch so unselige Ehen zerstört! Der höhere Gelehrte sollte nie heirathen. Der Abstand zwischen seiner Bildungsstufe und der der jungen Mädchen, aus deren Kreise er zu wählen pflegt, ist allzugroß. Er wird von seiner Frau mit zu Boden gezogen. O, warum sind die Klöster aufgehoben? oder stiftet König Ludwig nicht eins für tüchtige Gelehrte, die darin ihr Leben der Wissenschaft weihen könnten!“

Willibald hatte seinem Freunde mit wachsendem Erstaunen zugehört, und als er zu Worte kommen konnte, sagte er lachend: „Nun, wahrhaftig, Freund! so weit als bei dieser günstigen Gelegenheit hast du mit deinen Paradoxien dich noch nicht verstiegen. Eine schöne Alternative stellst du mir: entweder ich soll in eine Kutte kriechen oder eine Gefallene heirathen, wie wenig ich auch ein „Unsterblicher mit feurigen Armen“ bin, um sie in den Himmel empor zu heben. Ich danke dir für deinen guten Willen und nehme in Erwartung dessen, daß die irdischen Verhältnisse sich idealeren Formen anbequemen, vor der

Hand mit meiner lieben Unschuld vorlieb. Es mag dir unbenommen seyn, ein Märtyrer deiner Theorie zu werden."

„Ich sage es ja," seufzte Ernestus, „du bist wieder ein Philister geworden und dir ist auf deinem Wege nicht zu helfen. Mag seyn, daß es lächerlich von mir ist, wider den Strom zu schwimmen; man kömmt so am Ende aber doch zu seiner Quelle. Es ist von der Lehre zur Ausübung ein großer Schritt; wir gehen jedoch in dem, was Erziehung und bürgerliche Stellung der Frauen betrifft, großen Veränderungen entgegen, und werden sie erst wieder allgemeiner achten lernen, sobald ihre Bildung wieder allgemeiner achtungswürdig wird."

„Und das zwar trotz der Unschuld! denkst du doch, du Grillenfänger," sagte Willibald gutmüthig. „Sieh, Ernestus! ich, der Verliebte, könnte mit Recht empfindlich gegen dich seyn; allein meine gute Laune ist so unerschöpflich, daß dagegen kein Unwille aufkömmt. Weißt du, was ich dir vorschlage? Sieh dir meine Geliebte an, bevor du sie verdammst; lerne sie persönlich kennen. Du hast dazu heute Abend Gelegenheit. Es ist Maskenball im Theater und ich führe ihre Familie hin; triff uns dort."

Ernestus lehnte den Antrag mit Entrüstung ab und da Willibald darauf beharrte, würden sich die Freunde vielleicht entzweit haben, wenn nicht Andere dazu gekommen wären und die Sache verredet hätten.

Ernestus befand sich endlich wieder allein und wollte weiter arbeiten; allein seine Gedanken hielten nicht mehr zusammen. Er ging ungeduldig in der Stube auf und ab und die Vorstellung war ihm unerträglich, in solcher Verstimmung den ganzen Abend zuzubringen.

Es giebt so Beleuchtungen oder Momente im Leben, in denen sich das zuvor von uns gehaßte oder verachtete Unbekannte in unserer Einbildung plötzlich vor uns stellt, uns den Schleier des vielleicht dennoch gerechten Vorurtheils vom Antlitz reißt und sich mit Augen, die wir dann für unbefangen halten, von uns anschauen läßt, um die Folge herbeizuführen, daß wir es nun nicht selten wohl gar lieb gewinnen oder wenigstens fortan billiger dagegen seyn mögen.

Etwas dem Aehnliches trug sich mit Ernestus zu, als er sich von der Neugierde überrascht fand, selber zuzusehen, wie es um das Vergnügen eines Maskenballes und die gepriesene Schönheit derjenigen beschaffen sey, die seinen frauenfeindlichen Freund anderes Sinnes gemacht habe.

Entschluß und That waren ziemlich eins und nach Verlauf von wenigen Stunden finden wir den jungen Mann, in einen Domino gehüllt, inmitten des bunten Gewimmels und lauten Lichterglanzes wieder. Die grinsende Freude der gemischten Versammlung wurde dem verwöhnten Freunde der Einsamkeit bald zuwider. Er erkannte Niemand und drängte sich eine

Stunde unter der fremden Menge umher, ohne Willibald zu finden. Er würde dem betäubenden Gewühl entflohen seyn, wenn sein eigentlicher Zweck ihn nicht bis zur Demaskirung festgehalten hätte. Er machte aus der Noth eine Tugend und bestrebte sich, seinen Grundsatz auszuüben, daß ein Mensch sich in eben dem Grade poetisch oder im äußersten Falle zum Poeten mache, als es ihm gelinge, die unbehaglichsten Stimmungen seiner Gegenwart zu den behaglichsten zu verkehren. Darüber vergingen ihm nicht unbehaglich mehrere Stunden, in denen er, was Charakteristisches oder Schönes im Saale war, zum Gegenstande seiner Studien machte, und als er aus dem Speisesaale zurückkehrte, stand er bei einer Wendung unversehens vor Willibald, der zwei junge Damen am Arme führte und nicht wenig verwundert war, seinen Freund hier zu erblicken. Er stellte den Baron seinen Begleiterinnen vor und Ernestus erkannte in ihnen leicht die Geliebte seines Freundes und deren Schwester. Wie blöde von Natur und unbeholfen gegen Damen er auch war: der Wein, den er in der Zerstreuung oder der Absicht, sich zu zerstreuen, reichlich zu sich genommen, die Umgebung hatten ihn gesprächig gemacht und, er mochte selbst nicht wissen wie es zugegangen war, bald führte er Luisens Schwester hinter dem andern Paare drein im Saale auf und nieder.

Auch Bekanntschaften haben natürlich ihre Schicksale.

Wir können uns geistesverwandten Menschen Jahre lang halb entfrembet bleiben, wünschen wir auch noch so sehr die unbequeme Scheidewand einzureißen. Und wieder erschließt ein freundlicher Zufall, den wir am Wege finden und unabsichtlich aufheben, im Augenblicke der ersten Begegnung Herz um Herz.

Das Leben der beiden Mädchen, der Töchter eines unbemittelten Kaufmanns, war einsam und zurückgezogen und sie hatten diesen Ball nur ausnahmsweise auf Willibalds Zureden und bei der Unpäßlichkeit ihrer Mutter unter der Obhut einer befreundeten Familie besucht. Beide waren ungewöhnlich anmuthige Erscheinungen, Friederike, die ältere, ernstere, weisere, nicht so hübsch als Luise; in ihren Zügen aber geistig schöner, in ihren Formen voller als ihre schlanke Schwester, die bei aller neckischen Schalkhaftigkeit doch so eitel und reizbar war, daß ihr Wesen im Alter zur flachsten Kleinlichkeit herabzusinken drohte. Sie war das Lieblingskind der Mutter, die sich von ihrem Gatten früh vernachlässigt gewähnt und durch ungewählte Lektüre jenen lauen Bildungsgrad gewonnen hatte, der die Seele meist einer falschen Empfindsamkeit preis gibt. Von der vorgezogenen und gegen ihre Schwester ungerechten Luise die größte Befriedigung ihrer mütterlichen Eitelkeit erwartend, haßte sie beinahe Friederiken, weil deren natürlicher Verstand ihr Unrecht gegen ihren Gatten erkannte und es ihm durch doppelte Liebe zu vergüten

suchte. Friederikens Redlichkeit ward der Mutter ein dumpfgefühlter Vorwurf und brachte ihr nur den Gewinn, daß ihr Vater, ein gutmüthiger, roher, aber im Grunde bildungsfähiger Mann, ihren bescheidenen Werth zu schätzen wußte. Sie glaubte für sich an kein Lebensglück, wünschte dasselbe aber von Herzen ihrer Schwester, derweil ihre frische Natur nur zuweilen die künstliche Kruste von Ergebung durchbrach, die das Leben um ihre Seele abgesetzt hatte.

Ueber das Fremdartige des Balles verstummt, gaben sich die jungen Mädchen eben mit kindlicher Seele dem neuen Eindrucke hin, als der junge Baron zu ihnen trat. Willibald hatte ihnen bereits von dessen Sonderbarkeiten so viel erzählt, daß sie ihn nicht selten unter sich belacht und bespöttelt hatten. Jedoch strafte seine Persönlichkeit ihre Einbildungskraft Lügen, und waren sie in ihrer Bußfertigkeit nahe daran, ihn lieb zu gewinnen. Ernestus hatte ein unschweres Spiel, als ihm seine Aufregung den Muth eingab, sich Friederikens wehrlose Seele anzueignen und seine Empfänglichkeit für weiblichen Reiz überwältigte ihn, unvorbereitet, indem sie seinen theoretischen Haß der Unschuld rächte.

Nachdem er seine Begleiterin einigemale im Saale auf und nieder geführt, hatte er seine Weisheit erschöpft, sie mit den Gemeinsprüchen der Geselligkeit zu unterhalten. Es wollte mit dem Gespräche nicht

mehr von Statten gehen und Friederikens Aeußerungen wurden, wo nicht einsylbig, doch unfruchtbar. Ernestus verzweifelte schon, eine Last auf sich genommen zu haben, die er allzu ungeübt war, mit Anstand zu tragen, und war nahe daran, mit höchstem Ungeschick das Feld zu räumen, als von ungefähr sein Blick mit dem ihrigen zusammentraf, der so beredt war, daß sich seine Lippen schon zum Sprechen öffneten, als er sich noch zu rechter Zeit versah, ihr keine Antwort schuldig zu seyn. Die vermeinte Frage lautete: „Was verschwendest du die edle Zeit und Rede an so unnützen Sinn? Ist Beides nicht eher dazu da, daß Menschen, die sich verstehen, einander erquicklichere Dinge sagen?“ Sie lächelte wie vorwurfsvoll und Beider Mund erschloß sich nun zu Worten, von denen in dem nächsten Augenblicke keinem eine Sylbe mehr bewußt war. Auf die Frage, warum sie inmitten von Musik und Tanzenden so still, versetzte sie, sie sey zum erstenmal in einer solchen Versammlung und müsse nach der Wirkung der allgemeinen Freude auf sie an ihrer Empfänglichkeit dafür zweifeln. Sie erschrecke selbst davor und es mache sie wieder bange, daß dies geschehe. — „Ein Angegriffenseyn, ein Reiz der Nerven,“ warf Ernestus hin, „das gibt sich mit der Gewohnheit. Wer mit der Welt lebt, wird gesund, nur der Einsame kränkelt physisch und moralisch.“

„Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen,“

versetzte Friederike. „Ich habe sonst nicht an Nerven gelitten. Jedoch ward mir dies Angstgefühl als ein krankhaftes Bild anschaulich, und indem man vorhin die Fledermaus hinausscheuchte, meinte ich, von dem Toben verschüchtert, alle Stille sich in einem Winkel zusammenballen, oder in Gestalt einer Taube in mein Herz fliegen zu sehen, wo ich sie flattern, zucken und zittern fühlte, derweil mich der Flügelschlag eines verfolgenden Geiers umschwärmte." Ernestus sagte: „Ein Anderer dürfte erstaunen, ein junges Mädchen auf einem Balle so sprechen zu hören. Ich gestehe Ihnen, daß mich die auch mir neue Freude einer tiefen Verstimmung preis gegeben hatte, der ich wieder in Folge dessen, daß alles Leben nur aus Gegensätzen besteht, die einander abwechselnd hervorrufen, den allerreinsten Genuß in dem poetischen Eindrucke Ihres ersten Anblicks verdanke. Nehmen Sie dieses Geständniß nicht für Schmeichelei. Jener Augenblick wird immer so unvergeßlich wie alles erlebte Schöne seyn, das doch das einzig Wirkliche in der Welt ist und bleibt."

Als gewandten Gesellschafter erwies der junge Mann sich in diesem seltsamen Ballgespräche nun wohl nicht; allein er würde als der erfahrenste nicht mächtiger auf die Seele Friederikens haben wirken können, die der Pflichten des feineren Umgangstones eben so unwissend als seiner Rechte war. Sie sah ihn von unten mit einem fragenden Blicke an, der über ihr Schicksal entschied. Ernestus verstand ihn

aber nicht, weil er an der Schuld, die er auf sich lud, noch zu unschuldig war, und so sollte sich das doppelte Gesicht mit der Taube und dem Geier schon bewähren.

Am andern Morgen durch seinen Freund in der Familie der jungen Mädchen eingeführt, ward Ernestus, dessen Natur seine Vorurtheile gegen die Frauen schnell überwältigte, nach und nach ihr täglicher Gast und ihnen fast so unentbehrlich, als sie ihm. Vater und Mutter hatten bei seinem Charakter kein Bedenken gegen die Aufmerksamkeit, die er Friederiken erwies, indem sie die Folgen ruhig der Zeit anheimstellten, und wenn der hellsehende Willibald deßhalb nicht ohne Sorge war, glaubte er doch, daß ein Vorbeugen von seiner Seite zu spät geworden.

Friederike liebte Ernestus von Herzen und fühlte sich durch seine Bewerbungen beglückt. Jedoch verhehlte sie ihm ihr Inneres so gut sie konnte, da ihr Trübsinn ohne Unterlaß gegen ihre Liebe ankämpfte. In einer vertrauten Stunde erklärte sich Ernestus Verliebtheit gegen sie, wiewohl er vor dem unbedachten Jugendmuthe selbst erschrak, mit dem er seiner Blödigkeit die Feststellung eines Verhältnisses abtrotzte, das außerdem in kurzer Zeit verflüchtigt seyn würde. Gerade blöde Menschen müssen wohl zu Zeiten, von der Nemesis angetrieben, so übereilt handeln, um die Fehler, die sie nach und nach durch instinktartiges Zaudern vermeiden konnten, mit einemmal bewußtvoll wieder einzubringen.

Friederike fand sich durch seine Leidenschaft zu sehr überrascht und war zu einfach, als daß sie sich aus Klugheit hätte verstellen können. Sie erwiederte unter Thränen, wie sehr sie sich seiner unwerth fühle, und er betheuerte ihr seine Anbetung, indem er unzählige Küsse auf ihre Hand drückte, um den üblen Eindruck zu ersticken, den ihre aufrichtige Hingebung auf sein Herz machte, das sie nicht verstand und so gerade durch sie selbst zur Untreue verleitet ward. Sie sagte ihm, sie habe keinen Lebensmuth und sey von Kindheit an in Allem unglücklich gewesen; er meinte, er kenne blos das Glück, das ihn stets begleitet habe. Sie fürchtete, ihr Unglück werde sein Glück besiegen, gab ihm ihre Seele ohne alle Ansprüche für sich hin und erkannte dabei leider! auch die Verhältnisse, die sie trennten, ausdrücklich an, ohne diesen schlimmsten Fehler ihres Betragens zu ahnden. Eine Kluft des Standes zwischen zwei einander nahe tretenden Menschen gleicht in keinem Falle etwas Anderes, als die hohe Gesinnung des Niedern aus. Friederikens demüthige Seele hatte diese nicht, und so hätte ihre Verbindung mit Ernestus für keines von Beiden beglückend ausfallen können.

Ganz Vertrauen und Verehrung, weihte sie Ernestus nach den Flitterwochen ihres Verständnisses in ihren häuslichen Kummer ein und schilderte ihm mit aller Zerknirschung eines kindlichen Herzens die unverdiente Zurücksetzung, die ihr von ihrer Mutter

widerfuhr. Er heuchelte aber nur Theilnahme, da er zu verliebt sie zu bedauern war, und sich über ihr Vertrauen in so unangenehmen Dingen ärgerte, um eben dadurch länger vor der Erkenntniß geschützt zu werden, daß ohne diese Mittheilungen sich bald Langeweile zwischen sie eingeschlichen haben würde.

Der Winter und das Frühjahr verging und Ostern kam heran, zu welcher Zeit Willibald seine Studien beendet hatte und sich zu Hause unter den Augen seines Vaters auf sein Examen vorbereiten sollte. Er nahm bei seiner Abreise von Luisen ein gerührtes Lebewohl und schrieb ihr hinter einander ein paar zärtliche Briefe. Jedoch schien er es dabei bewenden lassen zu wollen, denn es verstrichen Wochen, ja Monate, und traf keine weitere Nachricht von ihm ein. Luise zerfloß in Thränen und ihre Eltern verriethen in ihrem Unwillen eben kein Zartgefühl, indem sie Ernestus selbst durch das unverdiente Lob, das sie ihm auf Willibalds Unkosten zollten, mit dem Gedanken befreundeten, gerade widerspruchsweise zu thun, wessen man ihn für unfähig hielt. Auch riß die Abwesenheit Willibalds eine Lücke in den kleinen Kreis, dessen belebendes Prinzip er mit seinen geselligen Talenten gewesen war, und als Ernestus seine Stelle vertreten sollte, begann er, ohne Geschick und Willen dazu, einzusehen, daß er, wenn es darauf ankäme, wohl gar nicht so ernste Absichten auf Friederiken habe. So trat die erste Spaltung zwischen

ihm und der Familie ein, die er fortan seltener besuchte und die Mutter machte das Uebel dadurch ärger, daß sie Ernestus einen Nebenbuhler entgegenstellte, der ihm theils eine Strafe, sich noch nicht erklärt zu haben, theils ein Antrieb seyn sollte, es desto früher zu thun. Unverhohlen begünstigte sie denselben freilich nicht, allein Ernestus beobachtete scharfsinnig, daß sie halb mit ihm einverstanden sey, und trug seine Entrüstung darüber in sein Verhältniß zu der schuldlosen Friederike über.

Der Nebenbuhler war ein wohlhabender Beamter in mittleren Jahren, der nicht sowohl Friederikens Hand als ihre Hände in Anspruch nahm, um für seine Haushaltung und kleinen Kinder erster Ehe Sorge zu tragen, und in seiner Bewerbung desto dreister zum Ziele schritt, je gleichgültiger er ihr Verhältniß zu Ernestus betrachtete. Das Bewußtseyn der Gunst der Mutter verstärkte seine Zuversicht und da Ernestus sich zu entwürdigen gemeint hätte, mit einem solchen Nebenbuhler in die Schranken zu treten, hatte die List der Mutter keine andere Folge als ihn immer mehr zu verscheuchen. Sie trat dagegen entschiedener für den Nebenbuhler auf und die arme Friederike hatte neben ihren Ermahnungen nicht nur seine kühnere Verfolgung, sondern auch die anwachsende Spannung ihres Verhältnisses zu Ernestus zu ertragen.

Da kam unerwarteter Weise Willibald zurück und

bethätigte Luisen gerade zu rechter Zeit seine unverletzte Treue, als sie im Begriffe stand, ihm vermeintlich Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Seine Gegenwart lenkte Alles wieder in das alte Geleis und erklärte sein Schweigen hinlänglich durch die Hindernisse, die er seiner Liebe bis dahin hatte aus dem Wege räumen müssen. Im Besitze der Einwilligung seiner Eltern und einer nahen Aussicht auf Anstellung hielt er jetzt förmlich um die Hand seiner Geliebten an, die ihm nicht verweigert wurde, und die daraus entspringende Aufregung des Glückes trug ebenfalls dazu bei, den mit sich uneinigen Ernestus in Schatten zu stellen.

Ein Abend, den er darauf in der Familie zubrachte, führte die vorbereitete Katastrophe folgendermaßen herbei.

Willibald hatte aus der größeren Stadt, in der sein Vater wohnte, die unlängst erschienene Novelle Ludwig Tieck's: „Der junge Tischlermeister" mitgebracht, die damals allenthalben den größten Widerspruch erregte, wie den größten Beifall gewann. Er hatte sie Ernestus geliehen, den sie entzückte und die Lektüre des Buches eben auch in der Familie seiner Braut vollendet, als Ernestus derselben nach langer Zeit wieder einen Besuch abstattete.

Bei seinem Eintritt schwebte schon ein starker Wortwechsel über die Novelle ob und wußte Willibald, der sie vielleicht weniger aus Ueberzeugung als weil

er sie vorgelesen hatte, billigte, sie nur mit schwächeren Gründen gegen die Anschuldigung der Hausfrau zu vertheidigen: daß die Sitte darin allzu frei bei Seite gesetzt worden. Er rief seinen Freund zu seinem Beistande auf; als Ernestus aber hörte, wovon die Rede war, trug er Bedenken, ein so echtes Dichterwerk vor diesem Forum zu vertreten und suchte den Streit in das Gebiet des Scherzes hinüberzuspielen, indem er die Ansicht illustrirte, daß die Novelle eigentlich aus einer Anzahl dummer Streiche zusammengesetzt sey.

„Sie urtheilen sehr milde, Herr Baron," erwiederte die Hausfrau, „daß Sie so mannichfache Immoralität für dumme Streiche gelten lassen. Ich erlaube mir zu hoffen, das dies nicht Ihre Meinung ist."

„Ohne Zweifel ist sie es, verehrte Frau," sprach Ernestus, „und von den einzelnen Beispielen abgesehen, die ich Ihnen angeführt habe, denke ich überhaupt, daß diese an Lehre und Moral unerschöpfliche Novelle darthut, wie in der Welt alle Thorheit einerlei Gepräges mit der Weisheit, nur der Revers ihrer Münze ist."

„Ich muß gestehen, das geht über meinen Horizont," sagte die Dame gereizt.

„Wollen Sie meine Vertheidigung der Sache anhören?" fragte Ernestus, indem er sich also doch dazu gezwungen sah.

„O, ich bitte, reden Sie," fuhr sie in demselben Tone fort: „da wir einmal bei diesem Punkte sind, bin ich begierig, Ihre Ansichten über so wichtige Gegenstände zu vernehmen."

„Es gibt im Leben zwei Wege oder Linien," hub Ernestus an, „auf denen alle Menschen wandeln: die gerade und die krumme Linie. Die gerade ist der streng moralische, ehrbare, treue, in gewissem Betracht heilige Weg, so wie deßgleichen die höhere oder echte Unschuld. Diese Linie ist, mit einem Worte, was allen Menschen Noth thut; wiewohl sie in der Regel dem entgegensteht, was wir schön oder häßlich nennen und der krummen Linie angehört. Diese soll das eigentliche Gebiet des Schönen seyn; muß die gerade aber zu ihrer Richtschnur nehmen und ihr immer folgen, schweift sie gleich rechts und links von ihr ab. Die krumme Linie kann eine echte oder Schönheitslinie und eine unechte oder Häßlichkeitslinie sey. Die letztere ist die, wobei die Abschweifung von der geraden blos an und für sich genommen wird. Die erstere ist zur Berichtigung des Lebens da, und vermittelt diese, wobald die gerade Linie nicht ausreicht, oder der Mensch von ihr abfällt. Dumme Streiche sind der Abfall und führen sowohl der echten wie der unechten Linie zu, da dumm und krumm einander buchstäblich nahe stehen. Die beiden Helden der Novelle empfinden gleich anfangs die Sehnsucht nach der krummen Linie instinktmäßig in

sich. Das Bedürfniß nach dummen Streichen brach in ihnen los und der Eine sagt sie dem Andern von Rechtswegen wahr, als dieser darauf pocht, nie einen gemacht zu haben, weil in sofern das Bezweifeln schon die halbe That ist. Dumme Streiche aller Art sind das Thema und die Variationen dieses Werks, und es erhellt daraus nicht nur, wie sie zu vermeiden sind, sondern auch welchen Nutzen sie gewähren."

Die Mutter schüttelte schon zum zweitenmale den Kopf und sah neugierig forschend, ob sie recht höre, Ernestus, so wie Willibald an, der das Auge niederschlug und sich seines Beistandes schämte.

„Es ist in jedem Menschen," sagte Ernestus unerschütterlich ernst: „ein gut Theil Thorheit, Ueppigkeit, moralische Schärfe, oder wie man es nennen mag, was nicht mit dem täglichen Leben aufgeht, ein Ungleiches, das übrig bleibt. Der Eine betet es hinweg, der Andere befreit sich davon durch Jagen oder Reisen, der Dichter in der Poesie, der Handwerker mit dem Schweiße seines Angesichtes und jener Kammerdiener geigt es, wenn es überschwillt, gerade so von seinem Masertische ab, als der Nürnberger Pietist sich damit durch seine periodische Tollheit auseinandersetzt. Derjenige, bei dem dieses Uebrige sich nicht Luft macht, wird wohl toll, oder geht körperlich zu Grunde. Den verheiratheten Tischlermeister befreit davon die Befriedigung seiner Leidenschaft zu seiner ehemaligen Geliebten Kunigunde. Das gleich

im Anfange der Novelle angedeutete Mißbehagen in seinem Leben muß sich erledigen, er muß durch seine vorübergehende Schuld an seiner dennoch geliebten Frau zum Bewußtseyn seiner höheren Unschuld gelangen. Denn obwohl irdisches Wohlergehen oft allerlei kleine wie große Wünsche in uns befriedigt, macht es uns mitunter zu keinem andern Zwecke so zu sagen glücklich, als um eine allerhöchste seit alter oder undenklicher Zeit in uns schlummernde Sehnsucht zu erwecken und uns damit in dem einen Falle nur desto gründlicher unglücklich zu machen, oder in dem andern zu so ungewöhnlicher Ausbildung zu erheben, daß fortan nichts im Stande seyn würde, unsere Uebereinstimmung mit Welt und Menschen zu stören."

„Wenn ich Sie recht verstehe, Herr von Bingen," fiel ihm die Mutter in das Wort: „vertheidigen oder billigen Sie den erwähnten Ehebruch?"

„Ich rechne wenigstens dem Helden," antwortete Ernestus, „die Untreue in diesem einzelnen Falle nicht als Verbrechen zu. Er versündigt sich dadurch an seiner Gattin nicht mehr oder weniger, als durch eine akute Krankheit, von der er heimgesucht würde, um von einem chronischen Uebel zu gesunden."

Bei diesen Worten stand die Mutter auf, nahm ein Licht und begab sich in das anstoßende Zimmer.

Die Mädchen tauschten unter einander bedeutende Blicke aus, und Ernestus sprach weiter: „Ueberhaupt ist diese Novelle so wenig wie alle echte Poesie

theoretisch aufzufassen, und solch sittlich psychologische Probleme müssen naiv, symbolisch, dürfen nie reflektirend angesehen werden. Der junge Tischler war nun eben so und ist er darum verdammlich? Erst, nachdem er das unbedingte Glück genossen und verloren, anti-adamitisch vom Apfel der Erkenntniß seiner Träume gegessen hat, findet er die rechte Stimmung zum Leben, lernt er seine resignirende Bestimmung darin ertragen."

Hier benutzte Willibald eine Pause, die sein Freund machte, um als angehender Geistlicher zu erklären: daß er mit jener Lehre von der geraden oder krummen Lebenslinie nicht einverstanden sey. Der beste Einwurf gegen die letztere bleibe immer die Frage: warum man nicht das Lineal nehme und sie gerade ziehe? Ernestus entgegnete aber: daß er darin nicht einmal einen ganz gemeinen Sinn finde; und da Willibald ihn mit seinen Rechtfertigungen auf das Eis der Kritik führen wollte und der herzlosen Kokette erwähnte, die der Dichter selbst zweideutig anzusehen scheine, störte er gar in ein Wespennest, und ward seine harmlose Neckerei insofern zur Perfidie, als gerade bei der beginnenden Replik die Hausfrau wieder in das Zimmer trat. Sie setzte sich unbeachtet nieder und hörte stillschweigend zu: „Diese herzlose Kokette, wie du sie zu nennen beliebst," sagte Ernestus: „rechtfertigt sich schon als schöne Larve, als Vertreterin des Lebens für den Augenblick des gegen-

wärtigen Genusses. Man dürfte aber auch vielleicht fragen: ob der Dichter sie nicht zu sehr habe fallen lassen? Ihr Charakter hält nicht die Probe aus, sie verliert sich, macht sich lächerlich; würde das indessen auch geschehen seyn, wenn das Unebene in ihr ebenfalls zur Befriedigung gelangt wäre? Man verzeiht dem Manne die einzelne Untreue allgemein, die Novelle zeigt, wie er sie in seinem Berufe begehen mag. Müßte das Weib nicht auch diese Rechte haben, dieselbe Nachsicht fordern dürfen? Ich kann nicht umhin, es Barbarei zu nennen, emanzipiren wir das Weib in dieser Hinsicht nicht. Ja, wenn wir nicht die sogenannte Unschuld forderten, würde es in der Welt weit mehr zufriedene Eheleute geben. Das Weib ist frei geboren wie wir. Es ist nicht höher begabt und aus dem nämlichen Stoffe, so daß das Schicksal ihm eine widerhaltende Ausbildung nicht mehr als uns erleichtert und deßungeachtet versperren wir ihm, mit dem Verlangen, daß es das Ziel erreiche, die Mittel und Wege dazu . . . . ."

Hier konnte die erbitterte Hausfrau nicht mehr an sich halten und nachdem Ernestus Willibald's geheime Winke unbeachtet gelassen hatte, erklärte sie ihm rund heraus, daß er ein wenig zu sehr vergesse, wem er seine neumodische Lehre predige, und sie zu der Bitte nöthige, ein für alle mal von diesem Gegenstande abzubrechen.

„Ich finde mich," sagte sie ferner: „überhaupt schon

lange veranlaßt, Ihnen zu erklären, daß in dem Verhältnisse unserer Familie zu Ihnen sich manches ändern muß. Lesen Sie zu Hause diesen Brief, den ich vor einigen Tagen an Sie aufgesetzt habe und sagen mir nach reiflicher Ueberlegung schriftlich oder mündlich, was Sie in Bezug auf diese Angelegenheiten denken. Bis dahin lassen wir alle Erörterungen auf sich beruhen."

Mit diesen Worten überreichte sie dem Jünglinge einen versiegelten Brief und entfernte sich wieder in das Nebenzimmer. Ernestus biß die Lippen zusammen und griff beleidigt nach seinem Hute, um mit einer stummen Verbeugung gegen die Andern für immer zu scheiden.

Als er zu Hause den Brief las, fand er allerdings, was er erwartete, indem ihn die Mutter mit künstlich gesteigerter Ungeduld zu einer Erklärung seiner Absichten auf Friederiken aufforderte und nachschriftlich ihre moralischen Bedenken gegen seine Ansichten von der Ehe andeutete. Wie fein sie ihre Ausdrücke aber auch gewählt haben mochte, hatte sie auf Ernestus Charakter und Gemüthslage keine Rücksicht genommen. Das Mißverhältniß zwischen ihm und Friederiken hatte ihm schon einige Zeit das Herz bedrückt und ihn zu der Einsicht gezwungen, daß bei der Verschiedenheit ihrer Charaktere und der Unmöglichkeit, ihre Standesverschiedenheit auszugleichen, an eine Heirath zwischen ihnen nicht zu denken sey. Der Verdruß über seinen Nebenbuhler und die an

sich nicht unbillige Zweideutigkeit der Mutter hatte diese Erkenntniß verstärkt. So hoch aufgeregt er nun durch das Gespräch über die Novelle war, brachte der Brief die Spannung, in der er sich befunden, zu ihrer endlichen Krise, in der seine gesunde Vernunft einen entscheidenden Sieg über seine Leidenschaft errang.

Er setzte sich am andern Morgen hin und schrieb Friederiken so wie ihrer Mutter den Abschiedsbrief, indem er ihnen sagte, daß er leider nicht im Stande sey, vor der Hand eine eheliche Verbindung einzugehen, und daher eine lang versäumte Schuldigkeit erfülle, wenn er bis zu seiner Unabhängigkeit seine Besuche in ihrem Hause einstelle. Indessen würden seine Gesinnungen immer dieselben und der innige Wunsch seines Herzens bleiben, sobald wie möglich um Friederikens Hand anzuhalten, der hinwieder diese ungewisse Aussicht nicht die mindeste Verpflichtung auferlegen dürfe.

Die Wirkung, die dieser Brief in der Familie hervorbrachte, blieb Ernestus unbekannt, da er von dem Tage an nicht mehr in ihr erschien und in seinem dadurch beschränkten Umgange mit Willibald ihrer mit keinem Wort erwähnte.

Friederike soll lange blaß und still gewesen und nicht ausgegangen seyn. Ihre Mutter, die erst einige vergebliche Versuche machte, Ernestus wieder in ihr Haus zu ziehen, fing nach einiger Zeit an zu

kränkeln und die Spuren einer abzehrenden Krankheit kund zu geben. Sie starb nach Jahresfrist und hatte Friederiken noch vor ihrem Tode dahin bewogen, den Beamten zu heirathen, mit dem sie später ein nicht unzufriedenes Leben führte.

Glück, an das sie nie geglaubt, würde sie darum vielleicht auch nie gefunden haben, und eine gewisse Schwermuth blieb ihrem lieblichen Antlitze immer eingeprägt. Sie, deren heiligstes Vertrauen getäuscht worden war, die, wo sie Liebe gewähnt, Verrath gefunden hatte, behielt als ihre schönste Aufgabe alle Zeit vor Augen, ihren Gatten, wo nicht Liebe, so doch Treue da finden zu lassen, wo er hätte Verrath erwarten können und steigerte seine Liebe und Achtung gegen sie mit der Zeit zu Verehrung. Mit Kindern war ihre Ehe nicht gesegnet. Ihre Schwester fing als Willibald's Gattin bald an, ihn mit einer zahlreichen Familie zu beschenken, und ward eben das unbedeutende Wesen, das Ernestus schon aus ihrer frischesten Jugend geahnet hatte. Er selbst beharrte standhaft in dem Betragen, das er einmal für das rechte erkannt und machte sich anfangs über den Leichtsinn, mit dem er sein Verhältniß zu Friederiken angefangen und abgebrochen hatte, keine Vorwürfe.

Meist nur gewöhnliche Menschen empfinden auf der Stelle einen Schmerz oder eine Verpflichtung, die sie nicht minder schnell mit sich abzufinden oder

zu verwinden pflegen. Als er aber nach einiger Zeit dazu gekommen war, seine Schuld einzusehen, fiel sie ihm desto schwerer auf das Herz. Er blieb auf der Universität nur noch ein halbes Jahr und ging dann nach der Residenz, wo er seine Studien beendigte. Dieses erste und letzte Liebesabenteuer, das er bestanden, hatte ihn menschenscheuer und schroffer gemacht, als er vorher gewesen war. Er lebte fortan ausschließlich seinen Büchern und barg hinter anscheinender Blödigkeit sogar entschiedene Abneigung gegen allen geselligen Umgang. Seine Ansichten vom Leben stellten sich darum auch in den grellsten Widerspruch mit den Erwartungen, die sein Vater von ihm hegte, und sonderten ihn nach und nach von allen socialen Verhältnissen ab. Zumal war ihm der Zustand der Frauen höherer Stände ein Dorn im Auge und wir haben gesehen, mit welchem Gewaltschritte er sich den Zumuthungen seines Vaters entzog, sich in den bürgerlichen Lauf der Welt zu schicken.

Wir finden Ernestus von Bingen auf seinem Rittersitze im südwestlichen Deutschlande zu derselben Zeit wieder, als ihm, ohne daß er es ahnet, die Versuchung jenes gewissen Besuches naht.

Das ansehnliche Gut lag in einem großartig geschwungenen Hügellande, von umfangreichen Waldungen umgeben. Die dazu gehörigen Dörfer waren

in dem Forste verstreut, dessen Nutzung den wesentlichsten Theil der Einkünfte des Besitzes ausmachte. Die Unterthanen waren arm und rauh wie ihre Heimath, jedoch redlich und betriebsam und ihr Gebieter konnte sich in ihrer Mitte als ihr Freund und Fürsorger einen segensreichen Beruf bereiten. Auch erkannte Ernestus die Wahrheit binnen Kurzem und gewann sie so lieb, daß er nicht mehr daran dachte, je wieder von ihnen zu scheiden. Er bedauerte aufrichtig, daß so wenige Güterbesitzer seines Vaterlandes im Stande oder Willens seyen, ihrem Berufe gemäß zu leben, und anstatt die Stütze des Thrones oder der Schutz des Landvolks gegen die Uebergewalt der Städte und ihres Pöbels zu werden, entweder auf dem Lande verbauern, oder an Höfen sich verflachen und verarmen.

Und wie hat die Staatsgewalt der neueren Zeiten, dachte Ernestus, sich an dem Grundbesitze versündigt, wie sehr die Grundfesten des Staats erschüttert, indem sie ihn durch einseitiges Beschützen der Städte und ihrer Industrie halb zu Grunde richtete! — Der alte germanische Staatskörper des vorigen Jahrhunderts, diese pedantische Anarchie, wie ihn der geniale Heinrich oder richtiger Dietrich von Bülow nicht mit Unrecht nannte, war doch eine gute, ehedem lebendige, wenn auch morsche, ausgehöhlte Form. Da kam der fremde Usurpator, zertrümmerte sie, zerstückte Deutschland, und es hörte zu seinem

Fluche und Unheil auf, es selbst zu seyn. Am Ende fiel zwar die Geißel Gottes nieder und das Vaterland ward wieder frei. Es sollte aber nicht jetzt und nicht so wie es konnte wieder Deutschland werden. Ihr Eigennutz galt den Machthabern mehr als das Gesammtwohl. Sie opferten ihm die Einheit Deutschlands auf und die tödtliche Wunde, die ihm geschlagen ward, sollte ein bloßes Heftpflaster heilen. — Seit der Zeit verbreitete sich die Zerstörung von oben nach unten. Das Alte ist unhaltbar verloren, das Neue entsteht mit Deutschlands Wiedergeburt und der begonnenen Wiedervereinigung aller deutschen Stämme zu Einem Volke, dessen Haupt sich wohl auch findet, wann es noth thut. Die Fürsten werden auch die Ersten im Volke bleiben, so lange sie persönlich zu herrschen würdig sind. Der leere Prunk der Höfe dagegen hat sich überlebt und drückt sich durch sein eignes Phlegma nieder. Der Adel, den die Fürsten durch Adeln selbst herabgewürdigt haben, hat mit dem Verlust seiner Vorrechte aufgehört ein Stand oder eine Macht zu seyn; jedoch wird ihm ein historischer Name stets ein hoher Vorzug bleiben. Eine willkührliche Erneuung des Adels als Körperschaft ist undenkbar. Die Zeit ist stärker als die Zeitgenossen, und was geschieht entsteht aus ihr. — Auf welcher Bildungsstufe stehen nun die Großen oder Vornehmen unserer Zeit? In alten Zeiten ging die Bildung des Volkes von dem Adel auf die geringeren

Stände über, noch früher hegte und pflegte er sie allein. Eine Schilderung des gegenwärtigen Zustandes mancher ersten Gesellschaft könnte Satyre scheinen. Es ist unglaublich, was sich darin für die Crême der schönen Welt ausgiebt und als solche gar den Thron umzieht, um den die edelsten Säfte des Volks in reinen Krystallen anschießen sollten! Und das gemeine Volk soll dem höheren gegenüber sich in Ehrfurcht und Demuth bescheiden, bei dem es seine eigenste Sprache und Sinnesart, wo nicht seine Sitten antrifft? — Man riß von oben ein, man baut von unten wieder auf! Ja, wenn eine tiefere Bildung wieder zur Herrschaft der Welt kommen soll, muß sie von dem stilleren Bürgerstande, nicht dem eleganten, dem Affen des Adels, ausgehen, um allerdings von diesem erst gekrönt zu werden. Wenn es mit der Demoralisation in höheren Sphären so fort geht, stürzt der mittelalterliche Thurm zu keines Standes Schaden allmählig zusammen und gewinnt der Adlige bei der Erhöhung des Spießbürgerthums zum Staatsbürgerthume eben so wie der Bürger selbst, dessen Name durch ihn wieder populär wird. Der höchste Grad von Unpopularität scheint vor der Hand das Ziel des ersten Standes zu seyn, von dem so viele Mitglieder ihren Stolz darein setzen, alles wahrhaft Große und Schöne in den Staub zu ziehen. Ja, das Verächtliche in Kunst und Leben ist ihr Gott wie der des Pöbels, indem der eleganten Impertinenz der Vornehmheit

gegenüber eine, möchte ich doch sagen, unverschämte Unschuld fanatisch wider allen Geist wüthet und die ehedem so harmlos heitere Physiognomie der Bildung der Frauen zu einer grinsenden Maske verkehrt. Es ist damit so weit gediehen, daß alles Gegenständliche, das kein bloßes Schemen, anstößig ist. Alles natürliche Gefühl wird aus den jugendlichen Herzen gereutet und nur das conventionelle Unkraut wuchert drin. Nur der Schein soll gerettet werden und für heilig gelten und die Unsitte wird vertragsmäßig anerkannt, wenn sie den äußeren Anstand achtet. Dem Himmel sey Dank! daß ich mich in den Kreisen nicht mehr bewege und aus jener Stickluft in diese Freiheit und Natur entfliehen konnte, denen mich nichts entreißen soll. Hier unter diesen einfachen Menschen, bei denen noch die wahre Unschuld weilt, will ich leben und sterben. Ich sage mich für immer von den Nichtigkeiten der großen Welt los, und bis die neue Zeit sie einmal demokratisch umgeschmolzen hat, versenke ich mich in die Betrachtung vergangener Jahrhunderte oder kommender Geschlechter, die nicht an den diplomatischen Krücken dieser Zeit der Uebergänge hinken. Wir müssen noch durch manche Gemeinheit, das ewige Erbgut der Gemeine, durch, bevor das innerlich Todte auch äußerlich abstirbt und das Materielle, das sich jetzt so breit macht, seine rechte Geltung unter dem Aristokratismus des Geistes wieder gewonnen hat. Allein die Ketten sind zerrissen, die

die Zeit in ihrem Laufe hemmten und sie beginnt ihn erst. Die Luft und der Thau des Himmels werden die junge Pflanze, die noch kaum den Boden überragt, auch der zufälligen Spuren ihres Ursprungs entledigen . . . . ."

Solch ungemäßigter Gesinnungen voll, kannte Ernestus, nachdem er in der Hauptstadt allein die Schattenseite der ersten Gesellschaft in das Auge gefaßt hatte, in der einseitigen Beschränkung seines Urtheils keine Grenzen mehr und steigerte, in dem Gedanken an den Unwillen seines Vaters und dessen zu erwartende Vorwürfe, die Aufregung immer mehr, worein sein eigner rücksichtsloser Schritt ihn versetzt hatte. Seine Liebe zu Natur und Einsamkeit, Lektüre und Beschaulichkeit trieb ihn mittlerweile Tage lang nach allen Seiten seiner Waldungen umher, und das Gefühl seines Unrechts gegen Friederiken, von deren Verheirathung er noch nichts wußte, Pflicht und Abneigung, es wieder gut zu machen, ließen ihn hier noch weniger als in der Residenz mit sich zur Ruhe kommen. Am stärksten bedrängte ihn das in solchen Lebenslagen leicht erwachende dunkle Bedürfniß, den begangenen dummen Streich durch einen vielleicht noch dümmeren so zu sagen wieder auszugleichen.

Es gab in dieser Gegend eine Anhöhe, von der man eine weite Ferne von Wald und Feld hinter nahen Buchen und Felsblöcken vor sich sah, und zu

der sich selten ein Mensch verstieg, weil Ernestus seinen Jägern und Hirten verboten hatte, ihr zu nahen, um in der Einsamkeit seinen Träumereien und Grillen nachzuhangen.

Eines Nachmittags lag er hier auf dem weichen Rasen seines Lieblingsplatzes, unter einer Art Felsengrotte. Er lauschte auf das Rauschen der alten Buchen und sah dem kleinen Quell zu, der leise und geräuschlos aus dem Boden pulsirte, kleine Wellen Sand wie Blasen in die Höhe trieb und als Bächlein thalwärts rann und sprudelte. Ernestus empfand jenes unbestimmte Behagen in dem Genusse der Natur, das uns diesen, eben weil wir keine ausdrückliche Rechenschaft davon geben können, zu dem höchsten macht, und ließ die belebende Kraft der Sonne auf sich einwirken, von der er behauptete, daß uns in unserer Zone auch ihre heißesten Strahlen wohlthätig seyen, sobald wir uns mit Bedacht und Bewußtseyn und nicht als todte Materie dagegen verhielten. Ein kleines Buch lag neben ihm und er schien gelesen zu haben; jedoch hatten seine Gefühle die Gedanken unterdrückt, und indem sie sich bildeten, in die Elemente aufgelöst, aus deren Duft und Hauch sie entstanden.

Auf einmal rauschte es neben Ernestus. Er sah langsam vom Boden auf, wie um nur beiläufig dem so dreist in seine Einsamkeit dringenden Luftzuge einen Blick zu gönnen. Allein gleichwie aus seinen

abenteuerlichen Gedanken herausgetreten, stand ein junges schönes Weib vor ihm, das, vom raschen Gange erhitzt, so eben um die Felsenecke gekommen schien. Der Ausdruck ihres Gesichtes verrieth nicht weniger Verwunderung als das seinige; doch umspielte ein fast unsichtbares Lächeln ihre Züge. Ihr unbedecktes Haar wallte in braunen Locken über Rücken und Schultern auf das weiße Gewand nieder, und ein kleiner aufgespannter Schirm schützte sie gegen die Sonne. Sie grüßte den jungen Mann, der vor ihr aufgesprungen war, schweigend und wollte sich wieder entfernen. Wie von einer fremden Gewalt gedrängt, sie anzureden, bat Ernestus sie aber, ihm den wunderbaren Traum ihrer Erscheinung nur in sofern nicht zu zerstören, als sie länger als ein Traum verweile.

Die Fremde erwiederte leichthin, ohne ihn anzusehen: wenn sie ihn nicht störe, theile sie seine Einsamkeit auf einige Augenblicke gern, es sey eben ihre Absicht gewesen, sich in dieser kühlen Verborgenheit von der Tageshitze zu erholen; sie fügte auf die Frage: ob sie nicht gefürchtet habe sich zu verirren? hinzu: Sie halte sich nie an Wege, ja vermeide diese, und querfeld- oder waldeingehend werde man nie gefährdet, sich zu verirren.

Ernestus schwieg verblüfft und sie setzte sich ihm gegenüber auf einen bemoosten Stein, indem sie sich an einen andern lehnte und das Haupt erschöpft auf die Brust sinken ließ. Die Fülle ihrer Locken schützte

sie gegen den Widerschein des Sonnenlichtes und warf dunkle Schatten auf das liebliche Bild.

Ernestus Herz und Sinn war voller Worte gegen sie und er schien fast besorgt, sie nicht zeitig genug äußern zu können. Er sagte ihr: er lerne den Werth dieser Einöde immer höher schätzen und habe an seinen Bergen und Waldungen noch gar nicht den Vorzug erkannt, daß Feen sie bewohnten. Er verbeugte sich dazu unbewußt und sie entgegnete, ihres Sieges sicher, schalkhaft: Er denke menschenfreundlich genug, sich ihr sofort als den Herrn der Berge zu erkennen zu geben. Man wisse ja wohl, wer unter diesem Incognito reise, und so setze er sie in den Stand, sich vor seiner zwiefachen Macht zu hüten. „Dem sey indessen wie ihm wolle," meinte sie: „Sie haben ohne Zweifel ein Recht zu fragen, wie ich Ihr Gebiet betreten habe? Ich bin eine Fremde, die in ihre östliche Heimath reist und der geheimen Lockung nicht widerstehen konnte, einige Tage in dieser Gegend zu verweilen. Von einem der nächsten Dörfer aus, wo ich ein gastliches Obdach gefunden habe, durchstreife ich, meinem Hange folgend, die schönen Bergwälder, derweil mein alter Diener mich in der Stadt mit Wagen und Gepäck erwartet."

Ernestus bedauerte, daß ihr hiesiger Aufenthalt blos Tage währen solle und sagte, wäre er in der That, wie sie spöttischer Weise annehme, eine Art Rübezahl, so würde er seine Zaubergewalt dazu miß-

brauchen, sie in seinem Reiche festzuhalten; obwohl er leider bereits Ursache finde, ihre Gegenmittel für stärker als alle denkbaren zu erachten. „Ich bin ein moderner Eremit," sprach er weiter, da ihm die Fremde keine Antwort gab: „ich habe die Welt verlassen und lebe der Einsamkeit, allerdings nicht vermessen genug, in der Standhaftigkeit dem heiligen Antonius zu gleichen; indessen weiß ich, daß, wenn sich weltliche Verführungen solcher Art gegen ihn in Bewegung gesetzt hätten, er den Sieg nicht davon getragen haben würde."

„Hm, hm," lächelte die Schöne verführerisch: „Wie artig für einen menschenscheuen Eremiten! Und was hat Sie aus der Welt getrieben, wenn ich fragen darf?"

„Das Unglück," versetzte Ernestus, „daß ich in einem Stande geboren bin und in Verhältnissen lebe, die ich verachte, die Unmöglichkeit, anderswie aus ihnen herauszutreten."

Von diesen Worten überrascht, warf die Fremde einen Blick auf Ernestus, und sagte, nach einer Pause: „Ich verstehe das nicht. Sollte mein Geschlecht dabei nicht mit im Spiele seyn? nicht gegenseitig Undank, Ungerechtigkeit, Mißverständnisse und Verstimmung vorgewaltet haben?" — Sie sah ihn lauernd an.

„O, das ist ganz gewiß nicht der Fall," sprach Ernestus bitter. „Ihr Geschlecht ist in der neueren

Zeit so überaus unschuldig geworden, daß es auch gegen mich nichts verschuldet haben kann."

Die Dame stutzte noch ersichtlicher und schien eine Vorstellung zu verfolgen, wo nicht von ihr verfolgt zu werden. Am Ende sagte sie halb verlegen und zerstreut: „Und was für heilige Andacht beschäftigt Sie in ihrer Abgeschiedenheit? Ist es ein Brevier, das ich vor Ihnen liegen sehe?"

Ernestus erwiederte: „Es ist das Taschenbuch Urania mit Tieck's Novelle: Eigensinn und Laune."

„Eigensinn und Laune?" fuhr die Fremde auf: „Und was halten Sie davon? Nehmen Sie mit dem unbilligen Dichter auch Partei gegen die unglückliche Emmeline?"

„Man kann es damit halten wie man will," sagte Ernestus: „Ich mag nicht läugnen, daß ich in gewissen Stimmungen geneigt zu glauben bin, der Dichter sey diesem Charakter, so wie der ihm ähnlichen Charlotte in dem jungen Tischlermeister zu nahe getreten. Allein wer mit Wort oder Lehre auf seine Gegenwart wirken will, wird niemals unterlassen, ihr zu dem Zwecke Beides anzupassen. Die Schwäche unserer Zeit hätte sich vor der enthüllteren Wahrheit oder poetischen Gerechtigkeit entsetzt. Vielleicht nöthigte auch die Form den Dichter dazu, Eines und das Andere, dem Dritten gegenüber, dem er individuell höhere Bedeutung leiht, in Schatten zu stellen. Die gemeine Gerechtigkeit kann in der Poesie nicht allent-

halben gehandhabt werden, die höhere verläugnet Tieck niemals; und daß er der Heldin dieser Novelle sittlichen Werth beimißt, thut er schon durch die herrliche Schilderung ihrer Liebe zu ihrer Tochter kund. Diese Tochter ist Emmelinens Seele, die sich aus dem verlornen Körper geschieden hat, und der Gedanke, daß alles Unsterbliche in ihr sich in die Mutterliebe gerettet, tritt wie der reinste Solitär der Dichtung hervor, um den sich die andern Schönheiten wie geringere Edelsteine fügen. Die Tochter ist eine nicht für sich, sondern für ihre Mutter Büßende, reuig, ohne Sünderin zu seyn, und die ganze Novelle kann für eine Apotheose der echten Unschuld gelten, so lieblich leuchtet ihre Blüthe aus dem Schlamme des Lasters."

Indem besann sich Ernestus auf die schon oft erprobte Wirklichkeit und schwieg beschämt, sich mit seinen Herzensergießungen abermals übereilt zu haben.

Er war von hoher Gestalt, in seinen Geberden ruhig und einfach, sein langes ernstes, edles Gesicht deutete in dem ungekrümmten Profil Entschlossenheit und geraden Sinn an und war jetzt sinnend dem Abgrunde zu seinen Füßen zugekehrt, wo das silberne Band des Flusses zwischen grünen Wiesen und Wäldern glänzte. Auf dem moosigen Rasen neben ihm spannte die kleine Spinne ihre langen, sonnigen Fäden aus, der Luftzug sauste ihm leise in das Ohr und hoch über ihm woben die Lerchen die Fäden ihrer

langgezogenen Töne in die Lüfte und knüpften die Knötchen der Triller hinein.

So frei, rein und hell wie der Ton der Lüfte sollte unser Leben seyn; wer die Lerche versteht, wird es nicht anders wollen, dachte Ernestus unwissentlich. Und in eben dieser Stunde verstand die ihn beobachtende Sirene, die gekommen war, ihn mit ihrem Gesange zu verlocken, die Lerche ebenfalls, um mit einemmale einzusehen, wie nichtig alles Andere außer der heiligen Natur und Wahrheit sey.

Der schön geformte Arm der Hörerin stützte sich mit dem Ellbogen auf einen Stein, der Kopf war in die offene Fläche der Hand gesenkt, deren Finger in das Labyrinth der Locken gedrungen waren. Die Gesichtszüge waren nicht seelenvoll; ein halb in wildem Spott verhohlner Schmerz beherrschte sie und hatte sich wie in Gestalt eines tiefen Grübchens auf das Kinn oder, noch schärfer angedeutet, in die Mundwinkel gelagert. Alle Muskeln des Gesichts waren so von Leidenschaft durchglüht, daß sie ihre Rechtfertigung gleichsam in sich selbst fanden und nicht, wie bei unbedeutenden Menschen, unerklärt blieben. Ihr Auge hing voll unbefriedigter Schwermuth an Ernestus; so wie sie aber über den Gesang der Lerche sein feines Lächeln aufgehen sah, enthüllte sie eine tiefe Seelenerschütterung. Von ihrer ersten schlau berechneten und ausgeführten Begegnung mit Ernestus an bis zu diesem Augenblicke allein auf seine

Verführung ausgegangen, lernte sie mit einem- und zum erstenmale in ihrem Leben das Gefühl der Liebe kennen, indem das neu in ihrer Brust erwachende unabweisliche Verlangen nach Selbstachtung sie ihrer vorigen Absichtlichkeit uneingedenk werden ließ. Die schmerzliche Spannung ihrer Seele löste sich, sie war besiegt.

„O, fahren Sie fort," flüsterte sie mit fester Stimme. „Ihre Worte nehmen meine höchste Theilnahme in Anspruch, und betreffen mich näher als Sie glauben. Ich habe das ernste Thema dieser Novelle von Andern noch nie so erörtern hören."

„Ihre Erscheinung," äußerte Ernestus, „hat mich schon in das imaginäre Land der Träume versetzt; und daß ich in dieser Wildniß dazu komme, mit einer Unbekannten Gedanken auszutauschen, die man sonst nur in dem gedrängten Städteleben, als den Schaum der Civilisation, von dem Interesse des Tages abschöpft, wird mir so natürlich, daß ich gern, als wenn ich allein wäre, meinen Worten ihren Lauf lassen will.

„Eigentlich auch „Eigensinn und Laune" wirft die Frage von der geraden und krummen Lebenslinie auf, die zunächst in der Novelle „der junge Tischlermeister" von dem Dichter zur Sprache gebracht worden ist. Sobald das Leben mir Genuß gewährt, der den Zustand der Seele läutert und erhöht, hört das Walten der Pflicht auf, und bin ich frei, indem ich auf der

krummen Linie wandle. Tritt dieser Fall nicht ein, so muß ich nothwendigerweise der geraden Linie der Pflicht folgen. Auf der krummen Linie sicher zu wandeln, kann nur Wenigen gegönnt seyn. Wer es wie die Heldin von „Eigensinn und Laune" im Frevel thut, muß dafür büßen. Man soll nie vergessen, daß der Weg der Pflicht die allgemeine Landstraße ist und wer ihn ungefährdet verlassen will, zuvor mit sich und der Welt einig seyn, das Gebiet kennen muß, das er pfad- und führerlos zu durchschweifen hat. In Emmelinen ist kein Ernst und keine Wahrheit, sie ist der Geist der Ungezogenheit und Lüge. Ursprünglich war sie freilich edel und verachtete die Dressirten oder sogenannten Gebildeten. Allein sie ging in der Verachtung selbst mit unter, da sie zur Freiheit nicht berufen war, warf sich, die alte Form verhöhnend, der Formlosigkeit in die Arme und ward also allmälig, von dem verzweifelten Gefühle ihres eigenen Unwerths erdrückt, moralisch wie physisch vernichtet.

„Diese Novellen „Eigensinn und Laune" und „der junge Tischlermeister" sind beide demagogische, indem sie auf das Volk hinweisen und es belehren, woher ihm Heil zu erwarten steht. Auch haben wir wieder nur von dem gesunden Menschenverstande des Volkes, nicht von der halben Bildung und Dressur, die zeitgemäße Umgestaltung der Welt zu erwarten. Das Volk soll immerdar Volk bleiben und der kräftige

Baum seiner Natur nicht aus dem freien Boden, worin er gediehen ist, herausgehoben und in den Gewächshauskübel der Verfeinerung gesetzt werden, in dem er verschrumpft und eingeht. Die Schranken der Standesverschiedenheit sollen nicht durchbrochen, die Perlen der Erkenntniß Einzelner nicht zertreten und als scharfer Staub der daran erblindenden Menge in die Augen gestreut werden. Bewahre dich selbst! Die Achtung vor uns selbst ist das erste Moralgesetz, die Pflicht oder Freiheit, je nachdem es Noth thut. Auch Charlotte in dem Tischlermeister geht daran zu Grunde, daß sie mit der Sitte die Achtung vor sich selbst verliert und in deren Aufgeben den ersten Schritt zur Freiheit der krummen Linie gethan zu haben meint."

„Doch ist nicht zu vergessen," warf die Fremde hastig ein, „daß die arme Charlotte nur par ordre de Mufti untergeht, und der Dichter damit wider seine bessere Ueberzeugung handelt. Sie hätte wenigstens die Wohlthat des Todes verdient."

„Es sey in Ihrer Behauptung etwas Wahres oder nicht," versetzte Ernestus, „so ist und bleibt der Dichter selbst das Schicksal seiner Geschöpfe. Charlotte ist ein schöner Schein, die Jugend entführt ihn. Es käme ja auf sie selbst an, sich treu zu bleiben; warum hat sie, wie die meisten Menschen ihrer Art, die Kraft nicht dazu?"

„Wie die meisten Menschen ihrer Art!" warf die

Schöne ein, „wo wären die? Das ist eben die grobe Unwahrheit! Die man im Leben augenblicklich dafür halten könnte, sind nicht so. Ein solches Wesen, wenn es möglich wäre, müßte mehr innerlichen Halt haben.“

„Nach Zeit und Umständen, ja,“ sagte Ernestus. „Allein der Schein verschwindet spurlos. Der Dichter veredelt alles was er berührt und wenn der größere zuweilen in Ironie übergeht, kann er sich auch der Ausübung der Gerechtigkeit entziehen wollen. Der echte Dichter ist überdies immer subjektiv und wobald man ihn fälschlich objektiv nennt, nur in erhöhtem Grade Dichter. Tieck konnte mehr als einen Grund haben, die selbst von der Idee des Kunstwerkes bedingte poetische Gerechtigkeit Charlotten zu verweigern, und wenn er sie mit einer gewissen Unbestimmtheit allerdings preis gibt, stellt er gegen den Anschein wieder Zweifel auf, und macht es nicht undenkbar, daß sie unter andern Verhältnissen Recht behalten könnte. Es wäre dies nur eine andere Aufgabe für die Poesie.“

„Sie könnten sich ein halbverlornes Weib also bedingungsweise poetisch gerechtfertigt denken?“ wagte die Fremde mit der noch halb schüchternen Frage sich hervor.

„Weßhalb nicht?“ versetzte Ernestus. „Ich wünsche mir sogar Glück, daß Sie es zu thun scheinen. Die Frauen lassen der Wirklichkeit hierin so selten ihr

Recht angedeihen. Und doch ist das Leben so groß. Warum sollten sie es nicht ebenfalls auf den Biegungen der krummen Linie durchgehen dürfen? Gewinnen wir die Krone des Sieges nur um jeden Preis; es ist einerlei, wie viele moralische oder geistige Gliedmaßen in dem Kampfe verloren gehen."

„Sie sprechen eine verhängnißreiche Wahrheit aus," erklärte sich die Fremde, „und ich läugne nicht, daß ich mit Ihnen einverstanden bin. Es kommt nur darauf an, daß wir das Bedürfniß des verlornen Gliedes in uns ertödten oder die Wurzel ausreuten, um unserem Selbstgefühle nach kein Krüppel zu seyn. Nur der feste Wille ist erforderlich, uns auch hienieden unter jeder Bedingung zu beseligen. Keine Einbuße ....."

Sie wollte sagen: „kann es unmöglich machen;" jedoch verschloß ihr eine heimliche Gewalt den Mund, dessen schmerzlichen Ausdruck ein Anflug kühnen Uebermuthes augenblicklich verschleiert hatte. Ihr Schweigen mißdeutend, brach Ernestus in die freudigen Worte aus: „Sie verwirklichen das höchste Ergebniß unsers merkwürdigen Gespräches, schöne Pilgerin; und ich erstaune immer mehr über unser wunderbares Zusammentreffen."

Er wollte weiter reden, die Fremde fiel ihm aber mit oft erprobter Geistesgegenwart in das Wort. „Die wahren Wunder unsers Lebens," sagte sie, „liegen selten da, wo wir sie vermuthen und so, denke

ich, käme Ihnen bei näherem Zusehen diese anscheinend seltsame Begegnung wohl begreiflich vor. Brechen wir davon ab. Das Geschehene möchte nicht zu ändern seyn. Wozu die Erklärung vor der Zeit, da alles seinen unabänderlichen Lauf und seine höhere Fügung hat. Sehen Sie hier auf das Nächste, wie die Pflanzen, Blätter und Gräser zu Tausenden aus dem Boden wachsen und im Winde schwanken. Wer achtet auf ihrer einen und weiß von ihm, ob er zu seiner Reife und Ausbildung gedieh, zertreten oder vernichtet ward? Jedoch hat jeder Halm sein eignes Schicksal, das wunderbar zu betrachten oder zu verfolgen seyn würde, und den Halmen gleich wachsen und wanken die Menschenschicksale und Glücksfale durcheinander. Der Wind des Zufalls mischt sie und es kann der Einsamste, Vergessenste, ohne daß die Welt es ahndet, glücklich seyn."

Ein Regen, der sich inzwischen zusammengezogen hatte, trieb das Paar unter die Grotte, und sie besprachen daselbst die Eigenthümlichkeit des Landes, mit der Ernestus die Fremde bekannt machte, bis der Himmel wieder klar war und er sie nach ihrer Wohnung zurück begleitete.

Beim Untergang der Sonne hingen die Bäume voll Tropfen, die funkelten und fielen und wie lauter Diamanten auf den Blättern zitterten oder bunt im Grase leuchteten. Der Vollmond ging auf, und dahinter glühte ein dunkles Wetter blitzesschwanger durch

die Dämmerung, so oft die feurigen Zuckungen seine Ränder schwellten. Kleine weiße Wölkchen schwammen neben dem Monde und eine große glänzende Wolke mit zwei weißen Flügeln und schwarzem Leibe und Schwanze stand, einem ungeheuren Vogel ähnlich, vor der Scheibe, die wie ein Auge aus ihrem Kopfe schien. Weißlicher, von der Tageshitze erzeugter Duft hüllte die Atmosphäre der nach Kühlung schmachtenden versengten Erde ein, unferne Musik, in Mondschein zerfließend, drang durch das allgemeine Schweigen und ein dunkler Arm des Wetters legte sich über den Mond weg, um Himmel und Erde mit einem glanzlosen Trauerflor zu überziehen.

Die Natur scheidet oder verbindet immer leichter und dauerhafter als alles, und so hatte das Paar Jahre der Bekanntschaft übersprungen, indem es von dem nächsten Tage an das auf dem Heimwege Verabredete ausführte und gemeinsam die Gegend durchwanderte.

Sie verständigten sich dabei immer mehr und tauschten ihre Lebensansichten gegen einander aus. Sie schmähten zusammen auf Welt und Gesellschaft, entzückten sich wechselseitig an Natur und Freiheit und lasen gemeinsam die Poeten, die sie liebten. Auch erkletterten sie mit einander die Höhen oder ruhten in den Thälern und wo Wandas Kraft nicht ausreichte, zog Ernestus sie mit starkem Arme sich nach oder trug sie scherzend durch Gestrüpp und Gräben.

Er mußte sich oft sammeln und besinnen, daß diese Wirklichkeit kein Traum sey, den ihm seine abenteuerlichen Phantasien vorgaukelten. Es waltete eine Vertraulichkeit zwischen ihnen vor, als ob es nicht anders seyn könne, und doch verhinderte stündlicher Reiz und Genuß jeden Ausbruch von Leidenschaft und hatte kein Verlangen Zeit sich anzusammeln.

Als Wanda nach einigen Tagen erhitzt, athemlos, wild, einen Berg herabgeflogen kam, auf dem sie sich wie Kinder gejagt hatten, stürzte sie dem unten Harrenden, der sie in seinen Armen vor dem Falle auffing, unaufhaltsam an die Brust. Es war ein Moment des höchsten Entzückens, indem sie sich unwillkürlich den ersten Kuß gaben. Ein jäher Schreck löste ihn ab und sie flogen eben so schnell aus einander als zusammen. Zwei Feldhühner hatten in einer nahen Waldfurche gesessen und schnurrten aufgescheucht in die Lüfte, so, daß dem erschreckten Paare das Herz noch lange nach schlug. Sie wandelten eine Weile schweigsam und sinnend neben einander und waren von dem Ausbruch ihrer Gefühle selbst überrascht.

Von der Zeit an ward Ernestus nachdenkender, Wanda ernster. Sie hatte noch keinen Mann geachtet oder geliebt, und nur ein frevelhaftes Spiel mit der Leidenschaft getrieben, die sich dafür durch ihre Erniedrigung gerächt hatte.

Jetzt fühlte sie die erste ernste Leidenschaft und ihre

Hochachtung des Gegenstandes erhöhte sie zur Liebe. Im Unglauben an alles Glück war sie bisher blos reizend, jetzt fühlte sie einen unwiderstehlichen Gegenreiz des Lebens und ahnete, daß ihr voriger Uebermuth keine natürliche Seelenstimmung gewesen sey, daß der Einzelne nicht sein Leben lang verläugnen könne, was Millionen als Naturgesetz heilig ist. Sie fing an zu begreifen, daß sie ein Unersetzliches verloren habe; hielt aber noch die Hoffnung fest, es mit ihrer Leidenschaft zu ergänzen.

Eines Tages besuchte sie Ernestus in dem abgelegenen Bauerhause, das sie bewohnte. Es war mit Stroh gedeckt und so üppig mit Wein bewachsen, daß die aufgeschossenen Reben sich wie im Vorgefühle künftiger Traubenlast oben niederbogen. Blumen blühten in dem Höfchen vor der Hütte, große Käfer summten durch die stille Luft und machten die Gemüthlichkeit gewissermaßen hörbar.

Die Kinder der Hausleute spielten vor der Thüre und von ihnen hörte Ernestus, daß ihre Eltern auf Arbeit auswärts und die Fremde allein wäre.

Er fand Wanda nicht im Hause und ging durch die Hinterthüre in den Obstgarten. Da saß sie im Schatten des Hauses mit einer Handarbeit und weinte, ohne des einen oder andern gewohnt zu seyn, da sie wie unwillig über ihre Thränen, auf einen Fleck vor sich nieder starrte und nach einigen vergeblichen Versuchen weiter zu nähen, ihre Hände im Schooße

ruhen ließ. Sie hatte Ernestus im Anfange ihres Umganges eine Schalkhaftigkeit verrathen, die nun spurlos verschwunden war.

Erst verlegen, dann unwillkürlich zärtlich, bei Gelegenheit wild, heftig, schmollend, oder tief verschämt, still, stumm, sprang sie aus einem Zustand in den andern über, und veranschaulichte in lieblichster Abwechselung einen steten Kampf zwischen Schmerz und Lust. Sie schien sich selbst nicht zu begreifen und Ernestus konnte glauben, ihre erwachende Leidenschaft sey der Grund der Veränderung, in der ihre Verlegenheit die seinige nicht aufkommen ließ.

Er beobachtete sie in der Thüre des Hauses so lange unbemerkt, bis er sich nicht mehr zurückhalten konnte und mit der zärtlichsten Theilnahme nach ihrem Kummer fragte. Sie erschrak, in diesem Zustande betroffen zu werden, und sagte, es sey nichts; sie habe manchmal solche Stunden und Launen, in denen ihre Frauennatur die Selbständigkeit ihres Charakters räche. Sie strebte sich dieser Stimmung gewaltsam zu entledigen und in einen scherzhaften Ton überzugehen; allein Ernestus unterstützte sie in dem Bemühen nicht und ward von ihrer eignen abnehmenden Empfindsamkeit hingerissen, ihr seine Wünsche auszusprechen. Sie sah ihn groß, fest und nachdenkend an und ihr Auge blickte in die Weite: es war als hafte es an einem fernen Gegenstande. Plötzlich besann sie sich wie auf ein Entsetzliches und ihre

mühsam errungene Fassung ging verloren. Ein Ernestus unbegreiflicher Sturm von Gefühlen überkam sie. Unwillen, neue Thränen, Lachen, Zorn, kindischer Spott, Scham überzogen ihr Gesicht bald mit Purpur bald mit Todtenblässe, und seine leidenschaftlichen Erklärungen machten sie nur kälter und abstoßender gegen ihn, bis sie, ohne vorgängige Andeutung ihres veränderten Gefühls, ihm ihre Hand reichte und erklärte, sie wolle die Seinige werden. Kaum ausgesprochen, schien zwar dieser Entschluß, den sie ihrer Seele abgedrungen, sie zu gereuen; allein Ernestus rückwirkende Dankbarkeit verhinderte sie, ihn zu widerrufen.

Sie stand auf, um einige Erfrischungen zu besorgen. Sie deckte einen kleinen Tisch zum ländlichen Abendessen und brachte Milch und Früchte. Er glaubte, das wunderbare Wesen noch nie so reizend als in der Beschäftigung als Hausfrau gesehen zu haben. Sie war trotz dem, daß sie nur in großen Verhältnissen gelebt zu haben schien, so praktisch, schlicht und entschieden. Und dazu das Räthselhafte ihrer Erscheinung. Ihr geistreiches, poetisches Gespräch, ihre kindliche Liebe zu Natur und Natürlichkeit, unbeschadet aller Geisteskraft und Energie, ihre vertrauliche zarte Weiblichkeit, die noch so neu und frisch aus der Knospe gebrochen. — — — Ernestus fühlte sich bei dem Gedanken an ihren Besitz im Paradiese. Seine kühnsten Träume von seiner dereinstigen Lebensgefährtin gingen in Erfüllung. „Das ist das Weib,

wie es seyn sollte, die freie Frau, die wahre Unschuld!“ rief er bei sich aus.

Wanda sprach während des Abendessens von ihren heimischen Verhältnissen. Sie war die Tochter eines russischen Fürsten und einer deutschen Magd. Ihre Mutter, die sie nie gekannt hatte, war früh gestorben und es mußte bei ihrem Tode eine gewaltsame Katastrophe stattgefunden haben, die sie nicht ergründen konnte. Ihr Vater liebte und behandelte sie wie eine rechtmäßige Tochter. Er ließ ihr die feinste Erziehung geben und mochte ein ihrer Mutter zugefügtes Unrecht gegen sie wieder gut machen wollen. Er hinterließ ihr bei seinem Tode ein ansehnliches Vermögen, und da sie eben erwachsen und unabhängig geworden war, mit ihrem noch unmündigen Halbbruder aus rechtmäßiger Ehe, dem Erben der großen Güter seines Hauses auch in unfreundlichen Verhältnissen lebte, so gab sie ihrem Abscheu vor allem Russischen nach und reiste nach Deutschland, wohin ihr ihre Zinsen richtig ausbezahlt wurden. Die Absicht ihres Vaters, sie anzuerkennen und seinem Stande gemäß zu vermählen, hatte ihr hohe und stolze Lebensansichten beigebracht, sie aber zugleich verleitet, ihre Verhältnisse von einem allzufreien Standpunkte aus anzusehen und sich mancher nothwendigen Sitte zu überheben. Alleinstehend und einsam, durchwanderte sie als Abenteurerin viele Länder und Gegenden und bildete das Demagogische in ihren Ansichten, Gedanken und

Gefühlen immer rücksichtsloser aus. Sie haßte allen Zwang des Herkömmlichen und wandte alle Mittel an, sich von dessen Bande los zu machen, ward durch kein starkes Gefühl der Achtung oder Liebe vor den schlimmsten Verirrungen bewahrt . . .

Wanda hatte nach dieser Erklärung Ernestus mit einem scheuen Blicke angesehen und eine Weile angestanden, weiter zu reden; da er ihr indessen, fern von Nebengedanken, mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, beschloß sie ihre Mittheilung mit folgenden Worten:

„Jetzt ward mein Bruder mündig und wandte seine erste Selbständigkeit dazu an, mir meine Einkünfte vorzuenthalten. Meine Bitten und Beschwörungen, gerecht und billig gegen mich zu seyn, blieben fruchtlos; er verhöhnte mich als Bastard, und wie hätte ich in Rußland überhaupt, geschweige in meiner persönlichen Lage den Gedanken fassen dürfen, mein Recht gegen einen einflußreichen Mann zu verfechten! Ich mußte das Unrecht schweigsam dulden, und hätte nicht einmal die Mittel gehabt, ihn anzuklagen. Jahre lang dauerte meine Noth und Bedrängniß, wiewohl ich so vielerlei Bedürfnisse und der Befriedigung aller Wünsche gewohnt gewesen war, und damit erhielt mein Charakter seine Ausbildung. Ich hatte die entsetzlichsten Kämpfe mit mir zu bestehen und siegte zuletzt über Erziehung und Verwöhnung, indem ich alles Ueberflüssige entbehren lernte.

Allein meine Verachtung meiner selbst und der Menschen, ich möchte sagen, alles Zeitlichen, erreichte auch den höchsten Grad, und ich rächte mich an den Reichen und Vornehmen auf eine Art, die ich Ihnen nicht angeben kann. Des Nächsten mehr davon, mein Freund, und damit zugleich meine Antwort auf die Frage: ob ich für das Leben die Ihrige werden kann und darf."

„Wozu die Antwort, die Ihre Einwilligung in Frage stellt?" rief Ernestus. „Ich errathe, was Sie sagen können. Sie kennen meine Grundsätze von der wahren Unschuld und Weiblichkeit, ich kenne Ihren Seelenadel, Ihre Treue gegen sich selbst, Ihren Charakter!"

„Sie errathen, kennen nichts von Allem," sprach Wanda heftig, wiewohl mit leiser Stimme und wandte das Antlitz. „Ein einziges Weib vermag, wenn die Umstände ihr entgegen kommen, sich ärger als zehn Männer zu verirren. Genug davon für heute. Ich vermag in dieser Stunde nicht offen gegen Sie zu seyn. Lassen Sie mich mit wenigen Worten meine Geschichte auserzählen. Mein unfreundlicher Bruder starb vor nicht langer Zeit und ein Bruder meines Vaters war sein Erbe. Dieser edle Mann hatte mir schon früh wohlgewollt und, später auf Reisen, leider nichts von meiner traurigen Lage erfahren. Mehrere Briefe, die ich mit der Bitte um seine Vermittlung an ihn geschrieben, waren verloren gegangen. Ich hatte dies nicht gewußt und ferner aus

Stolz unterlassen, seine vermeinte Theilnahmlosigkeit um Beistand anzusprechen. Doch erfuhr er, heimkehrend, nicht sobald mein Mißgeschick, als er sich beeilte, das Unrecht meines Bruders an mir gut zu machen, und mir vollkommene Sicherheit über mein Vermögen in die Hand zu geben. Ich darf in Folge dessen nun darauf rechnen, den Druck des Lebens in der Hinsicht überstanden zu haben. Ach! mein theuerster Freund! aber wie habe ich ihn überstanden? Ich schaudere, wenn ich an die Vergangenheit denke. Wie weit kann die unglückliche Gabe des Geistes oder Verstandes ein schwaches Wesen verleiten, das keine moralische Stütze in sich, keinen Freund, keinen elterlichen Rathgeber und Warner hat! Wohin kann sein Lebensschiff, ohne die Anker des Glaubens, der Liebe und Hoffnung verschlagen werden! Mich schützte keins dieser himmlischen Gefühle und ich sollte die Abgründe der modernen Hypergenialität ermessen: ich ward als Frau zum Eckstein, den die Baumeister alle verwerfen müßten . . . . . ."

Hier kehrten die Bauersleute vom Felde zurück und traten, das Alleinseyn der Liebenden störend, heran, um ihren Herrn redselig zu begrüßen. Die durch ihre eigenen Worte erschütterte Wanda mußte auf ihre Stube flüchten, um Fassung zu gewinnen, und als sie wiederkam, fand sich keine Stimmung und Gelegenheit, ihr anfängliches Gespräch mit Ernestus auf's Neue anzuknüpfen.

Sie begleitete ihn auf seinem späten Heimwege durch das Dorf, in dem durch Obstbaumpflanzungen das Abendroth schimmerte, die Männer vor den Thüren die schallenden Sensen klopften, Kinder die Kühe von der Weide trieben und schwerbeladene Erntewagen von Hunden angebellt einfuhren, um das Bild des Traulichen und Häuslichen in der Stimmung des Jünglings mannichfaltigst abzuspiegeln.

Ernestus von Bingen war vierzehn Tage früher, als ihn seine Mutter erwartet hatte, auf die Welt gekommen, und hatte also schon mit seiner Geburt Verwirrung angestiftet, derzufolge man von ihm behauptete, daß seine eigenthümliche Neigung zu Ueberraschungen und Abneigung, sich überraschen zu lassen, in eben dem Naturgesetze jener ersten Ueberraschung ihren Grund habe. Von Liebe und Glück berauscht, wieder auf seinem Schlosse angelangt, malte er sich mit den glänzendsten Farben aus, wie herrlich es seyn müsse, seine Braut mit der Trauung zu überraschen, und gewann den einmal gefaßten Gedanken bald so lieb, daß derselbe zur That reifte; ja seltsamerweise verband er damit sogar ein Verlangen, das ihm in anderer Stimmung nur Widerwillen erregt haben würde, seine Hochzeit mit Wanda recht feierlich zu begehen und die ihm fast unbekannte Nachbarschaft dazu einzuladen. Der Gedanke, den schönsten

Tag seines Lebens durch den Aufruhr einer solchen Gesellschaft zu entweihen, hätte ihm sonst unerträglich fallen müssen; in seiner jetzigen Aufregung war es ihm gerade recht, nach einer Ausnahme, die er sich in der Art gestattete, die alte Regel wieder fest zu stiften. Die Ausführung seines gewichtigen Entschlusses beraumte er für einen Tag an, an dem er seine Freundin eingeladen hatte, zum erstenmal auf längere Zeit in seinem Schlosse sein Gast zu seyn, und er war überzeugt, sie könne seinem Glücke keinen beharrlichen Widerstand entgegensetzen, sobald sie bei ihrer Ankunft hinter sein Geheimniß komme.

Wanda hatte aber auch beschlossen, ihm an diesem Tage ihr Inneres mitzutheilen, dessen frühere Verschrobenheit sie nun erkannte, ohne in ihrer subjektiven Befangenheit errathen zu können, wie die übrige Welt sie richtete. Ihr fürstlicher Rang war in ihren Augen vordem so sehr außer Frage gestellt, daß sie sich darum über die Befolgung mancher Pflichten und Gesetze erhaben geglaubt hatte und in dieser sonderbaren Selbstüberschätzung durch Verachtung Anderer verächtlich geworden war. Jetzt siegte das Deutsche in ihrer Natur über das Slavische, die mütterliche Demuth über den väterlichen Stolz und erwachte die echte weibliche Würde zum erstenmal in ihrem Gemüthe, um ihre Herrschaft niemals wieder aufzugeben. Unter andern Verhältnissen hätten diese Erkenntnisse Wanda gewiß tief gebeugt, da sie aber die Menschen

gut genug kannte, um zu wissen, wie wenig Ernst es den Meisten mit ihrem Thun und Wollen ist, so sah, trotz ihrer Zerknirschung, ihr angeborner Leichtsinn immer die Möglichkeit ihrer Verbindung mit Ernestus für den Fall vor Augen, daß derselbe ihre Eröffnungen vertrüge. Ja, sie war seiner fast nicht weniger, als ihrer selbst gewiß und es sagte jeder Blick, jedes Wort von ihm ihr insgeheim: „Du oder keine Andere!" was der einfache Wiederhall der Rede ihres Herzens war. Sie durfte ebensowohl hoffen, ihn in der Ehe zu beglücken, als durch Ausdauer in Sitte und Ehrbarkeit seinen Vater mit sich zu versöhnen. War sie sich doch bewußt, daß die erste Gesellschaft in dem Ehrenpunkte, der sie mit betraf, keineswegs unbestechlich sey. Und seitdem die Liebe zu Ernestus ihr Herz gerührt, hatte sie unabläßig „der Gott und die Bajadere" von Goethe im Sinne haben müssen, in dem Gefühle, das nach und nach ihre Seele ausgefüllt, erst recht die bedeutungsvollen Worte verstehen lernen: „ist Gehorsam im Gemüthe, wird nicht fern die Liebe seyn." Gehorsam, Pflicht und Demuth ward ihr mit der Sitte eins.

Als Ernestus am Vorabende seines Hochzeitsfestes in Gedanken das Leben erörterte, das er künftig mit Wanda führen werde, und die Ueberraschung, die er ihr und die er seinem Vater bereite, erwog, sobald er ihm nach der Vollziehung seiner Ehe kund thue, wie er aus einem Weiberfeinde ein erklärter Weiber-

freund geworden, mußte er über sich und den Umfang dieser Umwälzung lächeln. „Ja, wenn nur erst die Rechte kömmt," dachte er, „so wirft sie alle Grundsätze durcheinander!" Auch konnte er sich die Spannung und das nachmalige Erstaunen der Gesellschaft, die zu einer Hochzeit kam, von deren Umständen sie so wenig ahndete, nicht komisch genug vorstellen. Er war gemeint, sie mit den seltenen Vorzügen seiner Braut und ihrer unvergleichlichen Eigenthümlichkeit zu verblenden und hatte das große Fest besonders seines Vaters wegen veranlaßt, damit er ihm nicht vorwerfe, den Anstand vernachlässigt zu haben. Er hatte ihm recht bündig zu beweisen vor, daß er bei Gelegenheit die Würde des Hauses ebenfalls zu vertreten verstehe.

Ernestus legte sich spät schlafen und angenehme Traumbildungen umgaukelten ihn. In der schwülen Nacht brach ein Gewitter über die Gegend los. Ernestus erwachte mit Unbehagen und konnte nicht wieder einschlafen. Er stand verstört früh auf und erheiterte sich nur erst an seinen anmuthigen Erwartungen. Er öffnete das Fenster seiner Schlafstube, um sich von der frischen Luft anströmen zu lassen. Zu seinem Mißmuthe war der Himmel nicht hell und hatte das Wetter die Luft nicht sowohl abgekühlt als erkältet. Er eilte ins Freie und auf die Anhöhe, wo er Wanda zuerst gesehen hatte. Die Sonne schien den weißlichen Wolkenschleier durchbrechen zu wollen, der noch gegen

ihre Strahlen Stich hielt. Ernestus stand an dem Abgrunde, von wannen er sein ganzes Eigenthum übersah. Rauch stieg an vielen Stellen des Thales auf und die Schatten der Wälder lagen mitten im Wasser der großen Teiche. Ernestus schaute durch die zitternden Birken hinunter und fühlte sich im freien Besitz dieser Landschaft äußerst behaglich, indem er erwog, wie Wanda's Eigenthümlichkeit in so innigem Einklange mit seinen Neigungen stehe und er allenthalben in ihr das Echo seines Herzens wiederfinde.

„Um wie viel besser," sagte er, in dem Gedanken an ihre neulichen Aeußerungen zu sich, „sie so wie sie ist, mag sie immerhin, wie ich fast glauben muß, einen Fehltritt begangen haben, mit der Wahrheit und Gesundheit ihres Geistes, als eine jener verlegenen Unschulden aus der großen Welt! Eine wenn auch erst nach dem Fall geprüfte und festgestellte Tugend ist mehr werth, als eine nie versuchte und nur darum nie gefallene, deren Gefühlsthätigkeit aller Versuchung abgestumpft ist."

Jedoch lag neben diesen heiteren Vorstellungen im Grunde seiner Seele eine Bangigkeit, die ihm gleich als bedürfe sie der Worte, um sich auszusprechen, bis an den Mund emporstieg.

Nach Hause zurückgekehrt, erwartete Ernestus alle Augenblicke Wanda ankommen zu sehen. Er hatte sie gebeten, um acht Uhr da zu seyn und sie nicht

selbst abholen können, weil mancherlei Anordnungen seine Anwesenheit im Schlosse erheischten. Er wollte sich erst recht von Herzen mit ihr aussprechen, auf ihr Verlangen sich auch ihre Erklärungen geben lassen, und sie vorbereiten.

Sie mußte auf ihrem Wege durch die Gartenanlagen diesseits des Schlosses kommen, zu denen sie den Schlüssel hatte, und Ernestus saß erwartungsvoll in einem Bosket unweit des Eingangs, wo sie von der Unruhe des Hauses ungestört bleiben konnten.

Er hatte die Trauung pünktlich um zehn Uhr veranstaltet, und die Gäste waren darauf vorbereitet, daß der Hausherr sich und seine Braut ihnen erst nachher vorstellen werde. Sie versammelten sich gleich in der Kirche und sollten erst nach der Ceremonie ein Frühstück einnehmen. Es schlug acht Uhr und Wanda kam noch nicht. Ernestus wagte aus Besorgniß, sie zu verfehlen, keinen Fuß aus dem Garten zu setzen. Es schlug neun und er wußte nicht, woran er war. Entgegensenden konnte er ihr Niemand, damit sein Geheimniß nicht verrathen würde. Die zehnte Stunde rückte näher. Ernestus hörte einen Wagen nach dem andern in den Hof rasseln und sah die Gäste von weitem sich an ihren Platz begeben, wo sie, wenn auch schon auf Abenteuerliches gefaßt, nicht wenig staunten, einer von dem Andern zu vernehmen, daß Niemand wisse, wer und woher die Braut des Freiherrn sey. Sogar der Prediger wußte nichts davon

und hatte für seine Bereitwilligkeit, die Trauung ohne die vorgängigen Förmlichkeiten zu vollziehen, das Ehrenwort seines Patronatsherrn erhalten, daß der Verbindung keine Hindernisse im Wege ständen.

Es schlug von dem Schloßthurme die zehnte Stunde und in der Kapelle war Alles zu der heiligen Handlung in Bereitschaft. Ernestus hatte in seiner Verwirrung nicht Geistesgegenwart genug gehabt, wegen Wanda's Ausbleiben seinen Gästen zuerst das Frühstück serviren zu lassen und die Trauung einige Stunden zu verschieben. Er wollte vor Ungeduld verzweifeln — als endlich dennoch die Gartenthüre aufgeschlossen ward und die Ersehnte hereintrat. Er flog ihr mit Entzücken entgegen. „So spät!" rief er, „so spät, Wanda! Ich wußte schon nicht mehr, was ich von Ihrem Ausbleiben denken sollte." — Sie entschuldigte sich mit Unpäßlichkeit und schien über seine Aufregung verwundert. Man sah ihr an, daß sie geweint hatte, und die Spur der Thränen konnte ein so starkes Wesen nur verschönen. Sie hatte sich auf ihre Erklärung gegen Ernestus ernstlich vorbereitet und war von dem Einblicke in ihr Inneres, den sie dabei thun müssen, tief erschüttert. Sie war kaum im Stande, ihre Fassung zu behaupten und achtete auf Nichts, was außer dem Hauptzuge ihrer Gedanken lag.

Ernestus versah sich dessen und wußte es sich nicht zu deuten. Doch drängte die Zeit und vermochte er der Ursache nicht nachzuforschen. Er konnte die

Trauung nicht mehr aufschieben und befand sich in der ärgerlichsten Verlegenheit, da nicht einmal Zeit sich zu erklären, geschweige Wanda mit der bereitliegenden hochzeitlichen Kleidung zu schmücken, übrig war. Das Letztere, tröstete er sich, wäre überdies überflüssig gewesen, und es war besser, daß es nicht geschah. Es kam also nur darauf an, sie mit ein paar Worten vorzubereiten; ihr die Ueberraschung völlig zu benehmen, hätte er nicht gewagt, und so sagte er ihr etwas feierlich, wie er sie eigentlich nur als Hausfrau und Gebieterin sein Schloß habe betreten lassen wollen, und fragte sie, ob sie nach wie vor gesonnen sey, ihm ihre Hand vor dem Altare zu reichen? Wanda war, wie gesagt, weit entfernt, den geheimen Rückenhalt dieser Anrede zu errathen, und erwiederte schüchtern: sie habe ihm ihre Gesinnungen und Gefühle aufrichtig an den Tag gelegt und sey von Herzen die Seinige. Ob sie sich aber im wirklichen Leben das Glück gönnen dürfe, seine Gattin zu werden, sey eine weit bedenklichere Frage, als er sich vorstelle. Ihm darauf befriedigend zu antworten, habe sie sich für den heutigen Tag vorgesetzt, wiewohl sie sich außer Stande fühle, dies so unmittelbar zu thun, als er zu erwarten scheine. Er möge sie die Stunde und Gelegenheit selbst ergreifen lassen.

Ernestus Gesichtszüge erheiterten sich. Er faßte ihre Hand und sagte: „Dies ist mir genug. Mehr als die einfache Erklärung, die Sie mir gegeben haben:

daß Ihr Herz keine Einwendungen hat, verlange ich nicht. Vergangene Verhältnisse können mich an der Erreichung meines Zieles und meiner Wünsche nicht hindern. Ich bin auf Alles gefaßt, was Sie mir zu vertrauen haben; gestatten Sie mir nur, es nicht früher anzuhören, als nachdem um Ihrer und meiner Würde willen geschehen ist, was die Gegenwart nicht verbietet."

Mit diesen Worten führte er sie durch eine Seitenpforte in das Schloß und über die Corridore der Kapelle zu. Wanda folgte schweigsam, ohne zu einem Entschlusse zu kommen. An der Kapellenthür wartete der Kammerdiener, er öffnete und nach zwei letzten Schritten stand das Paar inmitten der Versammlung vor dem Altare. Ernestus grüßte im Halbkreise mit einer Verbeugung und der Prediger nöthigte Braut und Bräutigam, bei dem Beginnen des Gottesdienstes, auf den für sie bereit stehenden Stühlen Platz zu nehmen. Wanda hatte vor Ueberraschung die Sprache verloren, befolgte jedoch unwillkürlich den Wink des Predigers und Ernestus Beispiel. Dieser beobachtete sie mit Bangigkeit, derweil ein paar Strophen eines Kirchenliedes gesungen wurden, und Wanda fand so viel Besinnungskraft, verstohlene Blicke über den Kapellenraum gleiten zu lassen und sich der auf sie gerichteten Neugier zu versehen.

Scham über sich, Verachtung ihrer Selbst, glühender Unwille gegen die Welt, sowie abwechselnd

Liebe und Leidenschaft beherrschte ihre Seele und sie hatte das immer peinlicher werdende Bewußtseyn, den geistigen Grund und Boden zu verlieren, worauf sie fußte. Alle Schmach und Schrecken ihrer Vergangenheit, das Angedenken dessen, was sie hierhergeführt, bedrohten und verhöhnten sie. Und wie sollte sich ihr die Zukunft gestalten, wobald das bekannt würde, wie würden die Menschen von ihr denken, wie sie behandeln, in welches Verhältniß mußte sie zu Ernestus nächsten Angehörigen treten? Was dachte, was that er vielleicht selbst ....? Hinwieder machte sich auch ihre Liebe zu ihm und ihre Ueberzeugung von der seinigen gelten. Ihr Seelen- und Charakterstolz erhob sich.... kurz es trug alles dazu bei, sie in eine Stimmung zu versetzen, in der sie nicht wußte was sie thun und lassen sollte. Da sprach, nach beendigtem Liede, der Prediger eben eine kurze Trauungsrede, als Ernestus sich versah, daß der Kranz vergessen worden. Ein Wink unterrichtete den aufmerksamen Kammerdiener, der ihn herbeibrachte und dem Prediger überreichte. Dieser nahm die grüne Myrthe und schmückte Wanda, wie sie meinte, zu ihrer grausamsten Verhöhnung. Dann sollte die Ceremonie des Wechselns der Ringe stattfinden, das entscheidende Ja ausgesprochen werden. — Sie riß sich den Kranz vom Haupte, der es nur einen Moment bedeckt hatte und warf ihn zu Boden, indem ein Thränenstrom aus ihren Augen brach. Sie rief dem bestürzten

Geistlichen, anstatt des erwarteten Ja, ein durch die Kapelle wiederhallendes Nimmermehr! zu, und eilte wie ein gescheuchtes Reh von dannen.

Ein grenzenloses Erstaunen der Versammlung war die Folge und Ernestus blieb starr dem Pastor gegenüber stehen. Ein Gemurmel wälzte sich von beiden Seiten auf ihn zu. Der Geistliche würde gern gesprochen haben, wenn sich ein Wort aus seinem offenen Munde hätte loswinden wollen. Ernestus erkannte endlich was der Augenblick erforderte, und bat den Prediger, ihn und seine Braut bei den Gästen zu entschuldigen; er wisse nicht, was er von dem Vorgange denken solle; ein wunderbares Mißverständniß müsse obwalten, oder ein plötzliches Unwohlseyn seine Braut betroffen haben. Für diesmal könne von dem Hochzeitfeste nicht mehr die Rede seyn. Nach dieser Erklärung verschwand er in der Verfolgung Wanda's und entledigte sich der Prediger seines Auftrags an die Gäste, die sich unter Theilnahme, Spott oder Aerger auf den Wegen, die sie hergeführt hatten, wieder entfernten und ihre Neugier nicht blos unbefriedigt, sondern höchlichst gesteigert sehen mußten.

Ernestus konnte anfangs nicht entdecken, wohin sich die flüchtige Wanda gewendet hatte und nahm nur aus einigen Umständen wahr, daß sie nicht durch den Garten enteilt sey. Die Dienerschaft war in der Kapelle versammelt gewesen und hatte sie nirgend gesehen.

Er trat müde und abgespannt in sein Zimmer, um sich einige Ruhe und Ueberlegung zu gönnen, und — am Boden vor dem Sofa kniete die Vermißte, die in der Hast die rechte Thüre verfehlt und so lange vergebens nach einem Ausgange geforscht hatte, bis sie in Erschöpfung und halber Bewußtlosigkeit hier niedergesunken war. Die Bemühungen des Liebenden brachten sie zu sich und nun konnte sie seinen eindringlichen Bitten nicht anders begegnen, als daß sie den Schleier, der auf ihrer Vergangenheit lag, vor seinen Augen wegzog. Sie sagte ihm ohne Schonung ihrer selbst, wie sie seither gelebt und was sie zu ihm geführt habe und erklärte ihm somit zur Genüge die seltsame Scene, in die sie ihn als Mitspieler eingeführt, dem Ueberraschungssüchtigen also die wider Willen erlebte kleinere Ueberraschung durch eine größere lösend. Sie hatte aufrichtig auf Ernestus verzichtet, seitdem ihr durch ihre eigenen Eröffnungen der Umfang ihrer ehemaligen Verirrungen klar geworden war, und erst vor dem Altare die Ueberzeugung von ihrem Unrechte sie durchdrungen, erst in dem Anblicke des symbolischen Kranzes der Inbegriff dessen, was er zu bedeuten und sie selbst unwiederbringlich verloren habe, ihr inneres Auge erschreckt. Sie sah nun wohl ein, daß die Frau, die einmal die Sitte brach, von dem Verderben schwerlich zu retten ist. Sie hatte verblendeterweise gemeint, wo nur mit Geist betrieben, lasse sich

im Leben alles rechtfertigen, und auch die niedrigsten Verhältnisse dürften bestehen, wo sie den Geist erweckten, förderten, freier und vollkommener machten, bis sie auf diesem Wege, ohne es zu wissen und zu wollen, in die materiellste Sinnensklaverei versunken war. In dem Gefühle schwelgend, nichts, gar nichts, nicht einmal die Ehre mehr zu haben, war sie Dirne geworden und hatte erst in der Seligkeit, alles an sich selbst verachten zu können, die Offenbarung dessen gefunden, was sie bei sich Gott nennen zu dürfen glaubte, und was in ihrem Bewußtseyn als das einzig Unzerstörbare übrig blieb. Doch bethätigte ihr gegenwärtiger Gemüthszustand zur Genüge, daß ein freiwilliges Selbstverachten nicht minder sündhaft als der Hochmuth sey. Sie hatte bei sich gewähnt, G e b e t sey dasselbe was G e bet und gab, indem sie zu beten meinte, alles was sie war und hatte, mit sich selbst den Armen preis . . . . .

Bei alledem, wie tief auch in dieser moralischen Ohrenbeichte Wanda's reuige Zerknirschung ging, konnte sie in so aufgebendem Umfange nicht fortbestehen, und befand sich in der wunderlichen Mischung ihres Charakters allzuviel verborgene Sittlichkeit und geistiger Reichthum, als daß sie nicht hätte wieder emporgerichtet werden müssen.

Auch trug Ernestus Zusprache dazu bei, sie zu trösten und zu ermuthigen, da sie seine probehaltigen Gesinnungen in diesem Kampfe erkannt hatte. Sie

konnte sich sonach darauf verlassen, daß er sie trotz allem achtete und liebte, was sie dereinst an sich verbrochen hatte, und er meinte wieder für immer zu wissen, daß sie, so wie sie war, ihm unentbehrlich und das einzige weibliche Wesen sey, das ihn in der Ehe beglücken könne.

Er machte in derselben wichtigen Unterredung seine Ueberzeugung zu der ihrigen und das Endergebniß war, daß das emanzipirte Paar noch an diesem Abende in der Schloßkapelle ehelich verbunden ward. Die Unterthanen und Diener des jungen Freiherrn gaben die alleinigen Zeugen der heiligen Handlung ab und die Kunde vom Geschehenen gelangte hinterdrein durch Karten an die Nachbarschaft.

Einige Tage, nachdem Wanda Ernestus rechtmäßige Gemahlin geworden war, kam der alte General von Bingen unerwarteter Weise auf dem Gute an. Die Zeit war ihm in der Residenz allzulang geworden und er hatte sich bereits angeschickt, wieder nach seiner Festung abzureisen, als der Capitain Lasalle doch Bedenken getragen, ihm „den unschuldigen Scherz" länger zu verschweigen, den der Prinz mit seinem Sohne ausgeführt habe. Darüber war er, seines Charakters ungeachtet, so heftig erschrocken, daß er kaum eine nothdürftig gute Miene zu dem

bösen Spiele machen konnte und ohne Jemandes Vorwissen auf der Stelle nach dem Rittersitze seines Sohnes abgereist. Es athmete jedoch der alte Heer, sobald er Ernestus wohlbehalten vor sich sah, wieder in froher Hoffnung auf, und es fehlte in der ersten Stunde ihres Beisammenseyns nicht an Ironie auf der einen, an Verlegenheit auf der andern Seite, bis sich die Lage der Dinge freilich dadurch änderte, daß Ernestus männliche Entschlossenheit seinem Vater die Wahrheit eingestand.

Der General traute erst seinem Ohre nicht, als er hörte, wie bitterer Ernst aus dem Spaße geworden sey, und verlangte dann, daß eben so schnell als zur Verbindung, wieder zur Scheidung geschritten werde. Indessen stellte Ernestus ihm mit Schonung vor, wie davon keine Rede seyn und er nur alles, was in seinen Kräften stehe, aufbieten könne, seine Vergebung jenes Schrittes zu erlangen. Von seiner geliebten Gattin sey er in keiner Weise hintergangen oder zur Unzufriedenheit mit ihr berechtigt worden. Sie habe ihn selbst von ihrer Vergangenheit unterrichtet und sich durch ihr Verhalten derselben gegenüber nicht minder seine Hochachtung verdient, als ihre Reize und Anmuth sein Herz in Liebe entzündet hätten.

Unter solchen Umständen war also an eine Verständigung zwischen Vater und Sohn nicht zu denken und reiste der erstere an dem Tage seiner Ankunft wieder seiner Heimath zu, ohne seine Schwiegertochter

gesehen zu haben. Es fehlte sogar nicht viel, so hätte er in seiner Erbitterung seinen ehedem so geliebten Sohn, der seine ehrgeizigen Absichten so sehr vereitelt hatte, verstoßen und enterbt. Seine immer wiederholten schriftlichen Versuche, Ernestus seinen Wünschen geneigt zu machen, blieben ohne Erfolg, und er mußte am Ende die alles ausgleichende Gewalt der Zeit auch in seinem Gemüthe anerkennen und sich von der beharrlichen Demuth des jungen Paares gegen ihn rühren lassen. Er bot allmälig wohl oder übel die Hand zur Versöhnung und brachte seine letzten Lebensjahre bei seinen Kindern zu, wo ihm die erwünschten Enkelchen auf seinem Schooße allen Groll aus der Seele küßten.

Wanda's Werth in seinen Augen erhöhte es überdies wesentlich, daß ihr Oheim sie mit der Zeit als Tochter adoptirte. Was die Welt oder Gesellschaft von Ernestus und seiner Vermählung in Erfahrung brachte, waren unbestimmte Gerüchte, und die Residenz lag allzu weit von seinem Landsitze ab, als daß man sich dort in Verbindung mit ihm hätte erhalten können. Die bei dem Angriffe auf seine Tugend betheiligten Mitglieder jenes Abendzirkels wurden durch mancherlei Ereignisse von dem Interesse an der Sache abgezogen, der Adjutant durch eine diplomatische Sendung, die ihm nach der Abreise des Generals anvertraut worden war, und als er nach langer Zeit der Abenteurerin wieder gedachte, besprach er mit dem Prinzen den

Anschlag, zu dem sie sich ihrer bedienen wollen, als einen genialen halb vergessenen Scherz.

Der General hatte mit seinem Sohne wiederholte Gespräche über das Zeitthema von Aristokratie und Demokratie und Ernestus unerschütterliche Grundsätze gewannen sogar einigen Einfluß auf die seinigen. Doch schwieg er meistens bei den Reden still, die er theils verstand, theils nicht verstand und zuckte dazu die Achseln. Ja, das Leben trieb seine Ironie mit ihm so weit, daß er sich in der Stille des hohen Aufschwunges erfreute, den der Geist seines Sohnes genommen hatte und darüber einzusehen vergaß, wie die Zeit nun seine alten Besorgnisse wegen Ernestus Aehnlichkeit mit seinem Vater in der That rechtfertigte und sogar die Prophezeihungen jenes wunderlichen Heiligen sich in dessen politischen Aeußerungen wiederholten. Von seiner Schwiegertochter dachte er: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt: welchem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig. — Er ruhte indessen bereits lange Zeit im kühlen Schooß der Erde, und es war eine Reihe von Jahren vergangen, in der Wanda ein reines Leben geführt, Ernestus kein einzigesmal die Charakterstärke oder Verwegenheit seiner Wahl bereut hatte, als des Himmels Wille plötzlich auch ihrem Daseyn ein Ziel setzte und sie dem alten Manne in die Ewigkeit nachschlummern ließ. Ihr Lebenslicht war so allmählig ausgegangen, ihr Seelenzustand bis zu ihrem letzten

Augenblicke ein so heiterer und gesunder geblieben, daß man ihren Austritt aus dieser Welt kaum mit dem Namen Tod bezeichnen konnte.

An Ernestus fand sich nach ihrem Tode der nachstehende Abschiedsbrief vor:

„Mein innigst geliebter Freund und Gatte!

„Ich sterbe, ich scheide von dir und unsern Kindern; die Gedanken vergehen mir, ich muß die Feder niederlegen, indem ich diese Vorstellung festhalte, ein Abgrund öffnet sich vor meiner Seele, an dem sie bebend steht, ohne ihn zu ermessen. Ich trete aus dem hellen, freundlichen Lichte in die dunkle lange Nacht und Einsamkeit — — — O! und muß es denn seyn? — Jedoch hinweg davon! Das ist ein Schritt, den jeder Mensch für sich allein thun muß, bei dem keine Liebe und Theilnahme frommt: es ist der Lauf der Natur.

„Du hast mich, Ernestus, durch deine Liebe unaussprechlich beglückt, mich zeitlich und ewiglich gerettet: meine Liebe zu dir über das Grab hinaus ist der einzige Dank, den ich dafür habe. Ich habe die Probe bestanden und bin stark geblieben. Allein es war zu viel für eines Menschen Kraft und jetzt hören erst die entsetzlichen Kämpfe auf, die ich seit dem ersten Tage unseres Glückes insgeheim mit mir zu bestehen gehabt habe. Meine physische Kraft ist darüber zu Grunde gegangen. Nur die geistige spottet ihrer und so bin ich in einer kurzen Spanne Zeit frei: ich

bin seit Jahren schon überzeugt, daß es mit mir bald ein solches Ende nimmt, wenn ich zur Ruhe kommen soll. Der Wechselfall war: Rückfall in's Verderben oder Tod. Das Erstere lag für mich außer dem Bereiche der Möglichkeit. Gottlob! daß der Letztere mich aus der Verzweiflung erlöst, die du in mir nicht geahnet hast. Ich habe oft täglich, ja stündlich mit ihr gerungen und bin ihr nicht unterlegen. Ist das die freie Frau, die nicht resignirt, nicht abstirbt, sondern, trotz Grab und Tod, mit den Lebenden lebt?

„Die Sünderin ist in mir durch den Gott ihres Innern gerechtfertigt. Ich gebe mich gegen ihn ganz auf, vernichte mich immerdar, und er gibt mich immerdar mir selbst zurück. Diese unablässige Wiedergeburt ist ein tausendfacher seliger Tod und vielleicht der stärkste Mensch müßte daran sterben. Ich war eine Künstlerin des Lebens geworden, mein theurer Freund, und glaube mir, daß das Glück, das Leben auf diese Art zu genießen, die größte Kunst, jeder Tag ein neues Kunstwerk ist. Ich erfülle die höchste Bestimmung des Künstlers: sich von der Begeisterung tödten zu lassen.

„Freue dich mit mir, daß dies geschieht, und ich, so wie ich bin und war, als kein unschönes Bild in deiner Erinnerung fortdauern werde, daß, Ernestus! das Alter, das entsetzliche Alter, das einzige Gespenst, vor dem mir graut, mich nicht mit seinem erschlaffenden, entnervenden, entgeistigenden Hauche berührt

und mir am schlimmen Ende dennoch die Palme des Sieges entwindet. — —

„Ich habe dir, indem du dieses liesest, bereits auf immer Lebewohl gesagt. Nun noch zum letzten, allerletztenmale Lebewohl! Es ist die Stimme der unsterblichsten Liebe, die aus einer andern Welt zu dir herüberdringt. — — — — —“

Die Geisterweihe.

Auf das Schlachtfeld von La belle Alliance und die unerhörteste Niederlage der Franzosen leuchtete in der Nacht des achtzehnten Junius 1815 der Vollmond hell hernieder.

Es hatte viele Tage vorher geregnet und war das Wetter auch heute in Zwischenräumen stürmisch genug gewesen. Der Boden der Felder war eine Strömung von Gyps und Schlamm. Auf den durchnäßten, niedergetretenen Saaten, halb von ihnen verdeckt, lagen zerbrochene Kanonen, Pulverkarren, Bagage, Trümmer aller Art, dazwischen Leichen von Menschen und Pferden, Sterbende, starr und regungslos, in verzweifelnden Todesqualen, oder suchten leichter Verwundete sich theils fortzuschleppen, theils, der Hülfe gewärtig, bequemer einzurichten.

Wachtfeuer loderten in Menge auf und beschienen zugleich mit dem Monde die mannigfachen Gruppen, die da lagen oder standen, ihre Pfeifen rauchend klagten, lachten, sangen oder schwatzten. Marketender hatten ihre Wagen und Körbe ausgepackt und trieben ihren Handel. Wundärzte hantirten dazwischen mit

ihren Gehülfen. Einzelne Boten jagten, kleine Trupps Soldaten zogen den den Feind verfolgenden Heeren nach. Bauern aus den zerstörten Dörfern, in denen die von dem Vorgefühl der Niederlage demoralisirten Franzosen am Morgen entsetzlich gehaust hatten, flüchteten mit ihren zusammengerafften Habseligkeiten und Familien in der Irre; Rotten von Nachzüglern, liederliches Gesindel aus Brüssel und der Umgegend schwärmten umher, immer bereit, den unglücklichen Schlachtopfern, die in ihre Hände fielen, mit Hab und Gut das Leben zu nehmen. Geistliche waren allenthalben in ihrem Berufe geschäftig, barmherzige Bewohner von Stadt und Land, zu Fuß oder Wagen, mit Lebensmitteln, Scharpie, Kleidungsstücken, Arzeneien genaht, erfüllten Christenpflichten.

Die Straße nach Brüssel bedeckte ein unabsehbarer Zug grauer Schatten, eine Masse Erschöpfter und Verwundeter, so dicht wie die Marschkolonnen eines Heeres. Ohne Gräben, schnurgerade, baumlos zog sie sich durch einförmige Strecken eines lehmichten Erdreichs lang und traurig bis zum Horizonte. Sie war zum Theil gepflastert, zum Theil hatte sie ein kothiges Geleise und, wo menschenleerer, das Ansehen eines breiten, gelben Streifens auf einem grauen Tuche. Der Streifen war hie und da in dem Grunde verwaschen und verschwand ganz und gar oder trat wieder hervor, je nachdem der Mond schien oder Wolken ihn verhüllten. Zwischen ein und zwei Uhr

Nachts, als die Chaussee etwas lichter und leerer, das Fortkommen leichter war, kamen darauf in der Richtung von Brüssel zwei Offiziere von Bülow's Corps geritten, die von verschiedenen Sendungen zu ihrem Regimente zurückkehrten.

Da sie nicht wußten, wo sie die Ihrigen suchen sollten und gewiß seyn konnten, sie in der Verfolgung der Feinde nicht einzuholen, strengten sie ihre todtmüden Pferde nicht allzusehr an und ritten langsam weiter.

Die Menge der ihnen entgegenziehenden Verwundeten nahm immer mehr ab und sie erreichten eine Gegend, die neben andern Theilen des Schlachtfeldes verödet zu nennen war. Das Geräusch des Zuges summte hier nur noch aus der Ferne und es bewegten sich kaum Einzelne vorüber.

In ihre Mäntel gehüllt, glichen die Reiter selbst nächtlichen Schatten. Ihre Pferde hingen die Köpfe und schleppten die kothbesprützten Beine, die sich schnalzend aus dem tiefen Gleise zogen, mühselig weiter. Die Säbelscheiden klirrten an den Weichen und nachdem die Beiden lange schweigsam nebeneinander hin geritten waren, brach der Eine, wie vor Ungeduld, die Stille, indem er seine Augen unstät über das Gefilde schweifen ließ und pfiff einen Marsch. Der Andere starrte vor sich nieder.

Jetzt richtete jener die Worte an seinen Kameraden: Du siehst ja so trübselig darein, Bruchsal, daß

man dich eher für einen Franzosen als preußischen Sieger halten möchte. Warum freust du dich nicht daß du so gut davon gekommen bist? Was für ein verzweifelter Kampf das allenthalben gewesen ist! Die Uebermüthigen wußten wohl, daß es das Letzte war, was sie retten konnte und der Corse ist nun ein für allemal verloren. Du hast dich in deiner ersten Schlacht so brav gehalten, daß du noch einmal mit Leib und Seele Husar werden wirst. Die Uebung macht den Meister.

Du magst aus meiner Stimmung errathen, lieber Sturm, versetzte Graf Bruchsal, daß das bei mir einigermaßen schwer halten dürfte. Ich weiß die Laune nicht zu finden, die mich über so niederdrückende Umgebungen erheben könnte, und wie redlich ich mich auch über den Sieg der guten Sache freue, geht es mir doch nicht mehr so von Herzen, als dies vor dem verrufenen Pariser Frieden möglich war. Das Feuer, die Begeisterung, die mich unwiderstehlich mit in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger fortriß, ist erstickt.

Baron Sturm wußte seinem Freunde hierauf nichts zu erwiedern.

Wie schmählich, fuhr Bruchsal fort, sehen wir nicht unsere billigsten Erwartungen getäuscht! Deutschland ist abermals, nur in anderer Weise, zerstückt und dem Auslande unmittelbarer Einfluß darauf gestattet worden. Von wiederherzustellender Einheit, Macht und Größe unseres Vaterlandes wird, auch nach

dem wiederholten Sturze des Unterdrückers, keine Rede seyn. Wir sollen nun einmal die erhabene Vaterlandsliebe des Britten nicht schmecken und Deutschland ein für allemal dazu verdammt sehen, die Schicksalstragödie des alternden Europa auf seiner politischen Bühne aufzuführen.

Ei was! nahm der Andere das Wort: das sind Flausen, Freund, die ins unendlich Nichtige führen. Wozu sollten wir uns mürrisch gegen den Gang der Weltgeschichte auflehnen? Wünschen wir uns Glück, daß der Deutsche sich mit Politik nicht abzugeben braucht. Er ist als Weltbürger nicht dazu berufen an der Scholle zu kleben. Es wird nicht Deutschland, aber wohl der deutsche Geist, in Sitte, Literatur und Kunst zur Weltherrschaft gelangen und uns für den Mangel eines Vaterlands entschädigen. Genieße der Gegenwart und lebe deinem Berufe, der wahrhaftig schön ist, wenn man ihn recht auffaßt. Das Leben erhält so erst seine wahre Bedeutung, wenn wir täglich bereit sind, es mit lachendem Muthe hinzugeben.

Um sterben zu können, erwiederte Bruchsal, muß man erst, wie ich noch nicht gethan habe, zu leben verstanden haben. Ich habe für ein solches Leben keinen Sinn und verzweifle, daß Deutschland ein wahrer Frieden jemals zufällt. Wir vergießen jetzt unser Blut wahrhaftig nicht für unser Wohl.

Du siehst alles schwarz, theurer Freund, versetzte Baron Sturm verwundert: Du bist noch zu jung als

Soldat, als daß deine Einbildungskraft nicht an einem solchen Schlachtfeld kranken sollte.

Ja, ja, es ist möglich, daß ich krank bin oder werde! rief Bruchsal heftig. Ich bin unfähig all dem Graus zu widerstehen. Es ist um wahnsinnig zu werden. Blut fordert Blut. Wehe dem, der die Schrecknisse eines solchen Tages ermißt! Er geht daran zu Grunde. Sie verpesten Luft, Gedanken, Vorstellungen, erzeugen Gespenster. Die giftigen Dünste, Schmerzen, Wunden, Verwünschungen verkörpern sich, treten fieberhaft auf uns zu und tödten, wenn der Körper überlebt, den Geist.

Indem die beiden Freunde diese Worte wechselten, erreichten sie die Höhe der Meierei von La belle Alliance, die ihren Namen von der daselbst geschlossenen Verbindung eines schönen Paares führt und um die in der Stunde das feierliche Schweigen des Todes herrschte. Sie hielten ihre Rosse an, um die denkwürdige Stelle zu besichtigen.

In dem einstöckigen, niederen Wohnhause, an dem die gepflasterte Straße dicht vorbeiführte, war keine Spur von Fenstern und Thüren mehr zu ersehen, Wände und Dach von Kugeln durchlöchert, die Schornsteine zerschossen, die Zugänge voller Blut. Links daneben stand ein theilweise verfallenes, mit Stroh und Moos bedachtes Gemäuer und eine zerschossene Eiche, in deren Gipfel Patronenhülsen hingen, rechts befanden sich einige Sträucher, eine kleine Pappel

und eine höhere blattlose Eiche mit zerknickten Aesten.

Es lag wie ein Dämpfer über Himmel und Erde. Der Mondschein, der Morgens immer geisterhafter als des Abends ist, schien im Traume lallend einzuschlummern. Die Scheibe erblaßte allmählig vor dem Tage, die grellen schwarzen Schatten schwächten sich, der Nebel, Dampf der Nässe kam dazwischen, und der Wind rauschte leise durch die Luft, die hier oben heller als unten war, wo sich die schweren schwarzen Pulverdämpfe ohne Abzug umherwälzten.

Das Riesenhaupt der Gorgo starrte über das Schlachtfeld, mit Augen weit in Wahnsinn offen, und schüttelte die klappernden Schlangenlocken, über die von der Sense des Todtes gemähte Ernte.

Hart bei einer der Regenpfützen lag ein Verwundeter, dessen gerinnendes Blut die kleine Wasserfläche röthete. Einem Dragonerpferde, das sich daneben halb auf die Beine gehoben hatte, war der Kopf im Tode geschwollen und es verriethen nur noch einzelne Zuckungen das in ihm ringende Leben. Ein Hund lag auf seinem todten Herrn und beleckte bald das kalte Antlitz, bald bellte er oder heulte in die Lüfte, und eilte wedelnd auf die Fremden zu, deren Hülfe der vorgestreckte Kopf anzusprechen schien. Indem sprang eine Katze unversehens über den Weg und wider den Vorbug eines Pferdes, das ihr in wilden Schmerzen entgegenraste, und die Vorderhufe stutzig

in den Boden schlug. Die Eingeweide hingen ihm aus der Seite, die schwarze Mähne flog von dem lang vorgestreckten Halse ab, der Schweif starrte empor, Maul und Nüstern waren aufgesperrt, die Ohren gespitzt, die Augen rollten und es prallte mit den funkensprühenden Tritten seitwärts wieder ab. Ein Sterbender, dessen Verzweiflung nur erst verstummt war, richtete sich zum Tode ein. Seine Hände ballten sich, der Körper streckte sich starrer, das Auge war bereits gebrochen und die letzte Ruhe breitete sich auf ihn hernieder.

Auf der andern Seite ging ein Meteor von Graus auf und hatten die Wundärzte einen französischen Krieger von der alten Garde, der vor Schmerz und Wuth nicht mehr schreien konnte, weil ihm beide Beine abgeschossen waren, als unrettbar verlassen. Er hatte sie vergebens um den Tod gefleht und es war ihm nur der Wahnsinn zu Theil geworden. Er konnte sich nicht von der Stelle rühren und da es seiner Ohnmacht nichts half, sich mit eignen Händen zu verletzen, raffte er zwecklos nach einer Waffe umher, die ihn tödte.

Die beiden Preußen verstanden sich mit Einem Blicke und Sturm erhob die Hand zu einer ausdrucksvollen Bewegung. Sie wollten ihren Pferden zu gleicher Zeit die Sporen einsetzen, um dem erschütternden Bilde zu entfliehen. In dem Augenblicke erhob sich der Unglückliche auf die Stummel seiner Beine und stellte sich aufrecht vor sie.

Sein Gesicht war bleich wie Blei, seine Augen blicklos in die Höhlen gesunken und er streckte die Arme nach den Fremden aus, die Finger vorgespreizt, als ob die Hände sie mit dem Verlangen des Körpers ausstoßen wollten, nur weniger Gefühlsorgane zu besitzen. Er bat in Ton und Geberde flehentlichst um den Tod, wiederholte die Bitte tonlos, drohend noch einmal und stieß sie, als es fruchtlos blieb, zum drittenmale, mit überschlagender, heiserer Stimme, in ungezügelter Erbitterung zwischen den Zähnen hervor. Die Rosse waren auf den ersten Schrei zurückgewichen und hatten sich kaum noch bändigen lassen. Sturm fühlte sich auch nicht sobald einigermaßen Herr der thierischen Kraft, als er dem seinigen nachgab und es mit dem Rufe: Hinweg! im donnernden Laufe von dannen sprengen ließ. Bruchsal wollte ein Gleiches thun. Da versah sich der Grenadier dessen was vorging und fluchte dem Jünglinge, der nächtlichen Gewalt anheimfallend, in so unmenschlichen Tönen, daß ihm beinahe das Bewußtseyn verging. Sein Pferd that einen Seitensprung, bäumte sich und stürmte mit dem bügelfesten Reiter auf und davon. Der von den Fittigen des Windes getragene Fluch gellte hohl und geisterhaft hinterdrein, gleich als ob alles von dem Tage erzeugte moralische Gift sich darin angesammelt und nur diesen Abzug erwartet hätte, um sich gegen ein Leben tödtlich auszusprützen.

Als Baron Sturm sein ermattetes Roß wieder

anzuhalten vermochte, erkannte er, daß sein jüngerer Freund ihm nicht gefolgt war und mußte mit dem anbrechenden Tage lange vergebens nachforschen, ehe er ihn auf dem freien Felde wiederfand.

Bruchsals Pferd war mit ihm zusammengestürzt und er lag, mit einer Wunde am Kopfe, bewußtlos am Boden.

Baron Sturm bot die schleunigste Hülfe auf und veranstaltete, daß Bruchsal in ein Lazareth geschafft ward. Mehr ließ ihm seine Dienstpflicht nicht zu, für ihn zu thun, und er erhielt nicht früher als bis er schon mehrere Wochen in Paris anwesend war, einen Brief mit weiteren Nachrichten von Bruchsal, worin dieser ihm den düsteren Eindruck schilderte, den der Vorfall seinem Gemüthe hinterlassen habe; zu seines Freundes Beruhigung jedoch hinzufügte, daß er körperlich fast wieder hergestellt sey. Der Leichtsinnigere vergaß über den Zerstreuungen und Siegesfesten in dem gallischen Sodom des gespenstischen Erlebnisses ganz und gar.

Der Frieden war abermals von Paris aus in die Welt zurückgekehrt und man hatte den Eroberer für immer unschädlich gemacht, um das europäische Gleichgewicht auf die bekannte Weise wieder herzustellen. Die neu ausgesäete Verwirrung ahndeten nur erst Wenige, und wenn auch Manche, wie Graf Bruchsal,

sich darum verstimmt genug fühlten, gedachte doch derselbe, der in dem Wundfieber unablässig von dem verstümmelten Krieger phantasirte, seit seiner Wiederherstellung aber nur mit kältester Ueberlegung auf den sonderbaren Moment in sich zurückgekommen war, der Vereitelung seiner patriotischen Wünsche weniger, als wohl sonst geschehen wäre, weil die bevorstehende Vermählung seiner einzigen Schwester Emilie mit seinem Jugendfreunde, Sturm, ihn von allen Grübeleien abzog. Es hatten zuerst zwar nur Familienrücksichten zwischen dem verstorbenen Vater des Barons und dem alten Grafen diese Verbindung geknüpft; da die jungen Leute sich jedoch gleichfalls mit einer ruhigen Neigung zugethan zu seyn schienen, sollte, im Herbste des Jahres 1815, auf einem Gute der Familie Bruchsal, das sie zu ihrem zeitweiligen Aufenthalte gewählt hatte, die Hochzeit seyn, zu der die Versammlung von benachbarten, befreundeten und verwandten Gästen auf dem alten Schlosse heute nur noch den Bräutigam und den Sohn des Hauses, aus Feindeslanden zurück erwartete.

Der weibliche Theil der Gesellschaft war so eben von der Tafel aufgestanden, wo die vom Wein erregten Männer fortfuhren, über Krieg und Frieden zu verhandeln, und hatte sich in verschiedene kleine Gruppen nach hier und dort verstreut, als die ungewöhnlich ernst gestimmte Emilie den günstigen Augenblick benützte, sich unvermerkt aus dem Speisesaale zu

schleichen und über den Schloßhof, den beiden halbverfallenen Brückenthürmen vorüber, in den alten Lindengang, der den Schloßberg hinunterführte, zu entfliehen.

Hatte sie sich doch schon über Tische in die Einsamkeit der Natur gesehnt, als sie durch die geöffneten Balkonthüren in die Pracht des Herbstnachmittags und auf das Spiel der Sonnenstrahlen gesehen, wie sie an der Wand und auf den Blumen und Gräsern der Tafel wiederschienen und glänzten! Und wollten sie die vollen Astern und Georginen mit den strotzend satten, melancholisch bleichen Farben, die letzte Gabe und Kraft des dahinsterbenden Jahres, an ihr eigenes Schicksal mahnen, das sich vielleicht bald eben so wie die Natur von Grund aus umgestaltete und am Ende wie die Blumen nur in Traum und Täuschung ausging!

Manche, wenn auch die natürlichsten Ereignisse unseres Lebens, werden uns nicht früher glaublich als bis sie eingetreten oder vergangen sind; und Emilien geschah dies mit der Vorstellung ihrer nahen Vermählung, die sie seither noch immer von sich abzuhalten gewußt hatte.

Unter den hohen Bäumen lagen schon viele gelbe Blätter abgewelkt am Boden, so warm die Sonne auch noch auf die bunte Landschaft schien und die langen weißen Sommerfäden zogen zum erstenmale durch die stille Bläue der Luft und verloren sich in

den violetten Duft der Ferne, aus der sie unsichtbar kamen.

Emilie wandte sich seitwärts ins Gebüsch und der angenehme Modergeruch der auf dem Boden faulenden Blätter, die Essenz aller sommerlichen Ueppigkeit, quoll ihr entgegen. Rothes, gelbes, grünes Laub in allen Schattirungen bekleidete die Waldung.

In der Einsamkeit ihrer Wanderung rief der Gedanke an ihren erwarteten Verlobten abermals die Frage in Emilien wach: wie sich ihre Zukunft an seiner Seite gestalten könne? und sie mußte sich gestehen, daß ihr Wohlwollen für ihn vielleicht noch mehr von Gleichgültigkeit als Liebe an sich habe. Sturms Wesen und Charakter, wenn sie dessen lebhaft gedachte, erschien ihr so fremd, daß sie davor erschrak.

Gehen wir sonst wohl zu leichtsinnig auf die ernstesten Verhältnisse des Lebens ein, so trägt meist unser Herz die Schuld. Hier war es der Verstand, der sich übereilt hatte. Wie viel zärtlicher als das Verhältniß zu ihrem Bräutigam hatte sich das zu ihrem Bruder gestaltet! Das Gefühl für ihn war das heiligste und sie trennte es ein für allemal von dem Leben, zog es gleichsam nur in geweihten Stunden aus ihrem verschlossenen Innersten, um sich daran zu trösten und zu stärken.

Eine frühe Täuschung in der Liebe zu einem Dritten hatte Emilien über die die Jugend so oft verscherzende Empfindsamkeit hinweggehoben und sie

eine unvergängliche Heiterkeit des Sinnes finden lassen. Sie genoß ihr Leben mit Muth und Besonnenheit und wußte den Vorzug ihrer erblühten Schönheit zu ihrer und Andrer schuldlosen Freude gelten zu machen, indem der ihr angeborne vornehme Takt allem, was sie that, den Stempel des Schicklichen aufdrückte.

Sie wußte sich die Störung ihres gewohnten Gleichmuths heute nicht zu erklären. Das Gefühl der Unhaltbarkeit ihres Verhältnisses zu Sturm und der Abstand zwischen ihm und dem zu ihrem Bruder hatten sie wohl überrascht. Sie glaubte sich aber auch zum erstenmale sagen zu müssen, der Kreislauf ihres Lebens habe sie zu dem Punkte geführt, wo die Jugend vorüber sey und fand dies selbst in dem Umstande bewährt, daß sie keine so leidenschaftliche Freude mehr wie früher am Herbste empfand, den die Jugend gegen den Frühling meist zurücksetzt, und sich nach dem Frühlinge außer sich sehnte, an den wir uns erst in der absteigenden Hälfte unseres Lebens festzuhalten pflegen, sobald wir ihn in uns verloren haben.

Der Hufschlag mehrerer Pferde riß sie mit einemmal aus ihren Verstimmungen. Sie eilte ein paar Schritte weiter zu einer Stelle, von wannen sie die Straße übersehen konnte, und war überzeugt, es seyen die Erwarteten. Das Traben ließ sich nahebei vernehmen. Aufwirbelnde Staubwolken wurden sichtbar; der Luftzug zertheilte sie und ein Reiter sprengte daraus hervor.

Es war Bruchsal. Emilie erkannte ihn mit einem Schrei der Freude, der von ihren Lippen sprang. Richard! Richard! jubelte sie ihm entgegen und winkte mit dem Schnupftuche, um sich bemerkbar zu machen.

Die Ankommenden hatten die junge Gräfin auch erkannt und waren eben im Wetteifer begriffen, wer sie zuerst erreiche. Indem nun Emilie ihrem fernen Bruder zurief, bog der durch seine Ungeduld erhitzte Bräutigam schon um die nächste Felsenecke, die ihn seither ihren Blicken entzogen hatte. Sein feuriges Roß dampfte und schäumte, daß der Gischt zu ihr emporspritzte und ließ sich kaum von seinem Reiter zügeln. Es bedurfte also nicht mehr als des lauten Schrei's, der unversehens an sein Ohr schlug, und des weißen Tuches, das ihm dicht vor das Auge kam, um es vollends scheu zu machen.

Es bäumte sich und warf dem Jünglinge den Hut vom Haupte. Er wollte es erbittert durch einen Gewaltstreich bändigen. Das Thier stutzte, besann sich, nach einem Augenblicke der Ueberraschung, wieder auf seine Wuth und benutzte die nachlassende Kraft seines Herrn, der es schon bezwungen zu haben wähnte, um über Stock und Stein mit ihm von dannen zu rasen.

Emilie stand noch vor Schrecken sprachlos, als auch die drei andern Reiter, die Sturms Pferd hatten durchgehen sehen, an ihr vorüber sausten. Es war ihr als näherten sich die wilden Hufschläge dem

Schlosse. Sie flog auf dem kürzesten Fußpfade darauf zu und es scholl ihrer athemlosen Angst und Eile eine unruhige Bewegung daraus entgegen. Der erste Gegenstand, den ihre Blicke auf dem Schloßhofe betrafen, war ihres Bräutigams zu Boden gestrecktes Pferd. In seiner blinden Wuth gegen den steinernen Brunnen treffend, hatte ihm die ungemessene Gewalt dieses Anstoßes ein inneres Gefäß gesprengt und war es also auf der Stelle sterbend zusammengestürzt.

Der Reiter war wie durch ein Wunder unversehrt geblieben und hatte sich, mit Hülfe der herzueilenden Bewohner des Schlosses gleich wieder vom Boden aufgerafft. Auch war, wenige Minuten später, der junge Graf mit den Reitknechten in den Hof gesprengt, um durch seine Gegenwart das Glück der Seinen, die den Schrecken also ohne Folgen vorübergehen sahen, vollkommen zu machen.

Als Emilie dazu kam, gingen die Jünglinge bereits aus einer Umarmung in die andere und gewahrte sie, anstatt der Scenen der Trauer und des Entsetzens nur die der Freude. Die Dankbarkeit ihres Herzens sprach sich in den Armen der Geliebten in lautem Entzücken aus und sie begrüßte ihren Bräutigam in Folge der vorübergegangenen Gefahr liebevoller als es ohnedies geschehen wäre.

Der übrige Theil des Nachmittags verging der Familie in ungewohnter Aufregung und es bedurfte mehrerer Stunden, ehe die Gemüther sich beruhigten.

Der Tumult der Freude des Wiedersehens und der Rettung wollte seine Zeit haben, in Fragen und Glückwünschen auszuklingen, und Emilie war am Ende selbst froh, der Verlegenheit des Empfanges so unwillkürlich überhoben zu seyn, da der Zwiespalt ihres Innern sie ihrem Bräutigam hätte allzu kühl gegenüber stellen müssen.

Sie war sich nun schon des ganzen Eindrucks bewußt, den ihr Sturms erneuter Anblick nach der langen Trennung hinterlassen und hatte eben nicht Ursache, damit zufrieden zu seyn. Er war so ausgelassen lustig, daß es ihm fast selbst so vorkam, als beseele ihn ein fremder Geist, dessen Unliebenswürdigkeit in Emiliens Augen sie still und beobachtend machte. Wie schön und zart kam ihr dagegen die heute sogar ungewöhnlich ernste Ruhe und Haltung ihres Bruders vor, der durch den so eben erlebten Unfall unwillkürlich an jenen des Schlachtfeldes erinnert worden war und zunächst die Vorstellung, daß er seine seither ausschließlichen Ansprüche an die geliebte Schwester fortan einem Andern, wenn auch seinem Freunde, abtreten müsse, zum erstenmale so lästig auf sich zutreten sah, daß er sie fast nicht ertragen konnte und sich seines Neides doch von Herzen schämte.

Man speiste zu Abend in dem sogenannten Gartensaale, einer breiten, uralten Brettergallerie, die einerseits mit dem Schlosse zusammenhing, andrerseits vermittelst einer Rampe und kleiner Freitreppe auf die

Terrasse oder in den Blumengarten führte, an dessen Stelle vor mehreren hundert Jahren die vom Blitz zerstörte Burgkapelle gestanden hatte.

Es sollte, der unaufgeklärten Sage nach, dies Ereigniß mit einem Brudermorde in der Familie der Besitzer in Verbindung gestanden haben, der gerade an der Gottesstätte begangen worden war, und das Schloß selbst in den Verruf gebracht hatte, nicht geheuer zu seyn.

Es wendete sich damals der Zweig des Bruchsalschen Hauses, der es bewohnt hatte, in der That nach einem anderen Lande, wo er gleichfalls angesessen war und schlug seinen Wohnsitz hier niemals wieder für längere Zeit auf. Den Kopf des Mörders bewahrte man noch in dem halbverfallenen Burgverließe und sein unsteter Geist sollte fortwährend, zumal in dem entlegenen Gemache sein Wesen treiben, das der Ermordete bewohnt hatte, dessen lebensgroßes Standbild in der Ritterrüstung an der äußeren Wand des Burgverließes in Stein ausgehauen war.

Die Kapelle hatte von dem Felsen in das Thal hinausgeragt und genoß auf dieser Stelle einer lachenden Aussicht über die Landschaft, am schönsten unter einer alten Linde, die an einem Austritte stand und deren Zweige kunstreich zu einer Laube gezogen waren, in der sich die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft nach der Abendmahlzeit zusammen gefunden hatten.

Die Aelteren waren meist im Saale zurückgeblieben,

dessen erleuchtetes Innere von hier aus zu übersehen war.

Richard und Emilie wanderten einsam, vertraulich, Arm in Arm einen der Gartengänge auf und nieder und genossen der erneuten Zuversicht, sich innerlich trotz aller Wechselfälle des Lebens anzugehören. Der ihre Seele schwer bedrückenden Verbindung Emiliens mit Sturm, die sie sobald äußerlich von einander trennen sollte, hatte keines noch mit einem Worte gedacht.

Ihre Schritte knirschten im Sande, ihre Schatten zitterten ihnen zur Seite nach und nur von den geselligen Gruppen aus dem Saale und der Laube erschollen Stimmen durch die Abendstille.

Die Blumen hatten ihre Kelche geschlossen und die Luft war so regungslos, daß in der Laube nicht einmal die Lichter fackelten, die weithin über den Rasen und die Blumenbeete ihre dünnen Strahlen legten. Die Wipfel der Linde und anderer Bäume glänzten im erhellten grünen Lichte und auch die weißen Gewänder der Frauen lösten sich grell von dem schwarzgrünen Hintergrunde ab.

Die Geschwister vernahmen in der Nähe der Laube, daß so eben von Richard die Rede war, dessen Unfall auf dem Schlachtfelde Baron Sturm den Fremden vortrug.

Richard nahm an dem Gespräche unbefangen Theil und sagte, daß die Erscheinung und der Blick des

Sterbenden ihn unwillkürlich an die fabelhaften Wirkungen gemahnt habe, die man dem sogenannten üblen Auge zuschreibe.

Ein Herr von Jarthausen, der an allem Gespenstischen und Uebernatürlichen besonderes Interesse trug, stimmte ihm bei und meinte, daß ein so böser Blick oder geistiger Sonnenstich sich hier zumal als die Essenz des Wehs und der Gräuel des Schlachtfeldes rechtfertige.

Warum sollte auch, sagte er, eine Verdichtung dieser Art in das Gebiet des Unmöglichen zu verweisen seyn? Warum sollte ein moralisches Uebel oder eine Krankheit wie das Daseyn des Gespenstischen nicht ebensowohl, an einem gewissen Ort oder Raume haftend, Luft und Boden anstecken können, als etwa eine böse körperliche Seuche sich durch leblose und lebendige Dinge überträgt?

Er fand mit dieser Behauptung so bestimmten Widerspruch, daß er sich genöthigt sah sie mit allerlei Geschichten zu belegen und das Gespräch sich zu dem Gespensterwesen im Allgemeinen wendete. Manche glaubten an überirdische Wahrnehmungen, manche nicht, und die Erfahreneren vermittelten hier wie allenthalben die Aeußersten. Insbesondere erinnerte der alte Pfarrer des Dorfes, wie leicht ein ausschließlicher Umgang mit dergleichen zum Wahnsinn, dem zum Wahne gewordenen Sinn oder zum Sinne gewordenem Wahn führe, ohne doch wieder in Abrede

zu stellen, daß wir die Art unserer Wahrnehmungen nicht so genau bestimmen, oder ein Organ von dem andern scheiden können und eben aus dem tausendfachen Uebergreifen der übersinnlichen Welt in die sinnliche ein Leben bestehe.

Wahnsinn und Aberglauben, und diese ganze Krankheitsfamilie, warf Graf Richard ein, ist meist nur bloße Schwäche, die sich zu Zeiten auch mit einem sogenannten Willen einigt. Die Kraft des Menschen ist in vielen Fällen nichts als das Geschick, seine Schwäche zu verhehlen, und wie würde er z. B.: wenn er nicht so gar schwach wäre, alles was mit Grab und Tod zusammenhängt, düster, schwer und trostlos ansehen? Der Tod will nur ernst und würdig betrachtet seyn. Er ist nichts als ein Lebensabschnitt, das Umwenden eines Blattes in dem Roman der Seele; unser Leben nach dem Tode muß mit dem irdischen im innigsten Zuhammenhange stehen. Die Seele hört hier auf und fängt dort wieder an, indem sie den Ort ihres Aufenthalts wechselt. Warum sollte der kleine Uebergang, der am Ende gleichgültige Umzug ein so Verzweifeltes seyn. Wozu des Aufhebens davon, der Anstalten dabei? Der Tod an sich hat nichts Erschreckendes, und ich weiß nicht wie wir ihn so hassen. Oder hat uns diese leibliche Kleidung mit ihrem unbequemen Zuschnitte, ihren Löchern und Flecken, im Leben nicht genug geärgert, und ist es also nicht blos eine Sache der Gewohnheit, daß wir

sie, als unbrauchbar, von uns werfen? Ja, fänden wir uns erst darein, dem Tode unbefangen, besonnener, psychischer entgegen zu treten, von dem Körper, den die Vernichtung seiner Materie nothwendig verdrießen muß, ganz abzusehen, so dürfte wohl auch aller böse Aberglauben mit seinen Schrecken, den Folgen von Unwissenheit, Verblendung oder Blödsinn in seiner Einwirkung auf uns beiläufig gehemmt werden. Wie unbegreiflich wird uns diese cisterrestrische Barbarei, diese Abhängigkeit von der Scholle nicht jenseit dünken, insoweit alle Seelengröße nur gesteigerte Erkenntniß unseres Selbst seyn kann? Wer da will, daß ihm der Tod schön erscheine, braucht nur viel in der Welt erlebt zu haben.

Da nach diesen unerwartet ernsten Worten des jungen Grafen alle betroffen still schwiegen, trat eine Pause in der Unterhaltung ein, die den Frauen erst bemerklich machte, daß es unterdessen kalt geworden war. Sie hüllten sich fester in ihre Shawls und warfen sich, in dem Sinne bald aufzubrechen, bedeutende Blicke zu. Einige kleine Kinder, die sich vorher im Garten herumgejagt hatten, ruhten müde, mit zugefallenen Augen, im Schooße ihrer Mütter in der Laube aus, wo die Schatten und Streiflichter des Mondes über ihren Köpfchen gaukelten.

Indem brachte ein Bedienter die längst erwartete Bowle Punsch, die schon durch ihre Ankunft die sinkenden Lebensgeister der Anwesenden wieder erhöhte,

und schenkte Baron Sturm die Gläser voll. Die erneute Munterkeit veranlaßte mit einer zufälligen Erwähnung des Ortes, wo man sich befand, auch eine Rückkehr zu der Sage, die daran geknüpft war, und es äußerten mehrere damit noch unbekannte Gäste das Verlangen, sie zu dem Beschlusse dieses Tages zu erfahren.

Die Furchtsamen machten vergebliche Einwendungen; die Neugierigen drangen durch, und Baron Sturm stellte vor, wie Zeit und Ort zu Anhörung der schaurigsten Geschichten nicht leicht gelegener als in diesem Falle seyn könne, um die Spannung und den Eindruck auf das äußerste zu erhöhen; ja, wie die bleichen Geister der feindlichen Brüder vielleicht schon selbst als Zeugen an dieser Stätte weilten.

Er lachte dabei einige Damen aus, die sich schüchtern umsahen, und ein anderer Schadenfroher behauptete, daß das Burgverließ gerade unter der Laube sey und er noch vor kurzem unten bei den alten Rüstern den vom Mond beschienenen Schädel des Mörders durch das Fensterloch des Verließes erblickt habe.

Die Erzählung der Sage übernahmen mehrere, indem dieselbe wie so viele ihres Gleichen Widersprüche in sich enthielt die der Einbildungskraft die buntesten Auslegungen gestatteten. Der Anlaß des Mordes sollte die Braut des Mörders gewesen seyn, die er in dem falschen Verdacht eines strafbaren Verhältnisses zu dem Gemordeten gehabt hatte und die darauf wahnsinnig gestorben war. Sie war in diesem

Zustande Jahre lang, weiß gekleidet und verschleiert, in dem Buchenwald hinter dem Schlosse umhergeirrt, und hatte entweder in einem großen Buche gelesen oder mit den Händen in dem dürren Laube am Boden gewühlt, als ob sie etwas eifrig suche. Alte Hirten und Landleute wollten sie noch in dem Dickicht umgehen gesehen haben, und von ihres Gleichen rührte wohl der alberne Zusatz her, daß die unstäten Geister nicht eher Ruhe fänden, bis sie ein zweiter Mord in dem Bruchsal'schen Hause sühne.

Seit jenem tragischen Ereignisse war der Familie mancherlei Unglück auf diesem Stammsitze zugestoßen, und zwar, wie die Sage ging, stets mittel- oder unmittelbarer Weise von dem umgehenden Geiste, der sich bei seinen verschiedenen Erscheinungen stets nach dem Charakter und der Sinnesweise dessen dem er erschien, gestaltete.

Es hörte damit auch nicht eher auf, als bis die Familie ihren alten Wohnort verließ und den mit der Zeit vielleicht selbst aufgeklärter gewordenen Spuk in Unthätigkeit versetzte. Nur noch selten besuchte fortan der eine oder andere Besitzer die verrufene Burg, und das Volk unterließ nicht jeden Unfall, der ihn hinterdrein betraf, dem Wagniß zuzuschreiben. Die Sage hatte es nun einmal so haben wollen, und wer weiß ob sie ihren Ursprung nicht am Ende einem ungetreuen Verwalter dankte, der den ihm unbequemen Besuchen seines Gebieters ein Ende setzen wollen!

Es ist seltsam, meinte Baron Sturm, als er den Bericht vernommen hatte, daß man also selbst meinen heutigen Sturz mit dem Pferde in Verbindung mit Euren alten Familienangelegenheiten bringen kann. Das arme Thier ist dabei am schlimmsten weggekommen und gibt sich kein zweitesmal zu einem Ahndungsmittel her.

Einem Ihrer Großonkel, lieber Graf, nahm der ältliche Herr von Jarthausen das Wort, ist es unter den Wagehälsen, die noch dann und wann hier jagten, einmal gleichfalls schlimm ergangen.

Sie haben ihn nicht mehr gekannt, denn er starb im besten Mannesalter. Er war noch in den Dreißiger Jahren als ich mit ihm umging und hatte schon schlorweißes Haar auf dem Kopfe. Ich hatte mich darüber im Stillen oft gewundert, da der kräftige Mann nicht aussah, als hätte er zu viel gelebt und konnte es eines Tages nicht lassen, ihn geradezu zu fragen, wie das so geworden sey? Er sah mich eine Weile nachdenkend an und gab mir dann die Auskunft über das Ungewöhnliche, die ich Ihnen mit seinen eignen Worten wiederhole.

Ich denke, ich kann es wagen, sagte er, Ihnen das Geheimniß der Sache anzuvertrauen, auf welche Weise meine Haare in einer einzigen Nacht grau geworden sind. Die Mehrzahl derer, die es wissen, fand es nur lächerlich und ich hatte mir deßhalb vorgenommen, mit Niemand mehr davon zu sprechen.

Indessen bin ich schon auf die verschiedensten Urtheile darüber gefaßt. Ich sage Ihnen also, fuhr er fort, daß ich vor Jahren einmal auf ein altes verlassenes Stammschloß unseres Hauses -- und er nannte dieses hier — zu jagen kam, das in dem Rufe stand nicht geheuer zu seyn. Ich bekümmerte mich keineswegs um den vermeinten Spuk und begab mich am Abend, matt und müde, in einem großen Schlafzimmer zur Ruhe. Das Innere des Schloßflügels, in dem er lag, bestand aus einem Labyrinthe langer, breiter, öder Corridore und Gallerien und die saalartigen Gemächer waren alle mit altem Stuck verziert und standen voll morschen Geräthes und riesiger Schränke. Ich hatte mit meinen Jagdgenossen den Tag lustig zugebracht und eben der Warnung des Schloßvogtes zum Trotz allein schlafen wollen. Ich fühlte mich aber, nachdem mich mein Diener ausgekleidet und allein gelassen hatte, höchst unbehaglich gestimmt.

Ich legte mich in das knarrende Bett, das für zwei Personen breit genug gewesen wäre, löschte das Licht aus und versuchte einzuschlafen. Der Duft und die Berührung der Wäsche, die der zu dem geöffneten Fenster eingedrungene dicke Herbstnebel durchfeuchtet hatte, machte mich fast krank und gab mir anfangs das Gefühl, als reiche eine ganze Nacht nicht hin, die Wäsche zu erwärmen. Am Ende schlief ich nichts desto weniger ein.

Tief in der Nacht erwache ich mit einemmale

und ist es mir, als reiße mir jemand die Augenlieder gewaltsam auf. Ich starre erschreckt umher, besinne mich: es ist nichts zu hören und zu sehen.

Die bleiche Mondsichel scheint zum Fenster herein. Ich halte die Augen unwillkürlich auf die Thür gerichtet und bin nicht im Stande, sie wieder zuzumachen. Ein von dem feuchten Dunstkreise erkalteter Schweiß bedeckt mir die Stirn. Indem höre ich ferne Thüren auf und zu machen.

Das eintönige Geräusch nähert sich und spannt meine Aufmerksamkeit. Ich horche scharf hin und sehe, daß meine Stubenthür leise aufgeht, oder gleichsam verschwindet und aus der Leere dahinter eine lange graue Gestalt tritt. Tritt? Ja, ohne eigentlich zu schreiten: auftaucht. Sie ist in einen weiten Mantel gehüllt, der von ihrer Bildung so viel wie nichts erblicken läßt.

Ich entsetze mich als das Gespenst auf mich zukommt, und will rufen oder schreien. Ich würge umsonst an den Worten. Ich will aus dem Bette springen, ich vermag es nicht, die Beine sind mir gelähmt. Ich kann den schweren Stuhl mit der überhohen Lehne vor dem untern Bettende so wenig wie oben den eichenen Tisch, um mich herauszuschwingen, wegrücken. Auch verstreicht die kurze Frist, ehe mir das Unwesen auf den Leib rückt.

Ich bleibe also nothgedrungen wie ich bin, richte mich zum Sitzen in die Höhe, erfasse eine meiner

Reisepistolen, die neben mir liegen, und stoße mit Anstrengung ein lautes: Wer da! aus der Kehle.

Es erfolgt keine Antwort. Es kommt mir durch den düstern Hintergrund näher. Ich rufe: Zurück! oder ich schieße. Wieder keine Antwort. Ich ziele in Wuth, drücke ab; es blitzt, knallt: die Kugel mußte grade durch das Schemen gegangen seyn. Es verfolgt unbehindert seinen Weg. Ich greife krampfig nach dem andern Pistol und spanne den Hahn. Ich erkenne durch den Pulverdampf, daß es schon am Fußende des Bettes steht. Alles was ich vom Kopfe oder Antlitz sehe, ist grau. Das Haar sträubt sich mir, ich ziele bebend. Es beugt sich nach mir vor. Um sicher zu gehen, fasse ich die Waffe in beide Hände und halte sie ihm gerade auf die Brust. Der zweite Schuß geht dem Gespenst in einer lichten Straße durch und durch. Da hebt es sich, ich denke um zu fallen, und — die Waffe entgleitet meiner Hand, ich sinke in die Kissen zurück, — steigt zu mir in das Bett. Es legt sich eisig an meiner Seite nieder, die grauen Arme umfangen mich, die Sinne . . . .

Nicht weiter als bis hieher kam der Erzähler im Namen des Großoheims, da es die Anwesenden nicht länger aushielten und die Damen, aufschreiend, von dannen liefen. Sturm wünschte unter wildem Gelächter allen eine gute Nacht und obwohl Einer beruhigend ausrief: Es war ja nur der Alp, der

Alp! hörte es Niemand in der allgemeinen Aufregung und fand der betretene Jarthausen die Wirkung seiner Geschichte selbst etwas zu stark.

Die flüchtigen Damen ließen durch einen Bedienten sagen: Sie wünschten keine gute Nacht und wären sehr böse, daß man sie so schonungslos behandelt habe, und da man zugleich den Nachtwächter unten im Dorfe rufen hörte, schickten sich auch die Männer, um der Verlegenheit ein Ende zu machen, zum Aufbruche an.

Nun wohlan, ihr Herren, zu Bette! sagte der zu der letzten Gruppe tretende alte Graf: und laßt Euch nichts von Gespenstern träumen. Gute Nacht! lieber Sturm, du siehst so bleich nach dem fatalen Sturze aus, der, wie ich hoffe, keine weiteren Folgen hat. Schlaft alle wohl, entschuldigt mich, daß ich so eile, ich habe noch manche häusliche Einrichtungen zu treffen.

Er wünschte mit einer Umarmung auch Richard gute Nacht und schritt, von den Dienern mit Windlichtern begleitet, vor Allen die Stiegen empor.

Ja, bei Gelegenheit, Väterchen! rief ihm Richard nach: wo schlafen wir? Ich bin noch nicht einmal dazu gekommen, meinem und Sturms Zimmer nachzufragen.

Ihr wohnt für die nächsten Tage bei einander, versetzte der Alte, ohne sich umzusehen: Ihr habt das letzte Zimmer bekommen, das noch leer und

bewohnbar ist, das abgelegenste im alten Flügel drüben, nach dem Walde zu. Eure Sachen sind schon dort und ihr werdet alles bestens eingerichtet finden. Ei, seht einmal, fuhr er fort, indem er stehen blieb und sich nach ihnen zurückwendete: was mir da einfällt! Es ist ja das in unserem alten Hausspuke verrufene Gemach. Der Held oder die Heldin der Geschichte haben es bewohnt und sollen noch drin hausen. Ihr mögt den Zufall als eine gerechte Strafe dafür ansehen, daß Ihr als Kinder vom Hause mit beigetragen habt, die armen Frauen zu fürchten zu machen. Nach der Hochzeit wird Sturm für alles erlittene Ungemach entschädigt und erhält Richard das Zimmer der Großtante, die sogleich wieder abreisen will.

Nach diesen, unter den lustigen Randglossen der Nachfolgenden gesprochenen Worten schritt der Alte seines Weges weiter und versicherten ihn Richard und Sturm, sie wollten schon mit der weißen Dame fertig werden. Oben auf der Flur des zweiten Gestockes trennten sie sich von den Uebrigen und folgten ihren Reitknechten in den abgelegenen Saal.

Die Nachricht, wo er ruhen sollte, hatte Bruchsal, ohne daß er es sich merken ließ, verstimmt; Sturm hingegen erfreute sich der Aussicht, vielleicht heute noch so oder so ein nächtliches Abenteuer zu bestehen.

Die sporenklirrenden Tritte der vier Männer

schallten durch die öden Räume und scheuchten manche vorüberschwirrende Fledermaus aus ihrem Schlupfwinkel auf. Sie nahmen von dem alterthümlichen Saale Besitz, worin die Diener bereits ihre Sachen ordentlich ausgepackt hatten. Die Betten standen hintereinander, einer Wand entlang. An der andern Wand befand sich zwischen zwei Schränken eine hohe Flügelthüre, die nach einer nicht mehr bewohnbaren Reihe von Zimmern ausging. Die Hauptthüre, durch die man vom neuen Schlosse hereinkam, war den Fenstern gegenüber und zwischen diesen die Glasthüre zum Altane.

Die Freunde schickten, ausgekleidet, ihre Diener fort und Bruchsal trat noch auf den Altan, wo er seine Seele der wohlthätigen unmittelbaren Einwirkung der Nacht überließ. Ueber die breite steinerne Brüstung in den Wald hinaus gelehnt, vergaß er sich völlig und dachte nicht daran, wieder in das Zimmer zu gehen.

Da rief es drinnen seinen Namen: Bruchsal! Er hörte es nicht. Erst ein nahes Geräusch an der Glasthüre ward ihm vernehmlich. Er drehte sich um und stutzte. Eine lange weiße Gestalt, einen blutigen Fleck auf der Brust, mit kreideweißem Gesicht und verbundenem Haupte, stand vor ihm und winkte. Es trat eine kleine Pause ein.

Wie albern! sagte Bruchsal: was soll die Mummerei?

Das Gespenst erschrecken, wenn es käme, erwiederte Sturm lachend, der seinen langen Reitermantel umgethan, sich das Gesicht gefärbt und ein rothes Papier auf der Brust befestigt hatte. Bin ich nicht vorbereitet, es würdig zu empfangen?

Wie du dich zugerichtet hast! sagte Bruchsal kopfschüttelnd: Wirst du denn niemals ernsthaft werden?

Ernsthaft? erwiederte Sturm: das Ernsthafte ist in der Welt immer nur beziehungsweise da und es fragt sich bei allen Dingen, aus welchem Gesichtspunkte man sie auffaßt. Ich könnte, zum Beispiel, wenn ich wollte, heute recht ernsthaft bei dem Gedanken seyn, wie seltsam sich mein Verhältniß zu Emilien zu gestalten scheint und spiele meine wilde Laune vielleicht nur statt des Ernstes aus. Sage du mir im vollen Ernste selbst, Bruchsal, wie dir unser Brautstand vorkommt und deine Schwester von mir denken mag?

Ich muß allerdings bekennen, sagte Bruchsal, daß, nach meiner Einsicht, ein so zu nennendes zärtliches Verhältniß zwischen euch nicht besteht. Es entfernt wohl deine wilde Laune Emilien von dir, und, wenn ich es dir offen sagen darf, warst du davon heute ganz besonders aufgeregt.

Hätte ein Fremder, sagte Sturm, an diesem Tage Emiliens Bräutigam errathen sollen, er würde weit eher auf dich als auf mich verfallen seyn.

Ich will nicht glauben, daß du auf mich eifersüchtig bist, mein Freund? —

Du verstehst einen Scherz zu nehmen, wie er gegeben wird. Ich wüßte aber nicht zu sagen, daß mich heute etwas besonders aufgeregt habe. Ich mußte von jeher so seyn, wenn ich heiter und vergnügt war, und Emilie erinnert sich des noch aus unserer ersten Jugend, wo wir Ein Herz und Eine Seele waren.

Eurer Kindheit müßt ihr auch gedenken, wenn ihr Euch als Liebesleute wieder erkennen wollt. Wie zärtliche und getreue Spielgenossen wart ihr damals auf dem Lande! Das Gegenstück zu Goethe's wunderlichen Nachbarskindern. Wenn ich mir die Zeit zurückrufe, zweifle ich nicht, daß ihr dereinst mit einander glücklich werdet.

Man muß das wenigstens beständig hoffen! Du wirst mir aber auch nicht läugnen, daß Emilie ein ganz anderes Wesen geworden ist als sie war. Ich erkenne, nach der Veränderung, die mit ihr vorgegangen, das harmlos heitere Mädchen von ehedem nicht wieder.

Ich verstehe deine Meinung nicht und finde sie im Grunde unverändert. Du nimmst es ihr blos übel, daß sie erwachsen und kein Kind geblieben ist. Vertraue ihr nur wieder und suche ihr Vertrauen zu gewinnen. Hätte sie wohl aus freien Stücken Ja! gesagt, wenn sie dich nicht liebte?

Das ist ja alles auch nicht so ernst gemeint, wie du es nimmst, beschloß Sturm das Gespräch, und ich gebe mich gern zufrieden. Du weißt schon von Alters her, daß ich nichts von Allem was ich thue schwerfällig nehme und ich habe mich dabei immer wohl befunden. Ich denke lachend: Zeit bricht Rosen; und was unsere Gegenwart anlangt: die Ehen werden im Himmel geschlossen.

Das werden sie! sagte Bruchsal ernst, und damit ist es gut. Ich wünsche dir eine gute Nacht, mein Freund, denn ich denke, daß du das Bedürfniß der Ruhe haben mußt. Ich kann noch nicht schlafen und schreibe ein paar Seiten an meinem Tagebuche.

Aber was ist denn das wieder? fuhr er fort, als er sich auf das Sofa setzen wollte: was sollen die Pistolen auf dem Tische? Thue sie hinweg, du Abenteurer, Comödiant! Ich glaube, du nimmst die Spukgeschichte in dem alten Gemäuer für baaren Ernst. Pistolen werden uns wohl diese Nacht nicht nöthig seyn. Ich bitte dich nochmals: Thu sie weg! Sie stören mich, ich mag sie nicht leiden. Richard würde die Pistolen selbst mit leidenschaftlicher Heftigkeit entfernt haben, wenn nicht Sturm die Hand darauf gelegt und betheuert hätte, er lasse es nicht zu. Sie stritten noch ein paar Minuten hin und her, bis Bruchsal fühlte, er fange an empfindlich zu werden und sich stillschweigend in den Eigensinn seines Freundes fügte.

Derselbe erklärte, daß er ebenfalls noch nicht schlafen, sondern in Erwartung des Gespenstes bis zu der nicht mehr fernen Mitternachtstunde unausgekleidet auf dem Bette liegen und rauchen werde.

Das Sofa stand dem Bette gegenüber an der kurzen Wand und ward nur von dem Tische davor von ihm getrennt. Sturm hatte sich in seinem gespenstischen Kostüm, den durch den Sturz verletzten Kopf mit einem schwarzseidenen Tuche umwunden, auf seinem Lager ausgestreckt und rauchte behaglich seine lange Pfeife, deren Kopf die Dielen berührte. Bruchsal schrieb, den Kopf in die Hand gestützt, auf dem Sofa an seinem Tagebuche.

Es verging eine Weile, in der durch die tiefe nächtliche Stille nur das Gekritzel der Feder Bruchsals und Sturms kurzes Ausstoßen des Tabakrauchs verlautete. Dann fiel die ausgegangene Pfeife zu Boden, weil der Rauchende, des Gespenstes uneingedenk, entschlafen war. Bruchsal war von beschwerlichen Gedanken übermannt und konnte nicht weiter schreiben. Der unheimliche kalte Gast seines Großoheims verstörte ihm den Sinn. Er legte die Feder aus der Hand und lehnte sich in das Sofa zurück.

Auf einmal war es ihm, als vernehme er weit ab, aber deutlich, von der Zimmerreihe her, ein Geräusch, wie wenn Thüren auf und zu gemacht würden und Schritte rauschten. Er lieh das Ohr und konnte nicht zweifeln, daß es näher kam. Er horchte

furchtlos hoch auf und sein auf die Thüre gerichteter Blick behielt die Pistolen mit im Auge. Er war seiner selbst gewiß, wenn es auf ein Erschrecken abgesehen seyn sollte, den Anschlag im Nu zu durchschauen.

Indem ging die vorletzte Thüre auf und ließ sich das ungewisse Rauschen dicht bei vernehmen. Der auf die Dinge, die da kommen sollten, gespannte Jüngling erhob sich in der Richtung halb von seinem Sitze.

Die letzte Thüre drehte sich langsam in der Angel auf und — Bruchsal fuhr, vor Entsetzen außer sich, denn darauf war er nicht gefaßt gewesen — zurück! Der Grenadier von La belle Alliance stand wie damals vor ihm, als er ihm den gräßlichen Fluch zugeschleudert hatte: verstümmelt, blutend, mit klaffenden Wunden, ein schwarzes Tuch um den Kopf gewunden, das Gesicht noch geisterbleicher als ehedem, in einem weißen Grabgewande, und schritt nicht, sondern schwebte auf den Stummeln der Beine gleich wie durch die Luft einher, indem er hohnlächelnd dem Jüngling winkte.

Bruchsal konnte keinen Augenblick zweifeln, in welches Gebiet die Erscheinung gehöre; jedoch bot er derselben in seinem Herzen Trotz, und überzog eine Röthe der höchsten Erbitterung sein Antlitz. Er griff, ohne hin zu sehen, nach dem ihm zunächst liegenden Pistol. Das Gespenst winkte wieder und schien nicht

eher weichen zu wollen, bis er folge. Bruchsal sprang auf, das Abenteuer zu Ende zu führen, spannte die Pistole, die er in die eine Hand nahm und ergriff das Licht mit der anderen, damit ihn der Schatten nicht heimtückisch in einen Abgrund führe.

Die Erscheinung glitt voran, Bruchsal schritt besonnen hinterdrein, eine Reihe von Gemächern durch, deren Fußböden unter seinen Tritten knarrten. Die Zugluft pfiff durch einzelne zerbrochene Scheiben und belebte die todte Luft der weiten Räume. Motten flatterten bei dem Lichtscheine aus den verschossenen Tapeten, staubaufregende Mäuse raschelten über den Weg. Am Ende der Zimmerreihe befand sich eine geheime Treppe. Der Schatten bewegte sich die Stufen hinab und Bruchsal folgte unverdrossen. Das fackelnde Licht drohte auszulöschen. Es ging immer tiefer, durch versteckte, feuchte Kreuzgänge. Sie gelangten zu einer hohen eisernen Pforte, im Hintergrunde einer Wölbung, deren Fußboden mit modergrünen Platten belegt war. Das schwere Gatter drehte sich auf und beide Wanderer gingen ein, der Lebende entschlossen, den Todten hier zum Stehen zu bringen, es koste was es wolle.

Der Schatten stand.

Sie befanden sich in der ehmaligen Familiengruft. Sarkophage standen an den Wänden neben und über einander, dem Schatten zunächst ein mit einem weißen Tuche überdeckter offener Sarg.

Der Schatten zog die Decke weg und Richard sah einen blutenden Leichnam darin liegen. Er trat fest und sicher auf den Wink des Geistes näher, hielt das Licht darüber und erkannte die Leiche seines Freundes Sturm, mit einer offenen Wunde in der Brust, den Kopf verbunden.

Ein dumpfer Schrei entrang sich den Lippen des Jünglings, er knirschte mit den Zähnen und preßte die Hände fester zusammen. Er wendete sich nach seinem Führer, den sein stummer Blick durchbohrte, sein Arm erhob sich langsam, sein Zeigefinger zitterte an dem Drücker der Waffe.

Das Gespenst schlug ein schallendes Gelächter auf, das in unartikulirten Tönen abermals wie Fluch klang. Bruchsal zielte ihm mit krampfhafter Ruhe nach der Brust und drückte ab, sobald er seines Schusses sicher war.

Der laute Knall hallte in dem Gewölbe zehnfach wieder. Eine zweite Stimme schrie auf, es röchelte, die gespenstische Gestalt zerfloß im Pulverdampfe ....

In dem Augenblick' erwachte Bruchsal und kam wieder zu sich selbst. Er sah umher. Er stand aufrecht vor dem Sopha, auf dem er gesessen, hinter dem Tische, an dem er geschrieben hatte und hielt in der einen Hand ein Pistol, in der andern ein Licht. Er sah staunend von sich ab, vor sich aus und sein Blick traf auf das Bett seines Freundes, der, in seinem Blute, sterbend, vor ihm lag.

Es tagte fürchterlich in seiner Seele. Er war im Nachsinnen auf dem Sofa eingeschlafen und hatte die Erscheinung des Geistes, so wie die ganze Wanderung nur erträumt, hatte, anstatt des todten Grenadiers von la belle Alliance, seinen Freund Sturm erschossen. Licht und Waffe entfielen seinen Händen, er schleuderte den schweren Tisch mit Einem Wurfe bis in die Mitte des Zimmers und stürzte mit einem Schrei der Verzweiflung über den Sterbenden.

Die letzten Blätter aus Richards Tagebuche.

Denkende Geister sind im Leben die bei der Erstürmung der Burg des Todes vortretenden Freiwilligen. Der Denker ist der erste Held und Märtyrer. Die Zeit tödtet ihn so lange er lebt, um ihn für die frevelhafte Lüftung des Schleiers zu strafen, der in irdischen Erscheinungen über die eigentliche Wirklichkeit ausgebreitet liegt.

Mit der Nacht der Erde geht dem Geist das Licht seines Tages auf und beleuchtet ihren Schlummer, indem sie die kindlich ruhigen Züge ihres Angesichts dem Forscherblicke darbeut und ihn ihren Ausdruck in der Seele errathen läßt, wo sie wurzeln.

O, hehre Nacht! Ich lausche auf deinen Athem und fühle deine beruhigende Nähe; es ist mir wohl,

wenn ich nur dich und keine Spanne Zeit über dich hinaus denken darf. Ununterbrochen, ewig solltest du seyn. So ist auch der ermüdete Wanderer froh, wenn er auf der zum Ziele noch übrigen Strecke Landes nur kein Dorf mehr zu durchgehen hat, und er denkt sich den Weg, ununterbrochen, desto kürzer.

Ja, diese Angst und dieses Bangen, die mich zu ersticken drohen, müssen wohl Krankheit seyn. Die Schrecken, das Gespenstische, der Fluch des Schlachtfeldes, der einen Andern hätte wahnsinnig machen können, waren nur mein eigenes Innere, in das ich damit einen Blick thun durfte. Und wie, warum, wann ist es so geworden? Es mag vom Körper aus so umgewandelt worden seyn und mußte sich in seine Wohnung fügen. Ich war noch ein Knabe, als ich diese Unruhe zuerst in mir empfand und davon genöthigt ward, mich rastlos in der Außenwelt umzutreiben, die ich doch niemals begriff. So wie dieses Uebel in mir liegt, fühle ich, daß, wenn ich gesunden soll, es wieder herausgeworfen werden muß. Es muß einen Körper annehmen, oder sich zur That gestalten, damit ich es fasse. Es muß aus der Zukunft in die Vergangenheit treten, denn erst, wenn es hinter mir liegt, kann ich, es komme was da wolle, wieder ruhig werden. Ich muß mich wieder von der Außenwelt abwenden, die mir mein Inneres allein vermittelt.

Wie wir ein Unglück ertragen, zeigt uns immer ob es uns eine Strafe oder Lehre hatte seyn sollen. Fluch und Segen sind höhern Gesetzen unterthan und wir irren keineswegs, nennen wir sie Schicksal oder Vorsehung, Charakter oder Geist.

Schicksal ist was wider Vernunft und Willen geschieht. Der Mensch muß, dem Leben und Schicksale zum Trotze, den Tod selbst überwinden.

Wenn man in dicker Finsterniß recht ruhig vor sich aussieht, fühlt man gleichsam die Umrisse des Gesichtes und mag sich so auch vorstellen, wie der Gefühlssinn bei Blinden sich entwickelt. Je weniger der Mensch Sinne hat, desto schärfer sind sie, ein Sinn beeinträchtigt den andern und also ist es auch mit der geistigen Ausbildung im Allgemeinen. Je einseitiger der Verstand, desto größer kann er werden ....

Es war seit der verhängnißvollen Nacht beinahe ein Jahr verflossen und hatte der unglückliche Graf zwei Dritttheile dieses Zeitraumes in stillem Wahnsinn zugebracht. Er war bereits in diesen Zustand verfallen, als ihn die Seinigen am Morgen nach der That wieder sahen, die ihm das Schicksal aufgebürdet hatte, und ließ den Hergang des Geschehenen nur aus abgerissenen Worten errathen, die man ihm abgewann.

Seine Eltern überstanden zwar die ersten Augenblicke, Stunden und Tage, bis sie das ganze Uebermaß des Unwiderruflichen in ihr Bewußtseyn aufgenommen hatten; allein um wie viele Jahre waren sie danach gealtert! Das Glück, die Ruhe, Zufriedenheit und Hoffnungen ihres Lebens waren zerstört, da sie den letzten Erben ihres Namens verloren sahen und, von Verwandten und Freunden in jener Katastrophe bald verlassen, blieb nur Emilie ihre Stütze und ihr Trost.

Das schöne Mädchen entwickelte in dieser Drangsal eine Gesundheit und Kraft der Seele, die ihr in so seltenem Grade Niemand zugetraut hätte und pflegte ihren kranken Bruder auf das unermüdlichste. Die Familie verließ mit ihm, sobald es thunlich war, das Schloß und nahm ihren Aufenthalt wieder auf dem Gute, wo sie für gewöhnlich wohnte. Hier hatte Emilie bald den Schmerz, den alten Grafen das Zeitliche segnen zu sehen, wiewohl auch vor Verlauf eines Jahres die Freude, zu erleben, daß der unglückliche junge Mann die Herrschaft über seine Vernunft wieder gewann.

Nur daß leider! in demselben Maße als Richards geistige Gesundheit zu neuen Kräften kam, sein körperliches Daseyn sich dem Grabe zuneigte. Er verkannte selbst die Natur des abzehrenden Fiebers nicht, dem er erlag und war in diesem Bewußtseyn eben so heiter, als nur die äußerste Anstrengung ihrer Kräfte Emilien scheinen ließ.

Die liebenswürdige alte Gräfin litt still ergeben, wenn sie auch seit einiger Zeit zuweilen nachdenkend, oder wie im Kampfe mit sich selbst begriffen war. Sie schien gegen ihre Kinder etwas auf dem Herzen zu haben, von dem sie nicht wußte, ob sie es zur Sprache bringen sollte.

Um diese Zeit hatte Richard Emilien die oben eingefügten Gedanken mitgetheilt, die er in der unheilvollen Nacht in sein Tagebuch geschrieben, und fand in Folge dessen die nachstehende Unterredung zwischen den Geschwistern statt.

Es war wohl in der That seltsam, meinte Richard, wie ich nach und nach zu dem entsetzlichen Traume vorbereitet oder gestimmt wurde. Es geschah, was hatte geschehen sollen, und als ich nach der langen Geistesnacht mein Bewußtseyn wieder fand, ging ich in einen Zustand über, dessen Gleichen uns dereinst vielleicht zum Eingang in ein anderes Leben vorbereitet. Es hatte etwas Fegefeuerhaftes und ich vermochte mich, wie lange! nicht von dem vernichtenden Gedanken der That loszureißen, der mich die nun überschrittenen Grenzen des Schattenreichs nochmals überblicken ließ. Die Zunge der Wage stand so lange innen, als ich mir die entsetzliche Frage: warum? stellen mußte und ich glaubte immer wieder, ich würde die Schaale meines Lebens auf ewig sinken sehen, indem ich schon auf allen Widerstand verzichtete. Siehe! da erklang eines Tages, wie eine sanfte Musik, die

Antwort in meiner Seele: Warum? sollen wir das Leben niemals fragen und meine Schale stieg. Das centnerschwere Gewicht, das nur erst meinen Geist zu Boden gezogen hatte, ward in die andere Schale geworfen und sank mit dem Körper nieder.

Wie erscheint dir aber, mein Geliebter, fragte Emilie, jetzt deine ganze trübselige Vergangenheit?

Wie mythisch, versetzte Richard; denn auch an dem Entsetzlichen sollte sich mir die schöne Wahrheit offenbaren, daß es sich mit dem Großen und Gewaltigen im Leben des Einzelnen nicht anders als wie mit dem Strome der Zeit verhält, der nach dem Verlaufe von ein paar Jahrhunderten, zuerst für Einzelne und nach und nach für Alle, von dem beruhigenden Mondlicht der Mythe beschienen wird. Meine grauen Haare in der Jugend sind ein Zeugniß dessen was ich vor der Zeit erlebt habe und mein Geist vermählt in sich das Greisenalter mit der Kindheit, deren Erinnerungen mir an ihrer Wiege hier immer lebendiger entgegen treten.

Ich wünschte das wäre lieber nicht der Fall, mein Bruder, sagte Emilie: weil du auf diesem Wege zu deiner alten Abneigung gegen mich zurückkehrst. Es ist dir doch noch im Angedenken, wie wir zu jener Zeit beinahe täglich mit einander grollten und von der geschwisterlichen Eintracht, die mich schon so lange glücklich macht, in unserem damaligen Leben keine Spur zu sehen war?

Es ist aber auch nachdenklich genug, entgegnete Richard, daß trotz unserer kindischen Entzweiungen Keines je das Andere entbehren mochte. Wir waren, um es mit einem Worte auszusprechen, vom Anfang an nicht wie Geschwister mit einander und in unserem gegenseitigen Verhältnisse ein wunderbares Gemisch von angeborner Zuneigung und einem Widerwillen, den man fast hätte willkürlich nennen mögen. Es ging mir erst später darüber, was du mir hättest seyn können, ein Licht in der Seele auf, als deine Verlobung mit unserem armen Freunde und Spielgenossen ausgesprochen war, und ich ließ es mir von der Zeit an so angelegen seyn, dein theures Herz zu erobern, daß es mir damit nach jedem Wunsche ging. Mit Sturm hatte dich eine gewisse Uebereinstimmung in Eurem Wesen zusammengeführt, die mich von dir entfernte und von den Eltern für so viel ernster als sie war, gehalten ward, um darauf die Idee Eurer Verbindung zu gründen, der Ihr Euch beide nicht widersetztet.

Ich bin mir selbst recht wohl bewußt, sprach Emilie, daß die Schuld unseres geschwisterlichen Unfriedens meist an mir gelegen hat, die ich als kleines Mädchen von der Natur verwahrlost und in meiner körperlichen und geistigen Entwickelung hinter meinem Alter zurückgeblieben war. Ich blühte darauf zwar, wie man mir sagte, mit einemmale wie ein verspäteter Frühling auf; mußte jedoch die kritischen

Uebergänge zur Gesundheit und Kraft, mit Eigensinn und Launen bestehen; ja mißbrauchte selbst meine natürliche weibliche Ueberlegenheit in der Entwickelung der paar Jahre, die ich älter bin als du. Es liegt über die Zeit des Wechsels in meinem Leben wie ein geheimnißvoller Schleier ausgebreitet und es war mir von jeher sonderbar zu Muthe, wenn ich an die ersten Jahre zurückdachte, in denen ich zur Besinnung kam. Ich hatte das Gefühl, als müsse sich einmal etwas Bedeutendes mit mir ereignet haben und es zerfloß mir wieder wie ein Nebel, wenn ich eine Vorstellung davon zu fassen meinte. Die Mutter läugnete es mir auch immer ab und schob die Ursache einer solchen Einbildung meinen überreizten Nerven zu. — — —

So sagte ich allerdings, daß es gewesen sey, meine Tochter, ließ sich die Stimme der alten Gräfin vernehmen, die den Geschwistern unbemerkt hereingetreten war und einen Theil der Unterredung mit angehört hatte: und ich sage dir noch einmal, daß es uns nicht frommt, zwecklos Vergangenes zu ergrübeln. Der würdige Genuß der Gegenwart bleibt stets die höchste Kunst unseres Lebens, und darum halten wir uns an sie fest, so lange es uns gestattet ist und in ihr das liegt, was uns zu allernächst noth thut.

Die drei starken Menschen waren auch wirklich in der Gegenwart glücklich, die alle ihre Wünsche

befriedigte und doch gefaßt, das Unvermeidliche schon in dem nächsten Augenblick geschehen zu sehen.

Sie waren insbesondere an dem Abend dieses Tages heiter, an dem Richard mit Rührung von dem nahen Weihnachtsfeste sprach und Emilie hinter einem Schirme an einer Arbeit für ihn thätig war. Die Nacht kam und die alte Gräfin verließ ihre Kinder, die, nur durch eine spanische Wand getrennt, in Einem Zimmer schliefen, damit der kranke Richard eine treue Pflegerin in der Nähe habe.

Richard und Emilie erwachten mitten in der Nacht und hörten gegenseitig, daß sie nicht schliefen. Sie sprachen wieder mit einander von ihrer Kindheit, in der sie auch eine so reine Freude an der Weihnachtszeit gehabt und zuletzt sagte Richard zu Emilien: Laß uns versuchen, ob wir noch eine Stunde schlummern können, es ist zu früh, um wach zu bleiben.

Sie schliefen von neuem ein und es war bereits heller Tag, als Emilie sich abermals ermunterte. Es herrschte eine wunderbare Stille in dem Zimmer und Richard regte sich nicht. Emilie wartete lange, ehe sie aufstand, um ihn nicht zu stören und schlich auf den Zehen zu seinem Bette, durch dessen Vorhänge sie erkannte, daß er wirklich schlief. Sie fühlte sich nur von dem Ernste seiner Züge so betroffen, daß sie das Ohr hinlieh. Sie hörte ihn nicht athmen und berührte seine Wange. Sie war eiskalt. Sie rief: Mein Bruder! lieber Bruder! Er gab ihr keine

Antwort. Sie berührte seinen Mund mit dem ihrigen und fühlte keinen Hauch mehr.

Ihre Hände erfaßten krampfig Richards Hände, die sie in Verzweiflung schüttelte. Ihre Gedanken verwirrten sich. Sie versuchte wiederholt das Entsetzliche zu fassen. Ihr Mund öffnete sich endlich, um es auszusprechen und fand keine Worte.

Sie schrie laut auf und stürzte zu Boden.

Richard war in der Nacht am Schlagflusse verschieden.

An dem Weihnachtstag, für den Emilie zuvor das Geschenk genäht hatte, nähte sie Richards Sterbekleid und tröstete sie über ihren unersetzlichen Verlust die freundliche Vorstellung, wie viel schöner als hienieden Richards Erwachen in jener Welt müsse gewesen seyn. Von dem Tage an, da er gestorben war, wachte sie alle noch übrigen Morgen ihres Lebens, wie von einer furchtbaren Stimme gerufen, in der vierten Stunde auf und erlebte ihre ernstesten Augenblicke.

Am zweiten Feiertage ward der Gestorbene, nach seinem Willen, nicht in der Familiengruft beigesetzt, sondern auf dem Kirchhofe begraben, wo sich ein grüner, mit Epheu bewachsener Rasenhügel über seiner Ruhestätte erhebt und ein kleiner angelehnter Denkstein seinen Namen nennt.

Die Glocken läuteten und Emilie empfand zum erstenmale, daß sie uns anders als sonst erklingen,

wenn sie einem gestorbenen Geliebten gelten. Es lag tiefer Schnee auf der Erde, als der einfache Sarg in der ersten Morgenfrühe über den Schloßhof zu Grabe getragen ward. Es war alles still und nicht einmal die Tritte der Träger hallten wieder. Der Himmel duftete und dampfte vor Frost. Es war alles kalt, und warm allein die Thränen, die die Hinterbliebenen weinten, als sie mit den Dorfleuten und Dienern den Geliebten zur Ruhe brachten.

Es war für Emilien ihre ganze Jugend, die sie begrub, und es hatte der Verlust sie der Fessel der Erde entledigt, die sie noch mit ruhiger Freiheit so lange trug, als es Gott gefiel.

Sie hatte in der ersten Zeit an Richards Grabe keine Thränen, da der Schmerz sie abgestumpft; sobald sie aber an seiner kleinen Wohnung stand und die Vorstellung sie überkam: wie nahe er ihr, nur ein paar Ellen unter der Erde, ruhe und das was von ihm übrig, von seiner edlen Seele doch nicht mehr belebt werde, trug sie die Schuld der Erde dennoch ab und kam der ungeheure Schmerz der Verzweiflung über sie, daß er vielleicht auf ewig für sie verloren sey. Ja, wenn sie jetzt dessen wieder gedachte, was sie mit ihrem verstorbenen Freund vordem besprochen hatte, wendete sie sich jedesmal, daß sie dieser lieben Gewohnheit huldigte, mit Abscheu von allen Dingen ab, die sie sonst nur um seinetwillen erfreut und fortan keinen Reiz mehr für sie hatten.

Sie sollte nach dem Tode der alten Gräfin noch die Erschütterung erleben, daß sie einen in deren letzten Tage an sie geschriebenen Brief mit der Nachricht vorfand: sie sey nicht ihr und ihres Mannes, sondern ihrer Schwester Kind, das sie, zufolge eines derselben auf dem Todbette gegebenen Versprechens als ihr eigenes erzogen und zu dem ihr ein wunderbarer Vorfall die heiligste Liebe eingeflößt habe, dem zufolge der ersichtlich erscheinende Geist ihrer Mutter sie aus einer ihr durch ihre Vernachlässigung bereiteten Lebensgefahr errettet. Sie fügte hinzu, wie sie durch diese Gemeinschaft mit der Geisterwelt, der auch ihre langwierige Kränklichkeit sie genähert, in ihren Augen eine geheimnißvolle Weihe erlangt habe und enthielt ihr nicht die Mittheilung vor, daß ihre und ihres Gatten Wünsche sie anfänglich ihrem Sohne Richard zur Ehe bestimmt. Nur habe sie später die Abneigung anderes Sinnes gemacht, die sie zwischen Richard und Emilien wahrgenommen und um deretwillen sie bei sich beschlossen haben, ihr das Geheimniß ihrer Geburt niemals zu verrathen, sondern sie in dem Wahne zu lassen, Geschwister zu seyn, um sie also auf das Sicherste vor wechselseitiger Entfremdung zu bewahren.

Eine italienische Reise.

I.

Ueber die Alpen.

Unerwartet zusammentreffende Umstände erlaubten mir über die süddeutschen Hauptstädte eine Reise nach Italien zu improvisiren, und ich verließ Dresden an einem der letzten heitern Sonnentage des scheidenden Jahrs.

Rings um mich standen auf der Freiberger Gebirgs-höhe schwarze Halden. An dem Hochwege Birken mit ihren weißblinkenden Stämmen, Ebereschen mit ihren rothen Beeren, alles blätterlos. Es hielten nur noch die Eichensträucher ihr welkes Laub mit beiden Händen fest.

Bei Halsbach fährt man in einen tiefen Grund, zwischen schwarzen, rauhen Felsen durch, über ein wildes Wasser. Hier war schon halber Winter ein-getreten. Reif und Nebel lag allenthalben auf der Landschaft, verwischte, graue Schneewolken zogen vorüber.

Wie geschmacklos ist doch fast in ganz Mittel-deutschland die Bauart der Dorfhäuser! Kein Vorbau

der Dächer, kein Zeichen von Schönheitssinn, wenn es auch noch so wohlfeil zu stehen käme, nichts als die kahle nüchterne Nothdurft!

Von dem alten merkwürdigen Freiberg konnte ich diesmal wegen der Kürze der Zeit nur das in den freundlichen Gartenanlagen der Vorstadt unlängst errichtete kleine gothische Denkmal zum Gedächtniß der tapfern Selbstvertheidigung der Stadt gegen die Schweden im dreißigjährigen Krieg sehen.

Hinter Oederan beginnt das romantische Flöhethal, das man bis Flöhe neben sich behält. Zur Linken erblickt man herrliche Schluchten und über denselben das wolkenhohe Augustusburg. Hier war das Klima wieder milder, die Wiesen frisch, die Wälder mit blendend grünem Moose bedeckt. Vor Zwickau lag um uns tiefe, schwarze Nacht, im Abgrund nebenbei viele einzelne Lichter, am Himmel zahllose Sterne. Die beiden mir unsichtbaren Wagenlaternen warfen auf unsere vier Pferde ein grelles Licht, aller übrige Raum im Umkreise war stockfinster. Nur die feurige Hand und Peitsche des Postillons schwang sich darüber hin.

Wir erklommen das Fichtelgebirge und hatten 2000 Fuß über der Meeresfläche Schneegestöber und vollkommenen Winter.

In Baireuth wollte ich Jean Pauls Wittwe besuchen, traf sie aber nicht zu Hause. Seine Wohnung ist beschränkt, gering, gewöhnlich; der Garten,

worin er viel wandelte, merkwürdig, willkürlich poetisch. Er erinnert mit seinen Terrassen an manche Schilderungen des Dichters. Gegen Jean Pauls Standbild von Schwanthaler hat man allerlei einzuwenden. Ich finde die Statue genial, erhebend, durchaus künstlerisch schön gedacht und ausgeführt. Die Aehnlichkeit ist keineswegs so gering als man behauptet, der Platz neben der Post, vor der Schule, vortrefflich gewählt, so daß selbst der flüchtigste Fremde das Kunstwerk sehen mag und die strebende Jugend der Stadt es immerdar zur Erweckung der Ehrbegierde vor sich hat. Das Standbild ist von allen Seiten schön. Ich habe aber noch an keinem andern wahrgenommen, daß sich so scharf wie hier ein einziger Standpunkt vor ihm als der günstigste bezeichne. Der herabgefallene Mantel des Dichters liegt über einem abgebrochenen, humoristisch mit dem Wurzelwerk verschlungenen Baumstumpfe dahinter und dessen oberer Theil guckt wie ein Gnomengesicht unter dem Mantel hervor. Ich kann nicht glauben, daß diese Aehnlichkeit ein bloßer Zufall sey; halte aber die künstlerische Absicht und Andeutung für vortrefflich und im besten Sinne modern.

Ich ging am Tage meiner Ankunft in Nürnberg mit dem Frühesten auf den Johanniskirchhof. Es war der lieblichste Wintermorgen, die reinste Luft wehte, blauer Himmel sonnte sich über mir, die Ferne duftete so poetisch, Reif lag im Gras. Die Gräber

sahen mit ihren verwitterten uralten Steinplatten heiter-ernst und würdevoll darein, strotzten von Poesie, Kunst, Geschichte und Ruhm, lagen eines friedlich neben dem andern zwischen Trauerweiden und grünem Rasen, der in Millionen Thautropfen erglänzte, auf ihnen viele frische Blumenkränze, zum Zeichen, daß ebenso viele neue Opfer aus der Gegenwart zu der grauen Vergangenheit hinabgesunken waren.

Die erhebendsten Erinnerungen knüpfen sich an die Gräber Dürers, Pirkheimers, Behaims, Hans Sachsens. Auf Dürers Grab ist sein altes Wappen eingehauen. Das neue waren zwei Thürflügel — zur Himmelspforte, wie ich mir sagen ließ — und es mag so gemeint gewesen seyn oder nicht, ist es doch hübsch genug, wenn sich uns durch Kunst und Poesie in Wahrheit der Himmel erschließt. Dürers Grabschrift enthält die poetische Trostverheißung, daß er nunmehr an der Gottesstadt male.

Auf dem Rückwege besuchte ich den biedern Meister Burgschmied, in dessen Persönlichkeit man den alten Peter Vischer, von der lebendigen Natur copirt, vor sich zu sehen meint.

Wie wohl wird einem deutschen Herzen in Nürnberg auf der Burg, in dem Mittelpunkt der alten Kaiserzeit! Wie entzückend ist die Aussicht über Stadt und Land, zumal wenn, so wie an dem heutigen Tage, ein Haus, ein Dorf, ein Wald, eine Stadt nach der andern allmählig aus dem Nebel auftaucht!

Wie lernt man auch an diesen Bilderschätzen der Burg den herrlichen Wohlgemuth, den würdigen Meister unsers edlen Dürer lieben!

Gustav Adolph von Schweden hatte nach seinem Bilde auf der Burg ebenso den ausgeprägten Charakter eines ächten Königs, als Wallenstein, wenn er wirklich so aussah, den eines hochbegabten, aber immerhin zweideutigen Kriegsabenteurers.

Ich konnte bei diesem Anblick des Adels der Kraft in Gustav Adolphs Zügen nicht umhin, mit Freuden dessen eingedenk zu seyn, daß er in seiner Urgroßmutter, der zweiten Gemahlin Gustav Wasa's, von einer Bülow abstammte.

Von der Burg wanderte ich nach der Egidienkirche, die vor 300 Jahren abgebrannt und vor 150 Jahren in dem bekannten italienischen Baustyle jener Zeit wieder aufgebaut worden ist. Auf dem Altarblatt, einer Grablegung von van Dyk, ist der Kopf des Leichnams von der tiefsinnigsten Schönheit, ein wahrhaft übermenschlicher Tod. Die Kirche brannte an einem Tage nieder, als die Küsterfamilie zu einem Kirchweihfeste über Land gegangen war. Die mit dem kleinsten Kind zurückgebliebene Magd ging, als dasselbe eingeschlafen, den Andern nach und hinterließ unwissentlich einen glimmenden Zwirnsfaden, der die gewaltige Feuersbrunst verursachte. Von dem Kinde fand man in der Asche nur noch das Herz wieder und begrub es auf dem Johanniskirchhofe.

Von werthvollen Gegenständen hatten sich allein zwei Erztafeln mit Arbeiten von Peter Vischer und seinem Sohne erhalten.

Im Landauer Kloster sah ich unter andern Kunstgegenständen die wunderschöne betende Maria am Kreuze, Holzstatue in halber Lebensgröße von Veit Stoß wieder, die sonst in der alten Kaiserkapelle stand und nächst dem Johannes dieses Künstlers das schönste Werk ist, welches er je vollendete.

Am Nachmittag wanderte ich mit erneuten Kräften nach St. Sebald und Lorenzo. Gewiß ist jene Kirche schön und herrlich und ihr Grabdenkmal der Stolz der deutschen Bildnerkunst; nur gegen die Lorenzokirche, die einzig in der Welt dasteht, kommt sie nicht auf. Es ist so traurig, daß uns bei solchen Eindrücken, als die Kunst auf dieser Höhe gewährt, die Sprache verläßt! Und dennoch ist es wieder schön und herrlich, daß wir daran erinnert werden, wie viele Stufen höherer Bildung uns dereinst in einer andern Welt zu ersteigen übrig bleiben, um auch noch dieses zu reproduciren. Das künstliche Reproduciren des natürlich Entstandenen wird wohl zu jeder Zeit die höchste Bestimmung des Menschen seyn und bleiben.

Soweit ich die Menschen in dieser wunderbaren Stadt habe kennen lernen, ist ihnen etwas wahrhaft Freies, Selbständiges, das sich fühlt und nicht einschüchtern läßt, zu eigen. Sie sind durch und durch

protestantisch, fleißig, betriebsam, haben eine große Vergangenheit hinter sich, und um sich eine so feste, bewußtvolle Gegenwart, daß sie ihnen die beste Gewähr für eine tüchtige Zukunft leistet. Es ist in Nürnberg alles würdig, behaglich, bürgerlich, still, solid und man bekommt wahrhaften Respekt vor der Körperschaft der Stadt als solcher. Das Rathhaus mit seinen imposanten Erinnerungen an die alten Reichsversammlungen ist noch so nobel und alles Gemeinheitliche, wie die Anlagen vor der Stadt, auf das Beste versehen.

Was ich an den alten Nürnbergern zu allermeist bewundere, ist die Weisheit und der Schönheitsinn, die sie allenthalben in der Anlage der verschiedenen Gassen und Plätze beurkundet haben. Es gibt alles Prospekte und selbst das geringste Materielle scheint dem Bedürfniß und der Bequemlichkeit mit künstlerischem Vorbedachte angepaßt.

Ich habe es noch nicht dahin gebracht, mich für das bairische Bier zu interessiren, das hier, wie man sagt, am wohlschmeckendsten in zwei Kneipen zu finden ist, von denen die eine: „das Jammerthal," die andere „der gläserne Himmel" bezeichnend genug genannt wird. Ob dieses Bier dem bairischen Volk mehr Stärke oder Rohheit verleiht?

Ich konnte nicht von Nürnberg scheiden, ohne immer und immer wieder nach St. Lorenz zu gehen, und es nur entzückter, nur befriedigter zu verlassen.

Am Ende fiel mir doch auch ein: Und du erfreust dich also an der erhabenen Schöpfung eines Mannes, dessen Namen du nicht einmal nachfragst? Ich fragte den Küster auf der Stelle: wie hieß der Baumeister, der erste oder letzte? Die Antwort lautete: es ist keine Spur von einem solchen Namen übrig geblieben, außer dem des Stifters: Adolph von Nassau, dessen Haus noch dem Portale der Kirche gegenüber steht. Ich schauderte zwar über dies tragische Geschick im ersten Augenblick; dennoch erhob es meinen Geist und überzeugte mich, daß der Ruhm nicht das Höchste sey und der Himmel großen Geistern jenseits noch andere Lorbeerkronen aufbewahre!

Die Mitwelt der Lorenzokirche ist überhaupt nicht reich an Dank für ihre Urheber gewesen. Der Bildner so vieler Kunstwerke, Adam Kraft, starb, wie Camoens, in bitterster Armuth im Spital und ahnte vielleicht schon seine Zukunft, als er sich an dem Sakramenthäuschen von St. Lorenz mit Lehrling und Gesellen so demuthsvoll als Träger seinem Werke unterstellte. Die Kunst ist ihm danach zu einer schweren Lebenslast geworden!

Wissen Sie, fragte mich noch in der letzten Stunde meines Nürnberger Aufenthalts ein Einheimischer, worin einer der Hauptvorzüge unserer guten Stadt besteht? In dem glücklichen Umstand, daß hier keine Juden wohnen dürfen. Nicht wahr? eine solche Ansicht erscheint Ihnen bei dem jetzigen Emancipations-

wirrwarr als eine ebenso unmenschliche als unsinnige? Meinetwegen verketzern Sie mich wie Sie wollen: die Zukunft wird meine Grundsätze bald genug rechtfertigen. Geht es noch lange so fort wie heute, so sind wir lammfrommen alten Christen in dreißig Jahren selbst kaum von den neuen Unchristen geduldet, so sehr maßt sich diese wirklich große Nation mit ihrem allseitigen Virtuosenthum, ihrem meistentheils doch untiefen savoir faire je mehr und mehr aller geltenden Courantmünze der Kunst und Wissenschaft, so wie alles wirklichen Metallgeldes selbst an. Oder vermischten sich getaufte Juden etwa anders als in den seltensten Einzelfällen wirklich mit der christlichen Gemeinde? Ich dächte: keineswegs. Sie bilden Cliquen unter sich und halten nur mit einander eng zusammen, lassen von dem Mißtrauen gegen uns in keiner Weise ab, und wittern immer so viele versteckte Kränkungen und Beleidigungen, daß kein getaufter Jude so leicht der herzliche Freund eines Christen wird. Nein, kein Taufwasser wäscht sie von dem Fluche rein, der auf diese sonst so gotteitle Nation gefallen ist. Und wenn sie durch die Taufe auch einmal aufrichtig gläubige Christen werden wollen, wie fangen sie es an? Anstatt den Gott der Liebe und Duldung anzubeten und zu erkennen, trägt ihr Fanatismus den Götzen des althebräischen, zürnenden, opfersüchtigen Gottes zu uns herüber. Ja, sie übertragen uns selbst ihren eignen Fluch durch Heirathen, insofern sie das rein

germanische Blut, das in den Nachkommen so gemischter Ehen, den einzigen Mißheirathen, die es auf der Erde gibt, dem zähen, hebräischen immer unterliegt, verderben. Sie lieben die Juden, mein Herr? Wie gern thäte ich desgleichen! Sobald wir aber besonnen sind, erheischt die Nothwehr, die Pflicht der Selbsterhaltung in uns solche Gesinnungen. Es heißt bei den Juden wie bei manchen halbgeheimen Verbrüderungen: wer nicht mit uns ist, ist wider uns, und so würden sie denn wohl auch über jede solche Stimme in der Wüste wie die meinige, wenn sie verlautete, grimmig und feindselig, öffentlich oder heimlich herfallen. So weit mein Nürnberger. — Die Poststunde schlug, ich mußte scheiden und hatte keine Zeit, mich mit dem wunderlichen, überspannten Gaste in eine weltgeschichtliche Debatte einzulassen.

Hier bin ich in Schwaben und froh daß ich hier bin! Ich fühle mich in Stuttgart in anderer Art zu Hause wie in Nürnberg. Dort hat man eine schöne Vergangenheit in Kunstwerken der Menschen, hier eine freundliche Gegenwart in Gottes Kunstwerken, den Menschen selbst vor sich.

So wie ich mich bereits in Nürnberg gewundert hatte, zu hören, daß die alte Residenz der Burggrafen, unweit der Veste, gegenwärtig zu einem königlichen Pferdestalle eingerichtet sey, fand ich unterwegs in dem berühmten Kloster Heilbronn Gelegenheit mich zu wundern, als ich sah, daß der sonst so

kunstsinnige und vergangenheitslustige bairische König diese Grabstätte so vieler Hohenzollern verfallen läßt, und so gar nichts zur Erhaltung ihrer höchst denkwürdigen Kunstschätze thut.

Ich war vor achtzehn Jahren schon in Schwaben und freute mich damals wie ein Kind über den Wuchs der Obstbäume. Jetzt ging es mir von neuem so, zumal auf der Station von Waiblingen bis Cannstadt. Wo sonst in Deutschland hat der Obstbaumwuchs diese Energie und Ueppigkeit? Ich möchte sagen, es rührte mich darin der gleichsam kindliche Uebermuth der Natur.

Das Stuttgarter literarische Leben habe ich als eine sehr bedeutende Kundgebung des deutschen Geistes, es sey in Bezug auf das Wesen so wie auf die Form, erkennen müssen. Unter Form verstehe ich hauptsächlich jene anspruchslose, duldsame, klassische Einfachheit, der es immer nur um die Liebe zur Sache zu thun ist, und die niemals wie so manche notable norddeutsche wissenschaftliche Persönlichkeit jede unbequeme Meinungsverschiedenheit mit gelehrtem Uebermuthe bekämpft. Ich liebe Berlin und wer müßte das nicht aus seinem Innersten thun, der Deutschland liebt! Aber das kann ich den Gegnern nicht in Abrede stellen, das Berliner Bewußtseyn in allen Dingen verdient noch einmal durch die schärfste Hechel des Spottes gezogen zu werden. Es mag seyn, daß in Süddeutschland hie und da viel anarchischer

Undeutschheit vorherrscht; aber so wie ich Schwaben in seinen edelsten Männern habe kennen lernen, ist dies nirgends davon angesteckt und wird es sich, wenn es früher oder später darauf ankommt, als einen Heerd der thatkräftigsten Vaterlandsliebe so gut wie Preußen bewähren. Man denkt hier frei, aber nur so wie jeder echte unabhängige deutsche Mann es soll und darf.

So viel Stuttgart auch zu Schillers Lebzeiten an ihm gesündigt hat, sein versöhnter und verklärter Geist schwebt noch über Schwaben. Sein Geist in Geistern, nicht in dem Denkmale, mit dem der edle Skandinavier ihn hat verherrlichen wollen. Was soll man dazu sagen? Dies soll Schiller seyn? Der ewige Geist des Ikarus, dem zwar wie oft das irdische Wachs von den Schwingen schmolz, der aber doch immer und immer aufs neue zu den Wolken emporbrang und eben so wohl ein Symbol der höchsten geistigen Freiheit oder des göttlichen Aufschwungs als des irdischen Druckes war? Dieser grübelnde Mann, der in Unklarheit mit dem Erdgeiste ringt und dessen Dichterblick keinen Himmel des Lichts kennt, Schiller? Nein, wir schulden Thorwaldsen zwar für den reinen künstlerischen Willen Dank; müssen dies Kunstwerk aber ebensowohl des Künstlers als des Dichters unwerth finden. Schiller ist als Schiller ein Urbild und kein Nachbild, wie er es hier seyn soll, des ewigen Dante, ein deutscher Dichter und Mann der Gegenwart, kein Seher der Zukunft!

Wer als Reisender von München sprechen will, mag wohl billiger Weise mit dem Könige Ludwig beginnen, der eine so geschmacksreine, durch und durch fürstliche Residenz wie nicht leicht ein anderer besitzt. In derselben lernt man zunächst den kräftigen Geist Schnorrs von Karolsfeld in den Kaisersälen kennen und bei all der großen Auffassung verstieß er, wie mich dünkt, nur mit einer einzigen Naivetät gegen die Geschichte. So wie hier hat nämlich Kaiser Karl der Große, als ihn sein Papst und Schützling krönte, ganz gewiß nicht ausgesehen! Der strenggläubige bayrische Parteigänger sage meinethalb: Er hätte so aussehen sollen! Der Kaiser, wie er war, ist es aber nicht, und viel eher befand sich der Papst in so demüthiger Haltung vor ihm, als er sich die Erlaubniß stahl oder erbat, den Kaiser zu krönen. Wer weiß jetzt nicht, daß der Akt, so wie er statt fand, eine schlaue pfäffische Ueberraschung war! —

Die königliche Sammlung der schönen Zeitgenossinnen ist eine meisterhafte an Kunst und Natur; possierlich dagegen die Bezeichnung einiger von ihnen von Seiten des Führers, da er ihnen, im Gegensatze zu andern, nicht einmal das Ehrenwort Jungfrau oder Frau beizulegen wagt. Ich fragte ihn: „Wer ist die wunderschöne Hebe mit dem idealen Nacken? Eine Jungfrau?“ „Bitte um Vergebung, eine Privatiere!“ war die Antwort. In den Erdgeschossen der königlichen Residenz hat Hildensperger, ein Schüler

Schnorrs, mit wahrhaft überraschendem Glücke einzelne Momente aus der Heroenwelt der Griechen neu belebt.

Die vier neuen Kirchen Münchens, Mariahilf, St. Bonifaz, St. Ludwig und Allerheiligen sprachen meine regste Theilnahme an und wir Deutschen müssen es dem Könige Ludwig doppelt danken, daß unter seiner künstlerischen Regierung die Frage: Wie sollen wir Kirchen bauen? praktisch so weit erörtert worden ist. Nach meinem Dafürhalten ist das Räthsel in der That gelöst und man erspart sich wohl auch an andern Orten die Kosten es nochmals aufzugeben. Ja, wenn die Gottesverehrung in Deutschland ein lebendiges Werk des Volkes bleiben oder werden soll, so wird man den christlichen Kirchen gewiß nicht mehr die sogenannte gothische oder altdeutsche Form streitig machen wollen. Basiliken, byzantinische, italienische Kirchen aller Art versteht die Gesammtheit unseres Volkes nicht, so schön sie sich auch künstlerisch oder historisch rühmen lassen. Der altdeutsche Kirchenbaustyl ist von der urgermanischen Auffassung des Christenthums unablösbar und der in Bezug auf Volksbildung oder Leitung seinen Vortheil verstehende Staat wird sie ihm nicht abstreiten.

In der Kirche der Vorstadt Au in München ist die altdeutsche Kirchenform, vielleicht der St. Lorenzogeist im engen Sinne, so lebendig wiedergegeben, daß es nicht wohl noch jemand einfallen wird zu

behaupten, ein gothischer Dom sey nicht anders als riesenhaft zu denken. Die Au-Kirche ist gewiß nicht kleinlich, wenn sie gleich eben so wenig riesig zu nennen ist, ihr Baustyl durchaus altdeutsch, und doch in keiner Weise sklavisch nachgeahmt. Er ist den alten Vorbildern in dergestalt freien Abweichungen oder Erneuungen und Motivirungen treu geblieben, daß man ihn völlig produktiv oder lebendig nennen darf. Und wie noch unerhörte Wirkungen vermag die moderne Glasmalerei auf solcher Höhe der Ausbildung zu erzielen!

Ich widmete die meiste Zeit meines diesmaligen Münchner Aufenthaltes dem Innern der Pinakothek. So trefflich und erwünscht hier alle Einrichtungen für den Fremden getroffen sind, und so dankbar er z. B. seyn muß, durch keine Dresdner Eisenstangen ellenweit von den Kunstwerken zurückgehalten zu seyn, so sehr befremdet es doch wieder, die Künstlernamen und Jahrzahlen auf den Rahmen zu vermissen. Eine solche Staatsanstalt soll keine Bereicherungsquelle für die Custoden werden wollen und den Fremden zum Ankaufe eines Kataloges zwingen. Die Humanität bringt dem Beschauer überdies den unermeßlichen Vortheil ein, den Künstler unmittelbar in Namen und Jahrhundert vor sich lebendig werden zu sehen, ohne daß er sich erst die geiststörende Mühe geben muß, in zuweilen ungeschickt verfaßten Büchern nachzuschlagen.

Welcher Nationalschatz sind nicht allein die altdeutschen Bilder Münchens! Welche Innigkeit, Gemüthlichkeit, Treuherzigkeit, Freimüthigkeit, menschlich geringes Wesen, Demuth, Tiefsinnigkeit und Naivetät liegt in der alten Kunst dieser unvergleichlichen Germanen aufbewahrt!

Es ist denkbar, daß vielleicht schon in diesem Reichthum an Innerlichkeit ihres Schaffens die Unmöglichkeit ausgesprochen lag, das Höchste der bildenden Kunst den Italienern gegenüber zu erreichen, deren göttlich reinen Schönheit- und Formensinn sie immer gleich vielseitiger wie tiefer ausbildete. Vielleicht mußte sie auch ebenso unbedingt der leidenschaftliche Enthusiasmus des spanischen Volkes in der Malerei überflügeln. Aber wiewohl der Deutsche in seiner rauhen Natur nicht mit der allgemeinen Schönheit des Südens wetteifern kann, welch unendlich höheren mystischen Aufschwung verleiht ihm das Urchristliche in seinem Volkstypus! Bilderlos, tempellos verehrten die alten Germanen Gott, nicht geringer als irgend ein Volk der Erde. Die alten Italiener malten Gott Vater als ein großes Haupt mit einem Barte und diese nicht gar große Abweichung vom griechischen Pan verdachte ihnen kein Mensch. Sollte nicht auch danach der unsichtbare altdeutsche Gott in der Donnereiche des Allerhöchsten wenigstens ebenso würdig als der katholisch-jüdische zu nennen seyn? Der Tempel des heiligen Baumes

ward in den ersten Zeiten von den christlichen Aposteln gewiß nicht allzuhäufig schroff und roh vor ihren Augen gefällt; vielmehr ließen ihn die Jünger der Liebeslehre gleichfalls gelten und nutzten das Bedürfniß des edelsten Volkes der Neuzeit, Gott in seiner edelsten Natur selbst anzubeten, zu Einführung des Christenthums.

Also übertrugen sie die Form der heiligen Bäume mit ihren Aesten, Zweigen und Blattwerk dem gothischen Tempelbau und verwuchs ihr alter Naturglaube mit der geoffenbarten Christusreligion. Wehe dem, der diese tiefste Eigenheit des deutschen Volkes in ihrem Wesen und Verzweigungen in das Einzelleben verkennt und verletzt! Es würde einen solchen Frevel an seiner angestammten Freiheit unversöhnlicher als jeden andern ahnden. Ja, es ist der Stolz des Germanen, daß er in seiner Urzeit die todte Natur, die lebendige Pflanzenwelt heiliger als jedes andere Volk hielt, daß sein Glaube niemals einen Bilderdienst kannte und sein innerstes Menschenthum der unsichtbaren Gottheit unmittelbar zu nahen wußte. Was wollten wir auch sonst für einen Weg zum Siege einschlagen, da der Romane uns in dem Formsinn, der Slave in der Selbstvernichtung immer übertreffen wird und doch nur die Urprincipe sich zuletzt erhalten können?

Es scheint mir für Münchens architektonische Schönheiten ein sehr erheblicher Uebelstand, daß die

die königlichen Prachtbauten umgebenden Privathäuser mit unglaublicher Zähigkeit dem althergebrachten nüchternen Kasernenstyle anhangen und gar keine Verbindung der Verhältnisse ermöglichen.

Das Haus des Herrn v. Türkheim allein schien mir davon auszunehmen und das des Generals v. Heideck wird in dieser Hinsicht ebenfalls gerühmt. Wie vortheilhaft zeichnen sich dagegen z. B. die neuen Privatbauten Berlins aus!

In Schwanthalers Werkstatt sah ich zu meiner Freude den Fries der Walhalla und konnte dadurch nun zur Anschauung in mir bringen, was ich schon vorher geneigt zu glauben war, daß dieser Künstler in Betreff des jugendschlanken Germanenthumes in der Kunst immer der erste, unübertroffene unserer Zeit bleiben wird.

Zum Schlusse meines Münchner Aufenthalts sollte mir noch eine schöne Stunde in Kaulbachs Werkstatt zu Theil werden, welchen Künstler ich vor seiner Zerstörung von Jerusalem beschäftigt fand. Dieselbe wird auch in der Farbengebung wie in der schon bekannten Zeichnung ein herrliches Werk von höchster Wirkung werden und unser Publikum hoffentlich ein für allemal zu der positiven evangelischen Anschauung des alten Testamentes zurückführen. Ich sollte wenigstens meinen, daß der Irrthum bereits als ein allgemein verjährter anzusehen wäre, zu dem die elegische Richtung einiger großer Talente es mit der kritischen

Auffassung dieser weltgerichtlichen und weltgeschichtlichen Begebenheit hat verleiten wollen.

Ich verließ ehegestern Abend München bei naßkalter Witterung und hatte schon bei Starenberg den tiefsten Schnee. Wir fuhren, zum Glück bei Vollmondzeit, so daß doch einiges Licht aus dem schneebewölkten stürmischen Himmel drang, durch lauter winterliche Wildnisse und es war beinahe ein Wunder zu nennen, daß unser Postwagen nicht umschlug. Ich saß im Coupé und sah alles, was mich umgab, ohne etwas unterscheiden zu können, keinen Berg, keinen Baum, kein Licht, keine Finsterniß, nur Sturm und Wüste, wie einen Anfang oder ein Ende eines Chaos. Ich verlangte nach Alpen und deren erstem Anblick in meinem Leben; der Postschaffner lachte mich aus, weil das ohnedies noch viel zu früh sey und wir vorher vielleicht wer weiß auf wie lange einwintern würden.

Es wurde Nacht und ich schlief unwohl und ermattet ein. Als ich mit Tagwerden wieder erwachte, befanden wir uns schon tief im Alpengebirge. Vor uns der unerstiegne Zugspitzner, inmitten eines tollen Wirrwarrs von Gestein und Wolken. Ich hatte noch in meinem Leben keine Bäume so schneebelastet wie hier gesehen. Sie erschienen mir wie ungeheure metallene Kandelaber. Tiefste Schluchten, wahre Alpennatur, alles rauh, kahl, weiß, ernst, gräßlich, ehrwürdig, kein Schneegestöber mehr, nur weite

Schneeflächen, unsäglich reinlich aufgedeckt, und dazwischen grüne Tannenspitzen festlich eingestreut. Auf ungebahnten Straßen mußten wir uns weiter schleppen und unsere Pferde versanken oft bis an den Bauch in Schnee. An Bahn brechen, an Wegräumen des Schnees, nach bairischer Landessitte, war nicht zu denken, und wo es ja geschehen soll, verlangt man solche Arbeit von den armen Bergbewohnern zur Frohn. An einer Stelle hatte man gleichwie zum Spott drei Mann zum Schaufeln aufgestellt. Dreihundert wären nicht zuviel gewesen. Wir nahmen sie mit uns, damit sie uns nöthigenfalls zur Rettung dienten und sie mußten mehr als einmal, selbst bis an die Brust in Schnee steckend, unsere ermatteten Pferde freischaufeln.

Wir brachten den ganzen Tag damit zu, wenige Stunden Wegs zurückzulegen, und als wir Abends sechs Uhr nach Mittenwalde kamen, war an kein Weiterreisen zu denken. Der Eilwagen vom Brenner lag in Tscharnitz, der nächsten östreichischen Station, fest und sein und unser Brieffelleisen wurden gegen einander durch Boten ausgewechselt, die mit ihren Wasserstiefeln in dem Bett des Alpenbachs ihren Weg suchten, da jeder andere Pfad verschneit war.

Als ich mich am Morgen dieses Tages aus meinem nächtlichen Schlummer ermunterte, befand ich mich in einem fast magnetischen oder somnambülen Zustand. Wir bogen eben um eine Felsenecke und

ich sah unweit vor mir eine in dem blendend weißen Marmorfelsen ausgehauene Sphinx von wunderbarer Vollendung. Sie lag gleichwie vor einem Felsenthor und ließ sich hin und wieder schieben, je nachdem es der Künstler benöthigte. Der Postwagen fuhr Schritt vor Schritt weiter. Ich sprang heraus und eilte zu dem Künstler, der an seinem Werke meiselte und von seinen Gehülfen den Schnee an dieser Stelle hatte wegschaufeln lassen. Er war ein Mann etwa wie Kaulbach und eben mit dem Kopf der Sphinx beschäftigt, der mir ganz ideal schön zu seyn däuchte. Ein Landmädchen, das etwas abseits saß, diente ihm zum Modell. Er ward nach einigen Minuten abgerufen und ich wollte nur noch nach dem Modell sehen, weil der Postwagen inzwischen immer weiter fuhr, als ich bemerkte, daß sie in derselben Richtung fortgegangen war. Ich folgte ihr und nahte einem schön und üppig gebauten Mädchen, das mit der Landestracht und einem rothen Mieder bekleidet war. Ich erreichte sie, sie wendete den Kopf nach mir um und welcher Anblick sollte mich überraschen! Es war kein Haar auf ihrem Kopfe, nur Moos und Flechten und die Züge ihres Angesichts verwitterter Fels, kein menschlicher Ausdruck darin, nichts als starre todte Natur! Ich wußte nicht, wie ich wieder auf meinen Sitz im Wagen gekommen war und muß versichern, daß ich noch stundenlang nach dieser Erscheinung nicht würde haben sagen können, ob sie Wahrheit oder

Traum gewesen. Ich versuchte zwar in Mittenwalde alles Mögliche, unsern Postwagen noch vor dem Einbruche der Nacht wieder flott zu machen; mußte mich aber in mein Schicksal des geduldigen Abwartens finden, und da die untern Ortsbehörden so wenig guten Willen uns fortzuschaffen bezeigten, ließ sich gar nicht berechnen, wie lange man uns hier behalten werde. Ich legte mich am Ende, gut bewirthet, schlafen und erwachte Morgens zwar bei abermaligem Schneegestöber, zugleich aber auch über das Geräusch von vielen Menschen, die sich auf der Straße unten hin und her bewegten. Als die Aufwärterin mir das Frühstück brachte, erfuhr ich die neue Wendung der Dinge. Zu unserm Glück war noch am späten Abend der Landrichter unerwarteterweise auf dem Schlachtfeld erschienen und hatte seine Maßregeln ergriffen, denen zufolge zuerst in aller Frühe hundert Mann, deren Ankunft mich erweckt hatte, zum Wegschaufeln des Schnees entboten worden waren.

Ich kleidete mich rasch an und ging hinunter, wo sich dies allerliebste Bild vor meine Augen stellte. Der Flecken Mittenwalde ist eine Gasse von lauter netten oder stattlichen Häusern, Tyroler oder Schweizer Bauart, über die sich heute ein blauer, heiterer, sonniger Winterhimmel ausgespannt und in die sich eine glatte, reinliche, blendend weiße Schneedecke gebreitet hatte. Es war ein Sonntag, festliches, helles Glockengeläute rief zur Kirche. Die Luft war kalt und rein,

die gemalten Madonnen an den Häusern schienen ihre Jesuskindlein inniger an die Brust zu drücken, damit sie nicht frören. In der Nähe der Post stand ein Schneeschlitten, ein dreieckiges, balkiges Ungeheuer, zwanzig Ellen im Umfange, die Spitze nach vorn gekehrt, das der Landrichter hatte in der Eile zurecht zimmern lassen, um den Schnee vom Hochwege wegzudrängen. Davor wurden nach und nach an die zwanzig Pferde gespannt und darauf setzten sich etwa zwanzig Mann mit Schaufeln. Hunderte von Menschen, Männer und Frauen standen umher und lachten und jauchzten, lauter frische, schöne, kräftige Gestalten, Kinder und Mädchen warfen sich mit Schnee, und die ganze Anstalt, die ihnen eine so schwere Arbeit kostete, ja die die Meisten mit nüchternem Magen ohne Lohn verrichteten, war ihnen zu einem Volksfeste geworden, an das sie lustig und guter Dinge gingen.

Was für ein Volksstamm und was für Unterthanen sind diese felsenfesten Tyroler Naturen! Nach der blutsauren Arbeit tranken sie später zur Stärkung aus einem Gießbache, schabten sich mit dem Messer Schnee und Eis von den nackten Beinen und strotzten von Gesundheit, Lust und Lebenskraft!

Ich konnte mich an der belebten Scene nicht satt sehen. Es war Alles so festtäglich an dem Orte. Die alten Leute, denn die jungen Männer waren Alle zur Arbeit aufgeboten, gingen in ihren Pelzmützen,

siech und gesund, froh und betrübt, einzeln, still, nachdem das Spektakel des Schlittens vorüber war, zur Kirche. Der Schnee lag an manchen Stellen fast bis zum ersten Stockwerke der Häuser aufgeschaufelt und unmittelbar hinter dem Poststalle ein Ding, fast als gehörte es nur so dazu, das heißt Karwenzel und ist seines Standes eine Alpe, die sich 5000 Fuß über die Meeresfläche erhebt.

Wir fuhren um neun Uhr Morgens dem Schneeschlitten in unserem Postschlitten nach und hinter uns der Landrichter in dem seinigen. Es währte nicht lange, so hatten wir das Ungeheuer mit seinen zwanzig Pferden und zwanzig Schauflern eingeholt und übersahen vor uns bei einer Wendung des Weges den abenteuerlichen Zug, die hundert singenden Arbeiter an seiner Spitze.

Unterwegs umstanden uns die Alpen zu beiden Seiten dicht gedrängt und über jeder hing im blauen Aether eine kleine weiße Wolke und küßte sie wie ein Schmetterling seine Blume.

Wir erreichten Tscharnitz, von den österreichischen Mauthbeamten human behandelt, Seefeld, Zirl, und trafen ohne weiteren Unfall, Abends um 7 Uhr in Innsbruck ein, das wir schon anderthalb Tage früher hätten erreichen sollen.

Im Anfange hatten mir, ich gestehe es, alle diese außerordentlichen Anstalten, um uns drei unbedeutende Postpassagiere weiter zu schaffen, nicht wenig

imponirt, und ich hatte auch nicht umhin gekonnt, dem Herrn Landrichter meinen Respekt vor der moralischen Stärke der bairischen Regierung auszusprechen, die solche Opfer, ohne alles Ansehen der Person, ganz allein um der Kultur, der Ordnung, des Gesetzes willen bringe. In der Folge wurde mir aber das feine Lächeln, welches mein Enthusiasmus in den Zügen des Herrn So und So erregte, besser erklärt, als ich erfuhr, daß eine königliche Prinzessin im Annahen gewesen war, um zu derselben Zeit als wir die Alpen an dieser Stelle zu überschreiten, und daß wir armen Teufel hätten lange warten können, ehe man uns um unsertwillen aus dem Schnee gezogen.

Es ist in Innsbruck nichts zu sehen und zu denken; weder Maximilians Grab noch sonst Jemand oder Etwas hat meinen Antheil erregt; nur allein das Standbild des edlen Hofer in der Kirche vermochte es. Das Größte was man von Innsbruck sagen kann, ist jedenfalls, daß es eine wahrhaft deutsche Bauernhauptstadt sey.

Einen Jesuiten hätte ich wohl gern einmal gesehen; ich thue nur nicht wegen dergleichen Curiositäten einen ausdrücklichen Schritt. Es sollen hier an die siebenzig Jesuiten, mehr als sonst wo in Deutschland, leben und die loyalen Tyroler Stände haben es sich vom Kaiser als besondere Gnade

ausgebeten, sie in ihrer Hauptstadt aufnehmen zu dürfen. Ob die heutigen Jesuiten nicht etwas dem Aehnliches wie der alte griechische Minotaurus, ihre Schliche jenes Labyrinth, seyn sollten?

Ich besuchte hier den Buchhändler Wagner, der die einzige prosaische deutsche Uebersetzung des Dante herausgegeben hat, und hörte bei ihm zu meinem Leidwesen, daß sich die Uebersetzer Hörwarther und Enk, nicht wie ich vermuthet hatte in Innsbruck, sondern in Wien aufhielten.

Ich halte eine körnige, alterthümliche Prosa für das einzig anwendbare Sprachmittel, Dante gut zu verdeutschen. Was helfen uns im tiefsten Grunde undeutsche, unverständliche Terzinen oder ungereimte Jamben? Verse, die das italienische Verhältniß des Verses zur Prosa auf deutsch unbedingt Lügen strafen? Wie Vieles Wichtige muß nicht dabei geringen Kleinigkeiten aufgeopfert werden, die uns der gelehrte Hautgout als besondere Leckerbissen anpreist! Oder fördert es das Verständniß des Dante im mindesten zu wissen, ob er drei Viertel auf Neun oder fünf Minuten später an dem und dem höllischen Orte herum wanderte, und dergleichen?

Soll sich der ewige Dante jemals die volle Wirkung auf deutsche Kunst und Poesie erkämpfen, die ihm zusteht, so kann es nur durch eine prosaische Auflösung geschehen, in der sich der Gedanke oder das Bild des großen Genius als Hauptsache gelten

machen und all die theologischen, philosophischen und politischen Kleinheiten in ihre poetische Wesenlosigkeit zurücksinken.

Die bisherigen Uebersetzungen des Dante, welche ich kenne, erscheinen mir alle weit unverständlicher als das Original und es kann der Grund dessen nichts anderes als der nutzlose Zwang seyn, den man dabei der Sprache angethan hat.

In Stuttgart zeigte mir zuerst jemand die Innsbrucker Uebersetzung, die nach seiner jahrelangen eignen Prüfung und meiner oberflächlichen Kenntnißnahme die von mir nur erst gerügten Uebelstände eben so wohl zu vermeiden weiß, als sie den dagegen aufzustellenden Forderungen entspricht. Das Buch ist nur zu theuer, zu unbequem und schlecht gedruckt und aus diesen Gründen auch zu unbekannt. Wäre es in kleinem Format gefällig gedruckt und zu einem billigen Preise zu haben, so würde es gewiß, wenn jedem Gesange ein einleitender Commentar voranstände, allen andern Uebersetzungen im Absatz die Wage halten. Der Verleger theilte diese Ansichten, welche ich gegen ihn aussprach und hat seitdem auch schon theilweise meinen Wünschen entsprochen, indem er vorläufig den übrigen Vorrath von Exemplaren zu herabgesetztem Preise auf's neue nach Deutschland versandt hat. Ich empfehle diese Uebersetzung dringend allen Freunden der italienischen Literatur.

Die Auferstehung des Südens beginnt gleich hinter Brixen. Bis dahin war auf meinem Wege alles Schnee, von dannen ab alles Staub. Das trifft den Nagel des klimatischen Unterschiedes auf den Kopf. Das Thal der Eisack war das Theater, auf dem diese göttliche Komödie der Natur für mich aufgeführt ward. So wie man es von Innsbruck aus betritt, strebt schon alles nach Farbe, Form, Anmuth, Licht und Schatten und wird die Natur selbst zum Künstler. Es beginnen Weinberge, der Baumwuchs breitet sich üppiger aus, die Natur lebt nicht mehr aus der Hand in den Mund, schneidet ohne ängstliche Oekonomie aus ganzem Holze. Die dunkelgrüne Eisack strömt reizend und übermüthig zwischen den weißen Schnee- und Eiswänden ihres Bettes hin und verspottet die Alpenregion mit dem Schnee, den sie humoristisch schäumend schlägt, die Bergfernen werden duftiger, auf Klippen ragen Schlösser und Klöster hervor, die Schneedecke birst am Ende auch auf den Fluren und nur noch in den höchsten Klüften glänzt es weiß. Die Wiesen grünen wieder, Epheu umschlingt die Bäume bis in die Wipfel und mancherlei Sträucher haben sich noch grünes Laub aufbewahrt. Was im Norden erstarrt, neigt sich hier weit eher der Fäulniß zu.

Mit diesen Zügen kündigt sich ungefähr die erste Nähe des Südens an. Am Thore von Botzen war schon alles ausgemachter Süden, Esel begegneten

uns, ganz italienisch geschirrt und bepackt und bald darauf traten die ersten Cypressen und Lorbeerbäume hervor.

In Trient erweckte mich eine Feuersbrunst neben dem Postwagen aus dem Schlafe; ich konnte mich aber keineswegs darum kümmern. Eine Zuckerraffinerie brannte ohne Verlust an Menschenleben nieder. In einem dasigen Kaffeehause hatte ich zum erstenmale das seltsame Gefühl, daß die Muttersprache nicht mehr ausreicht und man sich ernstlich einer fremden bedienen muß.

Derweil in Roveredo umgespannt ward, ging ich bei tiefer Nacht und Stille in den mondhellen engen Gassen spazieren und meinte dem Lichte an seiner Klarheit anzumerken, daß es italienisch sey.

Mit Tagesanbruch erreichten wir die fruchtbare lombardische Ebene, in der die Kultur des Bodens kulminirt. Die schwarzen Ackerfelder stehen voll üppigster Obstbäume, das Etschthal voll Maulbeerpflanzungen. Ich sah die Sonne in der vollen Pracht aufgehen, wie Manzoni sie so einzig schön beschreibt und gewiß nur allein die Lombardei sie kennen mag.

Wie soll ich das Gefühl beschreiben, als ich, in das herrliche Verona mit dem frühen Morgen einfahrend, und gerade auf dem Ponte nuovo aus meinem nächtlichen Schlummer erwachend, das große schöne Bild von Canaletto, Verona mit dem Castell, von diesem selben Punkte aus gemalt, lebendig vor

mir sah. Nein! eine solche Treue und Naturwahrheit im Einzelnen und Ganzen, des Dufts, der Färbung hört beinahe auf Malerei zu seyn und grenzt an Zauberei. Jede Welle der Adige, jedes Loch oder Fenster in den Häusern oder Mühlen, jeder aufgehangene Hader ist noch der nämliche als vor etwa hundert Jahren! Ich habe keinen Ausdruck des Erstaunens über diese Erfahrung. Canaletto hat die Natur sich selbst weggestohlen, man glaubt nicht mehr daran, daß sie vorhanden ist, man hält die Wirklichkeit für einen Canaletto.

Juliens Grab muß man in Verona nicht aufsuchen wollen; davon weiß dort in Wahrheit kein Mensch ein Wort und was man dafür zeigt, ist ebensowohl eine gemeine Betrügerei als der Verkauf der kleinen Sarkophage, so groß wie ein Fingerhut, die aus dem Marmor des Grabes geschnitten seyn sollen und für einen Gulden ausgeboten werden. Von dem Pallaste der Capulletti steht nur noch in einer engen Gasse ein kleines Stück, das zu einem Pferdestalle eingerichtet ward.

An geschwärzten Bildern mit großen Namen fehlt es in Verona nicht, ich habe aber nur ein einziges sehr schönes, die Marter des heiligen Georg, von Paul Veronese in einer Kirche an der Adige gesehen.

Im höchsten Betrachte sind in Verona nur zwei Sehenswürdigkeiten, deren Gleichen man anderwärts

nicht wiederfindet. Ich meine: die Arena und der Garten Giusti.

Die Arena, das erste, noch fast wohl erhaltene Bauwerk der Römer, das ich sah, hat mir unendlich imponirt. Ich konnte mich nimmermehr an seinem Anblick sättigen, mußte immer wieder zu ihm zurückkehren und erfahre wohl erst später, vielleicht in Rom, was es so Geheimnißreiches von mir wollte. — Der Garten Giusti ist eine an den Felsen emporgelegene Terrasse mit himmelhohen zum Theil wohl an die fünfhundert Jahre alten Cypressen, unendlich ernst, ein ehrwürdiges Bewußtseyn der Vergangenheit. Darüber hing, als ich ihn sah, der glühendste Sonnenuntergang, der Himmel ganz Feuer, die Erde ganz Nebel. Ich unterrichtete mich, in welcher Gegend Rom, Venedig, Florenz lagen, und freute mich daß ich es thun konnte. Die Tyroler Alpen sah ich selbst vor mir. Den ganzen vergangenen Tag lang hatte mir die Sonne so heiß auf den Rücken geschienen, daß ich daraus abnehmen konnte, Italien sey kein bloßes Vorurtheil. Und wie rein ist diese Luft! Welche Freude hat man, sie einzuathmen!

II.

Venedig.

Im Winter 1845 — 1846.

Indem ich nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in dieser wunderbaren Stadt daran gehe, gewissermaßen mein italienisches Glaubensbekenntniß aufzuschreiben, fühle ich mich beinahe beschämt, daß ich in kein höheres Entzücken über das allgerühmte fremde Land gerathen bin.

Der Grund dessen ist keineswegs ein ähnlicher als ein anderer Deutscher in einem vielbelachten Buche angegeben hat, sondern, daß ich allzustarke Sehnsucht nach Deutschland hege und nachdem ich das Vaterland vorher noch nie verlassen hatte, erst gelegentlich an mir kennen lerne, in wie viel höherem Grade als ich dachte, ich Protestant, und Deutscher bin. Ist das ein Fehler, so bin ich um so schuldiger, als ich es, den jetzigen abgeschliffenen Kosmopoliten gegenüber, gar nicht für einen Fehler gelten lassen mag, einen scharf ausgeprägten, nationellen und confessionellen Charakter zu besitzen.

Ich will mit allebem nicht gesagt haben, daß ich nicht mit großer Wißbegierde und Genuß die Schönheiten Italiens in mich aufzunehmen und zu würdigen suche; ich habe nur eben nicht die allgemeine Begeisterung so vieler Reisenden theilen können, die

in Italien ein exclusives Land der Erde sieht, und bin nicht im Stande, mich auf die Dauer an einem Orte eingebürgert zu denken, wo ich nicht mit allen Kräften thätig seyn und etwas wachsen und gedeihen sehen kann. Hier ist alles todt, im höheren Sinne hoffnungslos; nur Vergangenheit, keine, oder wenn man will, eine nichtige Gegenwart, eine in die Ferne undenkbare Zukunft.

Dazu kommt, daß ich in Venedig, als ein starker Fußgänger, im umgekehrten Verhältniß, wie ein Fisch auf dem Trockenen liege und nicht gehen kann und meine unentäußerliche Liebe zu Natur, Wald und Berg selbst wenn der Winter sie, wie man zu sagen pflegt, ihres Schmuckes beraubt hat, sich hier nahrungslos behelfen muß. Doch nun genug und übergenug der Einleitung.

Von der vornehmen oder eleganten Gesellschaft Venedigs erwarte man nichts von mir zu hören. Was läßt sich von ihr in irgend einem Lande sagen, als daß sie eine kahle Hochebene des geselligen Lebens ist und sich mit den geringsten Abweichungen überall ähnelt? Es war mein fester Entschluß, sie in Venedig zu fliehen und ich bin ihm trotz mancher Versuchungen zum Gegentheil treu geblieben. Sie soll hier übrigens, wie ich von glaubwürdigen Seiten vernommen habe, noch nüchterner, frivoler, unerquicklicher seyn als anderwärts, und der Regierung gegenüber der venetianische Adel sich weit fügsamer als der sich schroff

isolirende lombardische verhalten. Der repräsentirende Mittelpunkt der Gesellschaft ist der Gouverneur, wenn man den Erzherzog Vicekönig und den Erzherzog Friedrich, den Admiral, ausnimmt, von welchen der erstere abwechselnd hier und in Mailand, der letztere meist hier residirt. Von den fremden Consuln spielen einige, vermöge der eigenthümlichen Verhältnisse Venedigs als vicekönigliche Residenz, eine höhere Rolle, als ihrer Stellung zukommt. Der preußische, Herr Treves, ein italienischer Jude, wird in der eleganten Welt als ein reicher braver Mann und Kunstmäcen geachtet; spricht aber kein Wort deutsch und kann preußischen Unterthanen also kaum von wesentlichem Nutzen seyn. Ihm hat das Consulat jedenfalls einen Titel und eine Stellung eingebracht. In seiner Wohnung bemerkte ich nur die Bildnisse der Minister Metternich und Kolowrat, das seines gnädigsten Herrn des Königs von Preußen hing vielleicht in einem Seitenzimmer. Als Kunstsammler ist Herr Treves nicht glücklich; er hat nichts als eitle, moderne Sachen. Als ihn diesen Winter eine vornehme preußische Dame um seinen amtlichen Beistand ansprach, schickte er, anstatt selbst zu kommen, seinen Commis zu ihr.

Die Herzogin von Berry hat sich bekanntlich in Venedig niedergelassen und den entfernten, am Canal gelegenen Pallast Vendramin-Calergi gekauft, der im Rokokostyl einer der namhaftesten genannt zu werden verdient. Sie lebt still und eingezogen, sieht

niemand bei sich und erscheint nur hie und da in den wöchentlichen Soireen des Gouverneurs. Die bei ihr Vorgestellten pflegt sie zur Tafel einzuladen, oder mit einigen französischen Komödien abzufinden, die sie jeden Winter bei sich aufführen läßt.

Auf die Ehre verzichtend, der Herzogin selbst vorgestellt zu werden, nahm ich die Einladungskarte zu einer Generalprobe an und habe darüber nur zu sagen, daß den Theatervorhang ein ungeheures Lilienwappen schmückte, der Theatersaal über und über mit bourbonischen Ahnenbildern ausgehangen war, im Treppenhause zwei riesenhafte österreichische Grenadiere Wache standen und die mitwirkenden Dilettanten, wie allenthalben, zum Theil vortrefflich, zum Theil sehr mittelmäßig spielten. Am besten spielten und sprachen einige russische Herren, deren Volk das Nachahmungstalent in allen Dingen eigenthümlich ist, am steifsten die französischen Legitimisten mit wenigen Ausnahmen selbst. Die Frau Herzogin ist eine kleine, dicke, alte Dame, die man sich jetzt nicht leicht mehr als rüstige Vendeeheldin vergegenwärtigt, der Herzog von Bordeaux, zu Zeiten bei seiner Mutter wohnend, ein ebenfalls zur Korpulenz neigender, blonder junger Herr, mit edlen Gesichtszügen, der einen Fuß unmerklich nach sich zieht; der Mann der Herzogin, Graf Luchesi-Palli, ein wohlbeleibter Italiener. Seine Kinder, drei oder vier häßliche, aber gut gekleidete Mädchen von 7 — 10 Jahren, gehen täglich mit

einigen Gouveranten auf der Riva spazieren, hinter ihnen ein impertinenter fürstlicher Leibdiener in blau und rother Livree mit weißen Unterkleidern. Am wenigsten gern sehe ich die Herzogin, wenn sie an schönen Tagen zwischen drei und vier Uhr mit dem Herzog von Bordeaux die Piazza besucht und etwa bei dem deutschen Zuckerbäcker Mendel Pastetchen verspeist; am liebsten wenn sie an grauen Sciroccotagen in ihrem Gondelsarge still an meiner Wohnung am Canal Grande vorüber fährt. Der Aufenthalt in Venedig, dem großen Grabe der Vergangenheit, ist für sie ein würdiger und angemessener, hierher gehört sie. Wie vieles aber auch das Zartgefühl dieser wenigstens durch das auf ihrem Hause lastende Verhängniß ehrwürdigen Frau, wenn sie nicht ganz als Einsiedlerin leben will, von der Außenwelt zu leiden hat, mag man daraus abnehmen, daß bei einer neulichen Aufführung ein Mitglied der Gesellschaft die unsägliche Albernheit begangen haben soll, ihr einen Blumenstrauß mit einem Bande zu überreichen, auf dem die Worte gedruckt standen: Vive Henri V!

Ich lebe hier sehr einsam, beobachtend und fleißig, gehe nur mit einigen deutschen Freunden um, und bin mit mir zufrieden, meine Reise so eingerichtet zu haben, daß ich die wenigen Monate, die ich darauf wenden konnte, an Einem Orte verlebe. Es ist

zehnmal vorzüglicher, nur Eine italienische Hauptstadt aus dem Grunde, als deren alle oberflächlich zu kennen. Wir erkennen dann so Vieles, was uns sonst reizt und beschäftigt, als etwas allen eigenthümlich Italienisches, und sparen unsere höhere Aufmerksamkeit dem wahrhaft Charakteristischen oder Bedeutenden auf.

Ein Punkt, über den man häufig irrt, ehe man nach Italien kommt, ist das Klima. Man wähnt so leicht, jenseit der Alpen gebe es keinen Winter, und hat jedenfalls in Venedig einen, wenn auch in Bezug auf Deutschland milden zu bestehen, während dessen man manchmal wochenlang keinen blauen Himmel und im Januar und Februar Morgens nicht selten Eis oder selbst ein wenig Schnee sieht. Es ist mir ein Räthsel, daß die alten Venetianer, die noch nicht wie die heutigen großentheils Oefen in den Zimmern hatten, nicht allesammt erfroren sind.

Was das Volk anlangt, so halte ich es, so weit es mit den Fremden in Berührung kommt, für sehr verdorben. Es ist empörend, mit welcher Gewandtheit, Geistesgegenwart und Unverschämtheit sie diese übertheuren und betrügen, und dieses desto mehr, wenn sie Deutsche sind. Die einzigen Spuren von Rechtlichkeit, die ich bei gewerbtreibenden Italienern gefunden, waren bei geringen Bürgern in entfernteren Stadttheilen, welchen eigenthümlich humanen, freundlichen Menschenschlag man kennen muß, um ihn nicht unrechtmäßiger Weise mit dem verdorbenen

unweit San Marco zu verdammen. Die deutschen hier angesessenen Kaufleute und Handwerker sind sehr respektabel; deutsche Dienstleute arten dagegen, wenn einmal auf schlechten Wegen, weit schlimmer als die Italiener aus.

Die Gondoliere stehen mit Unrecht in dem Rufe der Ehrlichkeit. Sie rauben und stehlen gewiß nicht, so wie auch etwa das Einbrechen hier zu den seltensten Dingen gehört; sie betrügen aber in allen Dingen, die man ihnen anvertraut, mit solcher Virtuosität, daß man, ohne es erlebt zu haben, keinen Begriff davon hat. Ich bin z. B. gegen meinen Gondolier in einem ununterbrochenen Vertheidigungskriege begriffen und kann mit Bestimmtheit annehmen, daß er mich täglich zu seinem Lohne von drei Zwanzigern noch um einen Zwanziger betrügt. Eine Weile ist es interessant, die unglaubliche Schlauheit, die sie dabei anwenden, für eine ihnen verstopfte Hülfsquelle sich eine andere zu eröffnen, zu beobachten. Auf die Länge wird aber das Gefühl in hohem Grade widerwärtig, von einem so schurkischen Wesen immerdar umgeben zu seyn. Daneben sind diese Gondoliere so faul und schmutzig, daß namentlich die letztere Untugend alles Maaß übersteigt, und betrinken sich vom frühen Morgen bis zum Abend.

Ich gründe meine Anklagen nicht allein auf meine eigenen Erfahrungen, sondern weiß, daß Andere noch schlimmer als ich mit ihrem Gondoliere daran gewesen

sind. Alle diese häßlichen Charaktereigenschaften halten meinen Beppo jedoch nicht ab, in seinem Wesen eine gewisse Ritterlichkeit zu beobachten, wenn ich nicht zu Hause bin in meinen promessi sposi zu lesen, aus einem alten Melodienbuche, das ich besitze, italienische Texte abzuschreiben und mir begeistert von den altvenetianischen Helden, indignirt von dem feigen Senat von 1797, klug und vorsichtig von der Väterlichkeit der österreichischen Herrschaft vorzuschwatzen.

Eine sehr lästige Untugend des venetianischen Volkes ist die Neugierde, die aus ihrem großen Müßiggange entspringt. Man kann nicht die geringste Kleinigkeit an einem öffentlichen Orte kaufen, so ist man gleich von einem ganzen oder halben Dutzend Zuschauern umgeben. Man darf nicht eine Waare von nahe oder fern betrachten, so wird man von dem Verkäufer auf das Zudringlichste angeschrieen. Es gehört eine stete Berechnung dazu, wenn man eine Frage auf der Straße zu thun hat, an wen man sie richte, um nicht alle zehn Schritte mit der Zumuthung gequält zu werden, daß der Gefragte uns für Geld begleite. Angebettelt wird man in Venedig so lange man auf der Straße ist, eigentlich ununterbrochen, wenn man nur hinhören will, und man muß in dieser Hinsicht sein Herz zu seiner Selbsterhaltung systematisch abhärten.

Eines Tages trat ich in eine Kirche um ein schönes altes Bild zu besehen, und kaum stand ich

davor, als ein hinter mir betendes Weib sich erhob, mich auf die Schulter kratzte und anbettelte. Ich schüttelte den Kopf, weil ich schon im Vorbeigehen einen Blick auf sie geworfen und gesehen hatte, daß sie ganz anständig gekleidet war. Als ich es das zweitemal gethan, schlurfte sie wieder mit dem Ausruf: Diavolo! fort, um zu beten.

Einer seltsamen Abgabe wird man täglich zehnmal unterworfen, wenn man mit der Gondel an öffentliche Orte fährt, da bei jeder Kirche, jedem Traghetto, Palazzo, Museo u. s. w. wenigstens Ein sogenannter Poveretto steht, ein alter Kerl in einem Schiffermantel, einem Hakenstocke und einer Mütze in der Hand, der die Gondel unnützerweise an das Land hakt und dafür ein Trinkgeld fordert. Gibt man nun, wie ich anfangs that, jedesmal einen Kreuzer, so kann man dies Monate lang nicht durchführen. Gibt man einen Centesimo, so schimpfen sie.

Das Volk in Italien ist eben so verfallen, weil es kein Vaterland, keinen Zweck des Daseyns hat; und nur die natürliche Liebenswürdigkeit des Südländers, der Menschenadel des warmen Klimas ist ihm geblieben.

Das Leben ist weder allzu kostbar noch billig in Venedig. Für den Einheimischen gewiß billig genug; für den Fremden bedarf es aber Zeit sich einigermaßen einzurichten. Die Hotels, wie die Europa, sind wahre Gauneranstalten und es ist schmählich,

daß die Polizei dem Unfuge solcher Rechnungen nicht steuert.

In einem seltsamen Zusammenhange damit stehen die Verfertiger alter Bilder, über deren Gewerbe man sich hier mit einigem Scharfsinne vollständig unterrichten kann, die Aerzte und die Jesuiten. Die unfähigsten Aerzte werden von dem Oberkellner besonders warm empfohlen, und erhalten wohl durch wunderbare Zufälle, von den letzten Sprößlingen alter Dogenfamilien, Titians, Palma Vecchios, Pauls, die sie guten Bekannten für einen dem Namen der Bilder angemessenen Preis abzulassen bereit sind und von denen man, weiter forschend zuweilen hört, daß sie in dem großen Kunstmagazine von San Quirico ihre wahre Heimath haben. Schlägt ihnen diese ihre eigene Wünschelruthe fehl, so suchen sie ihre Patienten, die sie zwar nicht als Aerzte, so doch als Ciceroni zu bedienen wissen, wenigstens für ihre Mutterkirche auszubeuten.

Deutscher Geist hat noch ebenso wenig als Kenntniß der deutschen Literatur befruchtend auf die hiesige Gelehrtenwelt eingewirkt. Vor einigen Tagen war ich mit einem hochgestellten Geistlichen bei einem Buchhändler und sah ein Buch liegen, das den Titel führte: La scelta dei parenti, Romanzo del Goethe, tradotto in italiano. Ich zeigte es dem vornehmen und gelehrten Abbate mit den Worten: Ecco uno dei famosissimi romanzi del Goethe, tradotto in

italiano! — Und er erwiderte: Ah si, si! Jo conosco ben gli autori classici tedeschi, Sono il **Jette**, **Gessler**, **Pyrker**! Benissimo!

Bei der Gelegenheit lasse man mich noch einige andere charakteristische Anekdoten erzählen. Ein Bekannter von mir geht durch Venedig spazieren und bittet einen Fruchthändler um ein wenig Feuer, an dem er seine Cigarre anstecke. Der Mann sagt zwar, er habe keines; zeigt aber auf die nächste Straßenecke, nach einem Madonnenbilde, vor dem ein ewiges Lämpchen brennt! Der fremde Protestant fährt, als er die Meinung des einheimischen Katholiken faßt, entsetzt zurück. Derselbe schüttelt aber verächtlich den Kopf, sagt, ah bah! nimmt ihm die Cigarre aus der Hand, geht zur Madonna und zündet sie an dem heiligen Lichte an.

Ein Italiener, der allerdings bei allen Wohlgesinnten als Jesuitenknecht berüchtigt ist, hatte neulich in meiner Gegenwart die Frechheit zu erklären, die hier lebende russische Fürstin G..... sey verrückt, weil sie protestantisch geworden. Ich erlaubte mir ihm aber zu verstehen zu geben, daß man mit demselben Rechte Jedermann für blödsinnig halten dürfe, der nicht Protestant werde.

Venedig ist unbedingt so exclusive Weltstadt wie in seinen Verhältnissen keine zweite mehr auf dem

Erdballe. Der Dogenpallast und die Markuskirche sind die Verkörperung der alten Republik und es ist wohl sonst noch nicht erhört, daß zwei Gebäude so sehr wie diese der Inbegriff eines ganzen Staates seyen. Auf ebenso durchbrochenem, schlankem, schwankem Grunde ruhte nicht allein das feste, solide Gebäude der mächtigen Stadtrepublik, die ein Jahrtausend und länger Länder und Meere beherrschte, sondern auch die ganze Wasser- oder Schlammstadt auf ihrem Pfahlwerke selbst. Wer meint nicht, die compakte Masse des oberen Gebäudes müsse das zarte Erdgeschoß mit seinem gothischen Rosen- und Säulenwerk jeden Augenblick durchbrechen und welche irdische Ewigkeit hielt es bereits mit dem Staate aus!

Die Markuskirche ist in gewissem Sinne was Venedig war: die Verbindung des Orients mit dem Abendlande, in seiner überladenen Pracht und Herrlichkeit der ausgesuchtesten Kunst einer hochgebildeten, gewaltigen Handelsaristokratie. Eine christliche Kirche ist sie nach meinem Sinne weniger. Es ruht aber ein geheimnißvoller, weltgeschichtlicher Geist und Reiz auf ihr, an dem man Jahre lang so wie ich erst Monate lang studiren könnte, ohne ihn zu begreifen. Es ist mir in ihr immer wie in einem wunderbaren Traum zu Muthe. Jeder Zoll des gewaltigen Gebäudes ist Pracht, Kunst und Geheimniß. Es repräsentirt eine tiefsinnige Mährchenwelt, es ist ein Tempel, in dem ein schreckensreicher blutdürstiger Gott oder

Götze angebetet wird, ein Ungeheuer, dessen Zorn man durch unablässigen Opferdienst zu besänftigen sucht.

So wie San Marco den Orient mit dem südlichen Abendlande, verbindet der Dogenpallast dasselbe mit dem nördlichen, in seiner italienisch-gothischen Architektur. Dazu stelle man sich, nach den weltbekannten Abbildungen, die Piazza und noch schönere Piazzetta vor, auf denen jeder Stein eine klassische, historische, wohlerhaltene Erinnerung, den Campanile oder Glockenthurm, auf dem man bei hellem Wetter Capo d'Istria sieht, die drei rothen Flaggenbäume der eroberten Königreiche, Cypern, Candia und Morea, die beiden wahrzeichenden Konstantinopler Granitsäulen, den Molo mit seinen Hunderten von Masten und Gondeln!

Neulich ließ ich mir mit besonderer Gunst am späten Abend den Dogenpalläst aufschließen und wanderte, eine Stunde lang, allein durch die Todtenstille der Corridore, Treppen, Loggien, bald im Zauberlichte des Vollmondes, bald in dicker Finsterniß, die mich aus jedem Eisengitter mit nebelgrauen gespenstischen Halbformen ansah, jeder Schritt wie ein leiser letzter Pulsschlag des Lebens durch das ehrwürdige Grabgewölbe großer Zeiten wiederhallend. Am Ende ruhte ich in den improvisirten Zimmerchen des Custoden, die wie Schwalbennester in die ungeheuern Räume geklebt sind, umgeben von seinen allerliebsten Töchtern

aus, scherzte mit ihnen und ließ mir in ihrem musikalischen Venetianer Dialekte vorplaudern, der um ebenso viel wie etwa das Allemannische vor dem Hochdeutschen, vor dem Toskanischen wohlklingt. Zugleich sog ich mit vollen Zügen den Gegensatz der kleinbürgerlichen Behaglichkeit gegen das repräsentirende Staatsgebäude, bei dem hellen Lichte der drei oder vier Fiorentinen ein, die in aller Eile mir zu Ehren angezündet worden waren.

Im höheren Sinne konnte ich den zahlreichen Gemälden des Dogenpallastes ebenso wenig als den wunderbaren Mosaikbildern Bewunderung abgewinnen, mit denen die ganze Markuskirche bedeckt ist. Kunst- und staatsgeschichtlich allen Respekt davor! Die vier herrlichen antiken Bronzerosse besiegen alle christliche Kunst in der Markuskirche und eine weibliche antike Statue im Dogenpallaste allen andern Kunstinhalt desselben. Im Dogenpallast erschien mir auch von merkwürdiger Schönheit die erhabene Steinarbeit auf der goldenen Treppe. Ich habe ihresgleichen noch nirgend so vollendet als in Venedig ausgeführt gesehen und sie findet sich auch in andern Gebäuden vor. Die neueren Kunstkenner sprechen ohne Zweifel viel von ihr; es liegt mir aber, indem ich dieses schreibe, keines ihrer Werke vor. Die gegenwärtigen Hüter dieser ehrwürdigen Schätze der Vergangenheit begehen daran in ihrer unzurechnungsfähigen Unschuld manchen Frevel. Ich rechne dahin die

Geschmacklosigkeit, die Bogengänge des Dogenpallastes ausweißen zu lassen und im Innern anstatt eisernen Gitterwerks hölzernes mit gelb angestrichenen Spitzen, die vergoldet scheinen sollen, anzubringen. Die ehemalige Entsetzlichkeit der Bleidächer halte ich für romantische Erfindung und diese Kerker sind gewiß nicht viel besser oder schlimmer als unsere gewöhnlichen gewesen. Der des windbeutelnden Casanova ist ein ganz nettes Mansardenkämmerchen und kann, den Umständen gemäß, kaum etwas anderes gewesen seyn. Es trennt ihn eine dicke Deckenwand von dem Bleidache selbst, so daß dasselbe nicht wohl mit seiner unmäßigsten Hitze darauf gedrückt hat.

In unserer Zeit ist alles Leben Venedigs auf der Piazza, die sein Salon zu nennen, der Piazetta, der Merceria, dem Rialto und der Riva zusammengedrängt. Die kaum vier Ellen breiten Gäßchen der Merceria, in denen ein stetes wogendes Gedränge, führen von der Piazza nach dem Rialto, und der Inhalt ihrer finsteren Kaufläden, von denen einer an den andern stößt, ist ein völlig nichtiger, da man in Venedig nichts als die berühmten goldenen Kettchen kaufen kann. In alten Zeiten waren hier die kostbarsten Waffen, venetianische Drucke, Juwelen und Stoffe aller Weltgegenden feil.

Auf der Riva dei Schiavoni, einem etwa zehn

Minuten langen Kai, von der Piazzetta bis nahe an die Giardini publici, erblickt man Kauf- und Seeleute aus den verschiedensten Theilen Europa's, Albanesen, Griechen, Türken, Armenier, Montenegriner, Dalmatiner in den buntesten Trachten, mit Priestern und Mönchen untermischt. Handwerker arbeiten, Verkäufer aller Art hantiren, die niedlichen wassertragenden Furlanerinnen trippeln dazwischen herum. Hier schreit ein Kerl den ganzen Tag lang ununterbrochen wie zehn Lokomotiven zusammen es nur augenblicklich thun und so daß alle andern, die nicht ebenso mitschreien, daran ertauben möchten — und hat weiter nichts als einen alten Filzhut, einen Fisch, ein Huhn, einen Kohlkopf, den er ausruft, zu vertrödeln. Ein Anderer Lottozettel, eine Brochüre, ein paar Pinienkerne.

Es ist unglaublich, welche Zerrissenheit hier herrscht, ein europäischer Congreß von Löchern! Es gehen Kerls herum, so zerrissen, daß sie blos ein einziges Loch zu nennen sind und geberden sich dabei so lustig und stolz wie Mährchenkönige, starren auf das malerischste von Schmutz und Schäbigkeit. Daneben welche Genügsamkeit und Leichtigkeit des Lebens! Eine Tasse Kaffee, ein Bratapfel, ein Bissen Pflaumenmuß, ein Löffel voll Panna oder Rahmschaum, einem Betteljungen vom Tische eines Händlers in den Mund geklatscht, macht ihn zu Mittag satt. An einer Rübe ißt er zwei Tage lang. Ich habe eisgraue Kerls herumhumpeln sehen, Loch an Loch, Flick an Flick,

beides innigst mit einander vermählt, die ohne zu betteln, keinen andern Broderwerb hatten als ein kleines Körbchen am Arme, in dem ein paar Stückchen Papier und zwei Kartoffelschalen lagen, die sie von der Straße aufgelesen hatten.

In alten Zeiten war der Canal grande die Pulsader der Republik oder Stadt. Jetzt ist derselbe mehr oder weniger verödet. Seine zahlreichen Palläste und noch mehr die andern der abgelegeneren Stadttheile sind halb verfallen, die Fenster mit Brettern verschlagen, oder ganz dem Luftzuge preisgegeben. Die Hälfte dieser Palläste, die die öffentliche Meinung gewöhnlich für die schönsten hält, sind in italienischem Zopfstyl erbaut; die mir hingegen schön erscheinen, in dem wunderbaren venetianisch-deutschen, sonst nirgend in der Welt vorkommenden Style des Dogenpallastes, als dessen edelste Muster der Pallast Foscari und danächst die sogenannte Ca' d'oro, oder der ehemalige Pallast der Familie d'Oro angesehen werden. Es ist gar nicht zu ergründen, worin eigentlich die geheimnißvolle und dennoch so einfache Harmonie dieser Bauart beruht. Der Pallast Foscari zumal ist so ohne alle Ornamente und besteht in seinem Aeußern sogar in nichts anderem als in einer gewaltigen Vorderwand, die verhältnißmäßig nur wenige hohe Spitzfenster unterbrechen, daß man nimmermehr begreift, welch wunderbaren räthselhaften Reiz unsern ungesättigten Blick daran festbannt.

Die innere Eintheilung aller venetianischen Palläste ist im Spitzbogen- wie im Rundbogenstyl genau die nämliche. Sie haben drei bis sieben Fenster in der Mitte dicht neben einander, die alle auf einen die Tiefe des Pallastes einnehmenden Saal ausgehen, der also von den beiden äußersten Seiten erleuchtet wird und vor seinen Glasfaçaden eben so breite Balkone hat. Zu jeder Seite dieses Saales, der etwa ein Viertel der Hausfronte einnimmt, sind nur noch zwei andere, weit von einander entfernte Fenster, und alle Nebenzimmer gehen nach dem Saale aus, auf den auch unmittelbar die Treppe mündet. Fast jeder Pallast besteht aus drei Stockwerken und einem Erdgeschosse und Zwischenstock oder Mezzanino. Der Fußboden aller Zimmer ist der in Venedig am besten bereitete Gypsmarmor, im Winter mit Matten und Teppichen belegt, Thürgewände und Kamine sind von rothem Veroneser Marmor.

Diese Beschreibung paßt auch auf den Pallast Foscari, dessen Inneres in so fern nicht dem Aeußern entspricht, als es im Rokokogeschmack gehalten war. Gegenwärtig ist es verfallen und in den goldenen Prachtgemächern, die vor Zeiten von Königen und Kaisern bewohnt wurden, geben Tages und Nachts Ratten Assembleen, als wahre Crème der eleganten Welt des Ungeziefers. Alles Bildwerk, aller Schmuck ist daraus losgerissen und vertrödelt und die Zerstörung hat erst in den letzten Jahrzehenten stattgefunden.

Damals bewohnten den Pallast die beiden letzten noch lebenden Comtessen Foscari und ihre Neffen, die letzten Träger des berühmten Namens, die jetzt Schauspieler bei einer kleinen Bande sind und den Pallast durch ihre liederliche Wirthschaft so herunter brachten. Die Comtessen sollen würdige blutarme Damen seyn, die ein einziges Gemach des öden Hauses inne hatten, in dem sie ärmlich eingerichtet wohnten, schliefen und wirthschafteten. Man sagt sie hätten zusammen täglich zwei Zwanziger Einkünfte gehabt und da es ihr höchster Wunsch gewesen sey, dieselben bis zu drei zu steigern, habe ihnen ein Engländer den dritten Zwanziger auf ihre Lebzeiten zugelegt, was wohl, se non è vero, ben trovato zu nennen ist. Jetzt leben sie von einer kleinen Pension, die ihnen die Stadt für die Abtretung des Pallastes bewilligt und da man denselben zu einem gemeinnützigen Zwecke angekauft hat, ist wenigstens der völlige Verfall von diesem kostbaren Kunstdenkmale der Vergangenheit abgewendet. Die Ca'd'Oro hat mit noch zwei andern Pallästen die Tänzerin Taglioni gekauft, die sie ebenfalls wieder herstellen läßt. Man konnte noch vor wenigen Jahren die schönsten Palläste für einige tausend Gulden kaufen, mit denen meist nicht einmal der kostbare Fondamento bezahlt war, den z. B. der mittelalterliche Luxus der Grimani von Ebenholz gelegt hat, und es sind damit mehrere gelungene Spekulationen gemacht worden.

Gegenwärtig ist wegen der Eisenbahn, der Lagunenbrücke und des erweiterten Handels der Preis der Palläste so übermäßig gestiegen, daß er bald aufs neue wieder fallen muß. Die Venetianer überschätzen sich, wie Schwächlinge, im Glück und bilden sich wohl ein, die Zeitumstände könnten sie noch einmal, und zwar ohne ihr Zuthun, so hoch wie im Mittelalter erheben.

Um das Labyrinth der kleinen Kanäle oder Rii und der engen Callen oder Gassen, in denen sich oft kaum zwei Menschen ausweichen können, zu verstehen, bedarf es jahrelanger Studien. Bekanntlich ist beinahe jedes Haus in Venedig zu Land und zu Wasser zu erreichen. Die Callen und die Rii sind meist sehr schmutzig und letztere voll Schlamm und Unrath, der trotz des Verbotes vielfältig hineingeworfen wird. Wenn man darin in offenen Gondeln fährt, ist man immer dem ausgesetzt, ein schmutziges Geschirr plötzlich auf sich entladen zu sehen.

Den Rialto, die einzige Brücke über den großen Kanal, hat Shakespeare verkannt. Die Börse befand sich niemals dort, sondern war immer unter dem ehemaligen Bibliothekgebäude, zwischen den alten und neuen Procuratien.

Dicht beim Rialto ist der Fischmarkt einer der ergötzlichsten Anblicke. Hunderte der delikatesten Seeleckerbissen, Austern, Spinnen, Krebse, Fische, Sepi, Cani, weiß, blau, grün, roth, golden, silbern, in

allen Größen und Formen, die tollsten Phantasien und Grillen der Natur verkörpert. Daneben die schönsten riesenhaftesten Gemüse, Südfrüchte, Geflügel aller Art zu Tausenden.

In der Nähe des Rialto ist der Verkehr zu Schiffe beinahe so stark wie auf der Riva, und es liegen hier oft die größten Seefahrer vor Anker.

Es ist schon oft gesagt worden und kann nicht oft genug gesagt werden, daß Venedig eigentlich eine Stadt ist, die man nur bei Mondschein sehen sollte, und keine Stadt auf der Welt darin eine so wunderbare Wirkung als Venedig thun kann. Die Venetianer bethätigen durch ihre Lebensart, wie sehr sie sich dessen bewußt sind und machen die Nacht fast zum Tage. Die Theater besucht man gegen 9 Uhr und in den Logen der Fenice macht man gewöhnlich seine Besuche ab. Gesellschaften beginnen nicht selten erst nach dem Theater gegen 12 Uhr. Der Markusplatz wird bei schönen Sommertagen die ganze Nacht durch nicht leer. Manche Kaffeehäuser wurden seit 1790 nie geschlossen. Die Gasbeleuchtung macht die Piazza Nachts beinahe so hell als sie am Tage ist. Die berühmten Kaffeehäuser der Piazza muß man auch wohl in Sommernächten gesehen haben, wo man auf der Piazza selbst sitzt und Sorbetti schlürft, um zu begreifen, daß sie etwas Schönes sind. Im

Winter sind sie das elendeste Vergnügen, enge niedrige Stübchen voll der unbequemsten Tische und Sitze, mit Menschen vollgepfropft, die Zeitungen lesen oder schreien.

Neulich scholl mir auf der Riva von fern her Gesang entgegen und als ich näher kam, sah ich eine Gruppe der malerischsten Lumpe aus Morgen- und Abendland, stehend, sitzend, liegend, Mütter mit Kindern dazwischen in den natürlichsten Beschäftigungen, Murillo'sche Betteljungen, groß und klein, allesammt die gespannteste Aufmerksamkeit auf einen schönen wilden schwarzbärtigen Mann in Volkstracht gerichtet, der zur Laute mit der reinsten Baßstimme eine heroische Ballade oder ein patriotisches Lied halb sang, halb recitirte. Dazu der Mond am Himmel mit seinen Lichteffekten, die Nebelatmosphäre der Lagune, Masten und Schiffslichter, die fernen Kirchkuppeln, grau in grau über dem Wasser! ....

Soll man das italienische Volk wegen seiner Unterjochung bedauern? Ich weiß es nicht. Nüchtern genug nimmt es sich aus, österreichische Grenadiere und Korporale vor dem Dogenpallaste herum wandeln, die geschmackvolle Herrlichkeit der Republik allerwärts gelb und schwarz gestempelt zu sehen, das Kalbfell des Friedens über die Meeresstille schallen zu hören!

Allein so sehr die Fremdenherrschaft auch eine Schmach für Italien, ist die wohlwollende österreichische Regierung wenigstens für Venedig eine Wohlthat,

da sie Stadt und Land zu neuem Flor und wenn auch noch so mäßigem Aufschwunge aus dem Elend und moralischen Verfalle gebracht hat. Die Italiener können in Masse nur noch Sklaven seyn und die ganze Nationalenergie ist ihnen in das Maul gefahren. Statt Herz und Kopf haben sie doppelte Lungen und Kehlen bekommen. Ihr Verhältniß zu Oesterreich ist in der Art und Weise ausgedrückt, wie sie das Wort Zwanziger aussprechen. Das deutsche Joch würgt sie gerade eben so wie das deutsche Wort.

Aeußerlich schön sind die gemeinen Leute freilich immer noch, Gesichtern aus der alt-venetianischen Schule begegnet man allenthalben, und ich habe nirgend so wunderhübsche junge Männer in Lumpen, so plastisch reizende gemeine Frauen gesehen. Die letzteren sind so zierlich und lieblich wie ihr Dialekt, und so schmiegsame und biegsame Lacerten, wie Goethe 1787 in seinen Epigrammen schilderte, gleiten noch heut zu Tage, nur leider! mehrentheils ohne Zendalo an dem Fremden vorüber.

Das Vergnügen in einer venetianischen Gondel zu fahren ist unvergleichlich. Sie sind so graziös und leicht gebaut, daß sie, in einer stets wiegenden Bewegung begriffen, das grüne Wasser kaum berühren. An jeder Wendung des Weges ruft der Gondolier, um nicht mit andern zusammenzustoßen, sein Ahe! und Pappremi! rechts! oder Sastai! links und es versinkt, wofern keine eben so kurze Antwort

erfolgt, und eine andere todtenstille Gondel vorüberschwimmt, wieder alles in das alte Schweigen.

Was der Form der Gondel ihre ungemeine Zierlichkeit verleiht, ist besonders die wie eine Tartsche ausgezackte Spitze des Vordertheils. Das Innere ist mit schwarzem Tuche ausgeschlagen, das Beschläge von Thüre und Fenstern gelbe Bronze. Bei Regenwetter trägt der Kasten einen grauleinenen Ueberzug. Der Hauptsitz, mehr zum Liegen als zum Sitzen eingerichtet, da die Decke allzuniedrig, ist für zwei Personen breit genug; jedoch haben zur Noth noch zwei andere auf Seitenschemeln Platz. Schieber an der Thüre, im Rücken und zu beiden Seiten gestatten, daß man entweder tiefe Finsterniß um sich schaffe, oder wenn man das kleine Zimmerchen nicht ganz dem Luftzuge öffnen will, es mit Fenstern vom feinsten Muraner Krystall schließe.

Bei schönem Wetter nimmt man den schwarzen Kasten von der Gondel, deren Boden mit Matten und Teppichen belegt ist und die man, alles zusammen betrachtet, das non plus ultra der anmuthigsten Bequemlichkeit nennen muß. Sieht bei alledem eine solche Gondel nicht anders aus als wie ein großer Sarg, so will dies vielleicht sagen, daß der Sarg uns am Ende gleichfalls immer die bequemste Zufluchtsstätte unseres Lebens wird. Der erste lugubre Eindruck der Gondeln verliert sich augenblicklich und man meint, daß ihre schwarze Farbe eben sowohl

die der Republik würdigste gewesen sey, als sie es schon im Mittelalter hinsichtlich der Tracht vornehmer Männer und Frauen war. Sie wurde, ich weiß nicht in welchem Jahrhundert, amtlich anbefohlen, um dem übermäßigen Luxus zu steuern, der bei Ausschmückung der Gondeln eingerissen war.

Sobald ein einziger Gondolier die Gondel lenkt, steht er am Hintertheil und rudert stehend mit vorgebeugtem Oberkörper, was in der klaren italienischen Abendluft, die die Umrisse aller Gegenstände scharf abzeichnet, eine sehr malerische Wirkung hervorbringt.

Vornehmere Einheimische haben ihre eigenen zwei Gondoliere. Fährt man in einer Gondel durch die stille Lagune, so ist nichts Melodischeres zu hören, als das Herabträufeln des Wassers von der Ruderschaufel, wenn sie sich nach jedem Ruderschlage wieder aus der Salzfluth zieht.

Der italienische Carneval wird in Bezug auf Venedig jedenfalls und gewiß auch in Bezug auf Rom überschätzt, und es ist so Sitte geworden, die Tradition von der Bedeutung des Faschings einander nachzusprechen.

Möglich oder selbst wahrscheinlich, daß das Leben desselben von Jahr zu Jahr abgenommen hat; daß aber schon der römische im Jahre 1787 etwas einigermaßen Langweiliges gewesen, gesteht selbst Goethe, trotz seiner meisterhaften Schilderungen, zu. Hier war nun im Jahr 1846 das sonntagabendliche Herumziehen der musicirenden Gesellschaften der Neapoli-

tani, Bizarri und Chiozzoti, oder das vereinzelte Erscheinen einiger Masken bei hellem Tage, nichts eben Denkwürdiges. Das hübscheste des ganzen Faschings sind die Tausende von Pfeifen und Castagnetten oder Subiotti und Guacchese, mit denen die Kinder vorzüglich Sonntag Nachmittags auf der Piazza laut werden und man wähnt in den nachahmenden Tönen ganze Schaaren Vögel zu vernehmen.

Eine besondere Merkwürdigkeit Venedigs sind die Tauben der Republik, welche dereinst vor Jahrhunderten zum Vergnügen einer Dogaressa und ihrer Töchter von Cypern herübergebracht wurden und sich bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt haben. Sie nisten in der Markuskirche und wurden ehedem auf Kosten der Republik, seit deren Ende von dem Vermächtnisse einer Nobile gefüttert, das auf einem Hause der alten Procuratien ruht. Es sind dieser Tauben zur Zeit noch Hunderte, alle von Einer Farbe, graublau mit einem grünen Ringe um den Hals, und sie werden bei dem Volke gewissermaßen für heilig gehalten. Alle Tage mit dem Schlage zwei Uhr wird ihnen aus einem Fenster der alten Procuratien Futter gestreut und sie finden sich dazu pünktlich sogar an den Tagen ein, wann die Glocken der Stadt nicht anschlagen dürfen. Sie sind so kirr geworden, daß sie keinem Menschen

ausweichen und wenn man nicht an ihnen herumgeht, läuft man Gefahr, über sie zu fallen oder sie todt zu treten.

Das Schönste allenthalben und also auch in Venedig bleibt immer die Natur, so viel man hier davon erlangen kann und selbst die wenigen Bäume des Giardin publico sind dem Fremden eine Augenweide und zwingen ihn der Geißel Gottes, Napoleon, dankbar dafür zu seyn. Das Meer bleibt jedem offnen Sinn eine unerschöpfliche Quelle des Genusses und der Fahrt nach dem Lido wird man niemals müde. Hier wandle ich an dem Gestade und lausche dem beruhigenden Rauschen der Brandung, oder umgehe den Porto längs der Wälle des Forts, dessen einzelne Schildwachen eher an die Stille und Einsamkeit erinnern, als daß sie sie stören, sehe ein Segel nach dem andern am Horizonte auftauchen und sich nähern.

Selbst der Rasen des Lido, der nie ganz aufhört zu grünen, erquickt das Herz und ich pflücke hier mit derselben Freude ein Gänseblümchen als im Sommer anderswo eine Rose, bringe ganze Büschel grünes Gras mit nach Hause und stelle sie ins Wasser, sie anzusehen oder ihren Erdduft in mich einzuziehen.

In Betracht der Kirchen Venedigs muß ich mit einigem, wenn auch nicht allzustarkem Zittern vor

den Kunstrichtern ein Bekenntniß ablegen. All der gerühmte Zopfstyl der großen italienischen Baumeister, den Goethe dereinst gewissermaßen für die Spitze der Kunst erklärte, ist mir ein Gräuel. Man wird mich recht verstehen, daß ich dieses nur auf dem höchsten Standpunkte der Beurtheilung sage. Je länger ich diese Denkmale betrachte, desto weniger verstehe ich sie von außen oder innen.

Das sollen christliche Gotteshäuser seyn? Ist die christliche Religion nicht die der Demuth und Einfalt? Liebte Christus nicht vor allem die Armuth und die Armen? Wenn er jetzt wiederkäme und sähe diesen heidnischen Flitter, würde er diese Pfaffen nicht zusammt damit, wie die Verkäufer, aus dem Tempel jagen? Beantworte Rom diese Fragen vor dem Richterstuhle der Vernunft, der Himmelsgabe, durch die sich der Mensch vom Thiere unterscheidet! Diese italienischen Kirchen kommen mir in ihrer überladenen Baupracht wahrhaft sündlich vor und dieses Wort umfaßt den ganzen Eindruck, den sie auf mich machen. Es ist überhaupt alle Pracht Sünde, die sich nicht durch die höchste geisterhebendste Schönheit rechtfertigt, und es rechtfertigen sich nach diesem Grundsatze nur zwei Baustyle aller Zeiten: der griechische Tempel, als das reinste Kunstprodukt des Südens, die gothische Kirche, als das reinste Kunstprodukt des Nordens. Ich nahm auf meiner Reise bereits in München Gelegenheit,

dies auszusprechen. Das Mittelding, den Zwitterstyl, der das reiche griechische Haar mit einem Zopfbande umwickelt, kann ich wohl bewundern, wenn ein kunstreicher Palladio das unnatürliche Werk zu vollenden unternimmt, es lieben aber nimmermehr. Es kann in einer solchen Kirche kein Schatten von Andacht auf mich fallen. Ich finde eine einfache Dorfkirche Deutschlands, von Lehm erbaut, zehnmal christlicher als diesen künstlerischen Unfug, der Millionen gekostet hat. Die ganze Kunst und Zeit der alten Griechen ist heilig, vollendet, unnachahmlich und vorüber. Wir sollen und können eben so eigenthümlich, eben so national, eben so groß werden und bedürfen in der Kunst eben so wenig einer Vermischung mit dem griechischen, als in der Kirche ein jüdisches Opferthum, um den germanischen Geist auf den Gipfel des echtesten Christenthumes und der humansten Ausbildung zu erheben.

Der echte Deutsche, welcher noch nicht Protestant oder Freigläubiger ist, komme hierher, um es zu werden. Ich schäme mich wenigstens nicht zu sagen, daß ich vor Entrüstung über diese italienische Entwürdigung des christlichen Gottesdienstes in ihren Kirchen geweint habe. Dieses blödsinnige Geplärre der Pfaffen, dieses heidnische Räuchern, dieser kindische Flitterstaat, diese andächtige Stupidität der Gemeine, dieses tagelange, sinnlose Gebimmel mit allen Glocken, die nur in wahrhaft heiligen und also nothwendig seltenen

Momenten der Gemeinde dienen sollten, und bei diesem Mißbrauche alle Würde einbüßen, alle Wirkung auf die Gemüther, denen sie etwas Alltägliches, Allstündliches werden, vernichten. Und diese Hunderte von Preti selbst, die hier nichts anderes als was in Berlin die Soldaten sind, — eine Garnison! Entweder sie gehen regungslos, zierlich, blühend, schon von weitem Wohlgerüche duftend, einher, Mund und Nase mit dem Priestermantel zugehalten, damit kein unreines schädliches Lüftchen ihre zarten Organe berühre, die Augen niedergeschlagen wie eine alte Kokette, die trotz dem alles um sich sieht; oder sie patschen materiell durch dick und dünn, Repräsentanten des sinnlichsten Wohllebens und der innigsten Liebe zur Scholle.

Ich bin in Venedig ein sehr fleißiger Besucher der freundlichen protestantischen Kirche und finde meine Freude daran, mich als Angehörigen der kleinen Gemeinde zu betrachten. Es ist in ihr wohl eben darum so gemüthlich, weil sie unterdrückt ist und das Unterdrückte immer Sympathie erweckt. Das Christenthum ist erst christlich wenn es leidet, und Ulrich Hegner sagt so schön wie wahr: „Daß die christliche Kirche heut zu Tage (Revolutionszeit) nicht mehr gilt, oder verachtet wird, was schadet's? Es muß so seyn, es ist recht, sie hat lange genug geherrscht, durch alle Confessionen und zwar so daß der Teufel oft selbst das größte Wohlgefallen daran

hatte. Sie sollte nicht herrschen wollen, ihr Reich ist nicht von dieser Welt. Vor Constantin waren die Christen weit besser als unter und nach ihm. Durch Leiden und Verfolgung bildet sich der wahre Christ."

Die protestantische Gemeinde Venedigs besteht nur aus einigen hundert Köpfen, meist aber gebildeten Menschen, deren Gesang immer gut und erhebend ist und nicht so schneidend das Ohr beleidigt, wie der unserer großen einheimischen Gemeinden. Die Duldsamkeit der Republik ließ sie schon im 17. Jahrhunderte einem ihrer Generale, dem Grafen Schulenburg zu Gefallen entstehen, und die Liberalität Napoleons geschehen, daß sie sich eine eigene kleine Kirche erwarb. Jetzt würde beides nicht mehr möglich gewesen seyn, und ihr Daseyn bis zu diesem Tage verdankt sie nur dem Könige Friedrich Wilhelm III. der auf dem Wiener Congresse sein Veto aussprach, als man die gute Absicht hatte sie zu unterdrücken. Da man ihr nichts Schlimmeres anthun konnte, hat man seitdem wenigstens durchzusetzen gewußt, daß sie zur Hinterthüre in ihre Kirche eingehen muß und der Haupteingang geschlossen bleibt. Auch hat der gegenwärtige Patriarch von Venedig so viel bewirkt, daß in Bezug auf das Ablesen protestantischer Todten von der Kanzel nicht mehr gesagt werden darf: „Er ist in dem Herrn entschlafen," sondern blos: „Er ist gestorben."

Als vor mehreren Jahren eine Vergrößerung des an den katholischen stoßenden protestantischen Gottesackers nöthig war und die Katholiken zu dem Behufe ein Stück Land von dem ihrigen abtreten mußten, ließ derselbe christliche Patriarch den Grund und Boden zuvor entweihen und die Gebeine vordem verstorbener seliger Katholiken sorgfältig ausgraben, damit ihre Ruhe nicht durch die unselige Nachbarschaft der Ketzer gestört würde. Man wird mir zutrauen, daß ich mir solche Thatsachen nicht auf leere Gerüchte hin mitzutheilen erlaube.

Der gegenwärtige Seelsorger der hiesigen evangelischen Gemeinde, Herr Wittgen, ein Ungar von Geburt, ist ein fester Protestant und folgt der weisen Vorschrift Luthers, nur kurze Zeit auf der Kanzel zu verweilen. Er predigt nicht nach vielbeliebter Weise so lange bis die ermattete Gemeinde einschläft, sondern höchstens etwa zwanzig Minuten.

Es ist bekannt, daß man in Venedig, der Heimath der berühmten Schule, außerordentlich viele Bilder sieht, und nothwendig, daß darunter viele mittelmäßige. Insbesondere bekommt man einen wahren Ueberdruß an dem, das Machwerk angesehen, freilich immer trefflichen Tapetenmaler Tintoretto. Fresken befanden sich zwar einst in Venedig, haben sich aber nicht erhalten, da die feuchte Atmosphäre der Salzfluth sie zerstörte.

Die Hauptbildersammlungen sind die der Akademie

und der Familie Manfrini und die besten Bilder, die man in ihnen und einigen Kirchen sieht, von Tizian, Palma vecchio, Gian Bellino, Paul Veronese, Bonifaz, Bordone, Giorgione, Perugino, Sebast del Piombo u. a. Die Hauptwerke Pauls, an denen man die Vollendung des Styls bewundert, befinden sich an mehreren Orten, namentlich in der Akademie und der Kirche San Sebastiano, in der er begraben ist. Sein prächtigstes Gemälde ist die Hochzeit von Cana in der Akademie, sein lieblichstes eine kleine heilige Familie in San Sebastiano.

Eben lieb gewinnt man ihn durch keines und die Bewunderung seiner Kunst, die man z. B. von Dresden mitbringt, wird hier nicht erhöht, da man allmählig die Erfahrung macht, wie doch eigentlich, mit geringen Abweichungen, ein Bild von ihm den andern gleicht. Mit Giovan Bellin ist der Fall umgekehrt, und man lernt ihn in Venedig als einen der innigsten Meister lieben.

Tizians hiesige Hauptwerke sind die Himmelfahrt Mariä in der Akademie, sein Johannes der Täufer ebenda, sein Peter der Märtyrer in der Kirche San Giovanni e Paolo und etwa sein Ariost und seine Kreuzabnahme in der Gallerie Manfrini. Jedoch ist keines so sublim und verklärt als der Dresdner Christo della Moneta und das vorzüglichste ohne Zweifel, der Johannes. So wie der Meister in jenem Christus das Bild des Heilandes ein für allemal fest-

gestellt, hat er es in diesem mit dem Bilde des Täufers gethan. Hier ist die Kunst zur Wirklichkeit geworden und so und nicht anders kann Johannes ausgesehen haben, als dieser wilde, rauhe, ernste, tiefsinnige und doch halb unbewußte Verkündiger. Das wundervolle Lamm krümmt sich in Demuth zu seinen Füßen. Ueber ihm hängt der gewitterschwere Himmel, ihn umgibt die wilde Waldlandschaft, neben ihm braust der einsame Wasserfall. Warum ist dieses unvergleichliche Bild noch von keinem würdigen Künstler in Kupfer gestochen? Die italienischen Stiche und Steindrücke sind unter der Kritik. Die Assunta ist zwar ein Tizians würdiges Werk; allein was läßt sich aus einem so unfruchtbaren Stoffe Großes machen? Der Glaube an die Himmelfahrt Mariä ist ein römisch-katholisches Nebenwerk, kein christliches Urelement, und kein Künstler wird mit dem besten Willen im Stande seyn, dem Akte eine höhere Bedeutung anzudichten.

Tizians Grab mit der alten einfachen Platte, wie sie Murray beschreibt, das ich andachtvoll in der Kirche bei Frati besuchen wollte, wird jetzt leider! durch ein prunkhaftes, nüchternes, kolossales Marmordenkmal entweiht. Welch verkehrte Idee schon an und für sich, aus einer Kirche, wie es hier geschehen soll, ein Nationalpantheon zu machen und überhaupt Künstler oder Dichter durch Denkmale ehren zu wollen! Denkmale passen für Fürsten, Staatsmänner,

Krieger, Volksmänner u. dergl. Der wahre Künstler setzt sich sein bestes Denkmal selbst, und wer ihm eines errichtet, ehrt nur sich und seine Dankbarkeit. Die Gräber großer Männer sollte man wenigstens mit solchen Ehren in Ruhe lassen, die, so wie hier, nur von der Eitelkeit des Verfertigers zeugen.

Ueberdies ist es unpassend, unmittelbar neben einer Menschengröße wie Tizian noch eine andere ehren zu wollen, und etwa Canova, ihm gegenüber, ein eben so prächtiges Denkmal zu gönnen. Dieses Letzteren Beispiel legt nebenbei ein Zeugniß dafür ab, mit welcher Barbarei die Italiener solche letzte Ehren erweisen. Bei den Frati ruht sein Herz, irgendwo anders sein Körper, in der Academia delle belle arti seine Hand in Spiritus. Die Verehrung hat ihn also fast geviertheilt. Die Todten wüthen gegen die Todten! — So weit geschrieben höre ich gar aus glaubwürdiger Quelle, daß es fast mehr als wahrscheinlich ist, wie Tizians vermeintes Grab in der Fratikirche nicht das wahre seyn kann. Es will dasselbe erst im vorigen Jahrhunderte und zwar ohne hinlängliche Beweise allda ein Mönch aufgefunden haben und man hat dem Künstler auch nicht früher als zu jener Zeit den jetzigen Grabstein gelegt. Tizian starb aber an der Pest und konnte darum nicht wohl anderswo als auf dem damaligen Pestkrankenfriedhofe bei San Stefano, dessen erhöhte

Stelle sich noch gegenwärtig auszeichnet, begraben worden seyn.

Die Gallerie Manfrini hat ein herrliches kleines Bild, eine Kreuzabnahme von Rafael. Kenner ziehen die Echtheit in Zweifel. Ich wage nur zu fragen: wie wollte man diese göttlichen Gedanken und Linien, diese unaussprechliche Grazie in der Kühnheit der Zeichnung anders als rafaelisch nennen? — Welcher Unterschied zwischen der Gallerie Manfrini und jener der Familie Barbarigo! Der Großvater des jetzigen Besitzers der ersteren war ein reich gewordener Tabakhändler, der alle die unschätzbaren Kunstwerke, die sein Geld in seinem Pallast angesammelt hatte, mit Sorgfalt pflegte und bewahrte. Die Barbarigos, die Nachkommen alter Dogen, die allein 24 Bilder von Tizian besitzen, deren Mehrzahl, nach Ridolfi, bis zu seinem Tode in seinem Hause hingen und die den Geldwerth ihrer Schätze wohl zu würdigen verstehen, indem sie dafür 800,000 Zwanziger verlangen, ließen dieselben bis auf das Aeußerste verfallen.

Ich fuhr eines Morgens nach dem dicht bei dem Kanalgrande gelegenen Pallast Barbarigo. Mein Gondolier klopfte an das Wasserthor, und es währte eine Zeitlang, ehe man von innen öffnete. Ein altes schmutziges Weib holte erst ihren Mann, den sogenannten Portier, einen zerlumpten dicken Kerl herbei, und darauf zeigten sich, wie wenn in einer

Räuberhöhle gepfiffen wird, auf verschiedenen Seiten noch andere dünne Kerle und krochen, so wie Ratten aus einem Kehrichthaufen näher, indem sie unter einander zankten und murmelten, oder uns mit habgierigen Blicken umstanden. Ein solches Rudel an unsern Fersen, ging es die unsauberen, beschädigten Marmortreppen empor, an den hohen ungewaschenen Bogenfenstern mit den spinnbewebten kleinen Bleischeiben vorüber, in die weiten Säle und Gemächer. Die Fensterläden wurden aufgestoßen und wir sahen um uns goldene Decken, verrottete Rokokomöbel, halb abgerissene, ehedem vergoldete Ledertapeten, über und über mit Bildern behangen. Welcher Anblick, welche Zerstörung! Die herrliche Magdalene Tizians, die schöne Venus mit dem Spiegel dieses Meisters, die schönsten Köpfe von Giorgione, ein trefflicher kleiner Correggio, kurz, lauter Originale der ersten Meister in dem Zustande einer beinahe völligen Zerstörung. Es ist unbegreiflich was man damit vorgenommen, wie auf alle Weise hineingemalt hat, um sie so weit herunter zu bringen.

Andere Kunstwerke wurden wohl schon vernichtet, weil sie aus einer Hand in die andere wanderten, unter Barbaren kamen. Diese zerstörten die unwürdigen Nachkommen derer, die sie unmittelbar aus der Werkstätte des Meisters erworben hatten, aus moralischer Nichtigkeit, Vernachlässigung, Geringschätzung! Um viele ist wohl noch der ursprüngliche prachtvolle

Rahmen vorhanden; nicht wenigere hat man aber selbst dieser würdigen Gewande beraubt, in die Lumpen eines Rahmens gehüllt, der keinen halben Gulden werth ist, weil der Rahmen sich wahrscheinlich leichter als das Bild zu Gelde machen ließ.

Die Barbarini waren zu ihrer Zeit in Rom als Barbaren weltberüchtigt, diese venetianischen Barbarigos liefen ihnen wahrhaftig fast den Rang ab!

Einen guten Eindruck machte mir der Besuch des armenischen unirten Klosters, den ich auf der Insel San Lazaro abstattete. Dieses, wie man sagt, unermeßlich reiche Kloster hat eine paradiesische Lage und Aussicht nach allen Seiten, und ist in seiner innern Einrichtung behaglich und freundlich. Nähme es nicht blos geborene Armenier in seine Mauern auf, der Andrang gebildeter Europäer nach diesem Klosterasyle der Wissenschaft würde ungewöhnlich stark seyn. Die Armenier auf San Lazaro und in ihrer zweiten weltgeistlichen venetianischen Niederlassung im Pallaste Pesaro leben ganz der Wissenschaft, drucken sauber und nett Bücher in allen Sprachen, übersetzen viel in ihre Sprache, die sie für die Ursprache der Menschheit erklären und geben sogar ein armenisches Journal heraus, indem sie dem Oriente wissenschaftliche Mittheilungen aus dem Abendlande machen. Die Verbindung zwischen Asien und Europa

wird von ihnen auch durch Reisen unterhalten, die ihre Mönche in die fernsten Gegenden unternehmen. Ihre Regel ist nicht streng, sie beten wohl auch nicht übermäßig, erziehen junge Landesgenossen, dürfen ohne Begleitung ausgehen und kommen sehr viel nach Venedig. Ihre Tracht ist einfach und malerisch, schwarz und von dem bekannten armenischen Zuschnitte. Alten Mönchen mit langen weißen Bärten steht sie besonders schön. Wir sahen einen Greis von 95 Jahren. Unser Führer, der junge, kräftige Pater Gregorio, Dr. Alepson, hatte durchaus nichts Mönchisches, sondern ganz das Wesen eines feinen Weltmannes. Seine vielen Reisen, besonders nach Asien, hatten seinem Aeußern wohl diese Färbung gegeben. In dem Bibliothekzimmer wo Byron armenisch lernte, aber nicht eben reißende Fortschritte in dieser Sprache gemacht haben soll, stand eine kleine Statue des jetzigen Papstes, im Empfangzimmer hing das Bildniß des jetzigen Sultans. Eine wunderbare Stellung im Leben zwischen zwei solchen Obherren!

Von den durch berühmte Männer interessanten Häusern Venedigs besuchte ich unter andern den ehemaligen Palazzo delle due Torri dei Molin, an der Riva dei Schiavoni, dicht an der Brücke del Sepolcro, in dessen Erdgeschoß jetzt eine Apotheke ist und den Petrarca 1363 als mailändischer Gesandter

bewohnte. Deßgleichen das Haus in welchem Goldoni geboren wurde und das am Eingange der Calle di Ca' Centanni unweit des Campo di San Paolo liegt. Es trägt die Nummer 2569, über der Thür eine Marmorplatte mit Goldonis Medaillon und Namen, und entspricht merkwürdigerweise dem Charakter seines Talentes: echt alt italienisch, klein bürgerlich im besten Sinne, enges Höfchen mit Pozzo, kleine Freitreppe mit Balkonen, keine Aussicht, nichts Freies, Poetisches, aber alles behaglich und traulich.

Das Wichtigste von allen diesen Häusern war mir natürlich das Tizians. Es befindet sich in einer der abgelegensten Gegenden Venedigs, unweit der Fondamente nuove, mitten unter den elenden Hütten und schmutzigen Winkeln i Biri. Ein Plätzchen dicht daneben heißt jetzt Campo Tizian, eine Trattoria Tizian liegt gleichfalls in der Nachbarschaft und das bescheidene Haus mit der Nummer 5526, in dem er lebte und arbeitete, in einem Sackgäßchen. Eine niedrige Freitreppe mit einer sogenannten Laube führt daran empor. Das Haus war eine Zeitlang verfallen; ist aber wieder in guten Zustand gesetzt worden. Die innere Einrichtung von Tizians Wohnung ist jetzt eine sehr veränderte, seine geräumige Werkstatt in mehrere kleine Stuben abgetheilt. Nur sein gegen Morgen gelegenes Schlafzimmer ist noch dasselbe und allein ein Marmorbecken von der Vorderwand entfernt, in das man unmittelbar Quellwasser rinnen

lassen konnte. Jetzt hat man noch kaum aus Einem Fenster dieses Zimmers eine weitere Aussicht, da der größte Theil des Hauses durch später vorgebaute Häuser verdeckt wird. Zu Tizians Zeit konnte man bis zu den Alpen und dem Meere sehen. In einem Nebenzimmer, nach dem Garten zu, befand sich sonst ein Pozzo, der zur Zeit zum Küchenherde dient. Der von Tizian angelegte Garten ist an einen Nachbar verkauft. In demselben steht der schöne Baum mit den runden Blättern, den der große Künstler auf seinem Peter Martyr angebracht hat. Tizian bezog dieses Haus, sobald er selbstständig geworden war, und erwählte die ferne Lage wohl aus Liebe zur Einsamkeit. Er bewohnte es sein ganzes Leben bis er darin am 27. August 1576, 99 Jahre alt, an der Pest starb. Gegenwärtig hat es der Zufall so gefügt, daß ein Bilderrahmenschnitzer es bewohnt. Liegt darin etwa eine Andeutung, wie sich unsere Kunstzeit ungefähr zu der Tizians verhalten mag?

Der hiesige angesehene Abbate Gius. Cadorin, ein Landsgenosse Tizians, ebenfalls aus Cadore in Friaul gebürtig, hatte schon im Jahre 1833 eine Broschüre mit Notizen über Tizian drucken lassen und hat gegenwärtig ein umfassenderes Werk über sein Leben und seine Bilder ausgearbeitet, das zugleich mit der Enthüllung des Tizianischen Denkmals in der Fratikirche erscheinen wird.

Ich hatte mich unter andern hier auch umsonst

bemüht, etwas Persönliches von dem herrlichen Kirchencomponisten Benedetto Marcello zu hören, der bekanntlich in Venedig (den 24. Juli 1686) geboren war und der edlen Familie der Marcelli angehörte. Nur allein sein von dem Pater F. Fontana lateinisch geschriebenes Leben konnte ich auf der Markusbibliothek zu lesen erhalten. Marcello's Leben war einfach und nicht bewegt. Er war Mitglied des Raths der Vierzig, und ist auch durch mehrere dramatische Werke, lyrische und geistliche Gedichte bekannt, die zum Theil gedruckt, zum Theil Manuscript geblieben sind. Aus seiner Jugend ist nur merkwürdig, daß ihm sein Vater keine Bitte oder keinen Wunsch gewährte, die er ihm nicht in Versen vortrug. Seine Neigung zur Musik verrieth sich früh, wenn auch nur durch das Bedürfniß, viel Musik zu hören. Zur Ausübung derselben war er trotz aller Aufforderungen lange nicht zu bringen; als es aber am Ende dennoch geschah, warf er sich darauf mit solcher Leidenschaft, daß er deßwegen drei Jahre über nicht das Haus verließ. Für seine Gesundheit besorgt, untersagte ihm sein Vater seinen Fleiß und ging mit ihm, um ihn zu zerstreuen, auf das Land. Hier verschaffte sich Benedetto, trotz aller Hindernisse, Papier zum Componiren und schrieb eine so schöne Messe nieder, daß ihn der Vater, als er sie zu lesen erhielt, fortan mit seinem Talente gewähren ließ. Marcello starb in Venedig, den 17. Juli 1739.

Von den Theatern weiß ich nicht viel zu sagen. Der Besuch der meisten ist sehr billig, da das ganze sogenannte geistige Leben der Italiener sich auf das Theater beschränkt. Dessenungeachtet habe ich die Häuser mit Ausnahme des Parterre fast meist leer gefunden und wurde das große Theater San Samuele vor einigen Jahren für die unglaublich geringe Summe von 400 Stück Zwanzigern verkauft. Von der Truppe, die dieses Jahr darin spielte, hörte ich Rossini's Barbier recht gut aufführen. Das Orchester war zweckmäßig, viele Saiteninstrumente, wenig Blech, nicht überstark, ökonomisch im Vortrage, aus keinen Virtuosen, aber aus musikalisch fühlenden Mitgliedern zusammengesetzt. Sänger und Sängerinnen keine große Stimmen, aber brave Musiker, die sich aus dem Grunde auf Vortrag und Stimme verstehen und einfach und natürlich spielen. Ich möchte beinahe glauben, daß der Himmel dies Volk ausschließlich zur Musik bestimmt hat. Wäre ich Sultan oder Tyrann von Italien, ich würde jedem meiner Unterthanen bei Todesstrafe verbieten, zu sprechen. Sie müßten alles was sie mir vorzutragen hätten, singen. Sie können in ihrer weichlichen Bramarbassprache ein für allemal nicht mehr reden. Du heiliger Dante, du herrlicher Boccaccio oder Macchiavell, wenn ihr diesen Mißbrauch der Sprache hören solltet! Im Theater Apollo sah ich ein anderes französisch-italienisches Stück von der Duca'schen Truppe unter aller Würde schlecht spielen. Der Autor

des Stückes stand etwa auf der Bildungsstufe Kotzebue'scher Trauerspiele. Die Schauspieler spielten noch mittelmäßiger als unsere deutschen: hölzern, unnatürlich, schläfrig, marionettenhaft, gedankenlos, ohne eine Spur von südlicher Lebhaftigkeit. Nur in der Verrenkungskunst der Glieder, muß ich zu ihrer Ehre eingestehen, standen sie unsern großen Theaterhelden bei weitem nach. Dagegen haben diese bei aller Comödieneleganz doch keine so tölpelhaften Manieren als jene Italiener!

Das war mein erstes Urtheil über das moderne Stück und nun sah ich le baruffe chiozzote von Goldoni von eben der Truppe mit Entzücken. Wie ist es möglich, daß dieselben Künstler zu gleicher Zeit so miserabel und vortrefflich seyen? Man wird sich erinnern, was schon Goethe im Jahre 1787, als er dasselbe Stück hier spielen sah, darüber gesagt hat. Es ist jedes seiner Worte noch heut zu Tage wahr und anwendbar. Das Stück ist ein frisches reizendes, anmuthiges Nichts, in dem Goldoni mit dem glücklichsten Talente, Leben und Sitte in Chioggia geschildert, und die Schauspieler spielten, der erste Liebhaber ausgenommen, meisterhaft, rasch, in bester Laune, durch und durch wirkliche Menschen, und enthusiasmirten das Publikum mit vollem Rechte. Warum erhebt sich nicht einmal, in seiner vollen Stärke, der gesunde Sinn und Menschenverstand dieses Volkes zu einer verständlichen Demonstration für die vaterländische

Bühne und wirft die Nachahmerei der Franzosen zu allen Teufeln?

Im Theater San Gallo, dem einzigen, wohin sich die elegante Welt in Ermangelung der jetzt geschlossenen Fenice begiebt, sah ich zwar französische **Pièces à** tiroir und weinerliche Comödien von den sardinischen Hofschauspielern etwas besser spielen. Es waren aber immer nur einzelne Talente, die hervorragten, und von einem Zusammenspiel con amore, wie in Goldoni's Chiozzoten, keine Rede. Im Ganzen herrschte auch bei dieser Truppe derselbe falsche geschraubte Kanzelton vor, dem unsere deutschen Schauspieler huldigen, und bin ich der Meinung, daß die italienische Sprache mit ihren vielen nüchternen Sylben und der Sitte darauf beim Sprechen übermäßig lange zu beharren, äußerst undramatisch ist. Der gedrängtere, leichtere venetianische Dialekt ist theatralischen Aufführungen bei weitem günstiger. Die bekannte Abneigung einer italienischen Stadt, einer Provinz gegen die andere scheint fast auch in Betreff der Bühne vorzuwalten, da diese Sarden die Comödien des Venetianers Goldoni niemals spielten. Sie führten zwar einmal ausnahmsweise la dama bizarra auf; fielen aber damit völlig durch, weil sie dem ungewohnten Genre wahrscheinlich nicht gewachsen waren. So ehrvergessen, ihren eigenen Stolz und Landsmann als Autor zu verhöhnen, würden die Venetianer sonst gewiß in keinem Falle gewesen seyn! Vortrefflich waren

einige Mitglieder dieser Gesellschaft, besonders im Affekt und Komischen; edel, natürlich, gemäßigt und wie von der besten französischen Schule gebildet. Ein geschickter Dramaturg und Theaterdichter würde die italienische Schauspielkunst ohne Zweifel viel leichter als die deutsche regeneriren können.

Das eigentliche Haupttheater, in dem sich die vornehme Welt nur sehen läßt, ist die Fenice. Es werden darin nur Opern aufgeführt und eine fremde Familie muß eine Loge dazu meist für schweres Geld erkaufen. Die reicheren Einheimischen haben bekanntlich ihre eigenen Logen, deren Grundeigenthümer oder Aktionäre sie sind, die sie nach Belieben verkaufen, verpachten oder selbst benutzen und für die sie jährlich nur etwa 60 fl. zu Unterhaltung des Theaters beizusteuern haben. Für einzelne Abende wird eine Loge nach Gelegenheit mit 15 oder bis mit 100, früher, bei Anwesenheit der Caroline Ungher selbst mit 500 Zwanzigern bezahlt, und da in Italien vornehm und gering die Fremden schröpft, ist dies wohl der Tribut, den die ersten Stände auf ihr Theil erhalten. Was die Oper anlangt, so fand ich Orchester, Sänger und Sängerinnen wie Musik gering. Sophie Löwe, die Prima Donna für diesen Winter, hat nur noch eine ausgeklungene reizlose Stimme und spielt sehr unbedeutend. Baß und Tenor sind ungefähr ihr gleich, ohne daß man sie groß tadeln oder loben kann. Ich hörte die Braut von Abydos vom

Fürsten Poniatowski, einem Componisten ohne Eigenthümlichkeit und Leben. Die Musik wickelt sich ab wie ein Faden Zwirn; schlaff und lang, man mag jeden Augenblick abreißen oder weiter wickeln, es ist alles eins. Sie hinterläßt in ihrer Nüchternheit nicht den geringsten Eindruck. Die Costümirung des Personals hat dem Componisten schweres Geld gekostet. Das Publikum ist der Musik homogen. Man spricht und conversirt, rührt hie und da einmal aus alter Pietät für die Prima Donna oder den Primo Uomo die Hand, geht aber spät ins Haus, das man bald wieder verläßt, und hat nur Sinn für Fanny Elsler.

Ich verachte das moderne Ballet. Die meisten Tänzerinnen haben mir in ihrer frechen Erscheinung nur Ekel erregt; allein ich gestehe, Fanny Elsler hat schon früher in Berlin, wie gegenwärtig hier, mein Vorurtheil überwunden. Ich sah sie jetzt in Esmeralda, einem viel zu langgedehnten Machwerke, das eigentlich gar kein Balletstoff ist, und alle mitwirkenden Tänzer und Tänzerinnen waren plump und ungraziös. Fanny Elsler aber war, wie immer, trotz dem daß sie nun wohl schon einige 40 Jahre alt ist, vollendet in ihrer frischen Anmuth, wahrhaft klassisch in ihrer Kunst, durch und durch korrekt im Styl des Tanzens, Gehens, sich Bewegens und Geberdens.

Ihr Körper ist Musik, ihre Gedanken und Gefühle sind Körper geworden, jeder Muskel scheint sich

selbstbewußt, organisch an das Kunstwerk des Tanzes anzuschließen, mit dem ihre Seele gleichbedeutend geworden ist. Es wird schwer das Alles in Worte zu kleiden, was sie in uns anregt, weil wir fühlen, es sey etwas ganz Exclusives.

Es wurde mir bei der Gelegenheit aufs neue klar, wie es doch eigentlich ein monströses Mißverständniß ist, daß es Tänzer gibt. Ein Tänzer ist ein Unding, er mag sich noch so sehr abhaspeln und abarbeiten, er bleibt abscheulich. Tanz und Grazie sind ein ausschließliches Eigenthum des Weibes, darin darf und soll der Mann künstlerisch nicht mit ihr wetteifern. Das Aequivalent des Mannes ist Kraft und Gewandtheit. Will man Mann und Frau in Pantomimen mit einander wetteifern lassen, so muthe man dem ersteren nicht zu, sich zu einem sogenannten Pas de deux herabzuwürdigen, sondern componire ein neues Genre, in dem die Frau allein im Tanze Grazie und Schönheit zu entwickeln sucht, derweil der Mann sich ihr mit Aeußerungen der Schnellkraft und Gewandtheit harmonisch anschließt.

Die Italiener lieben den Tod nicht und geben sich so wenig wie möglich mit ihm ab. Wir Germanen, die wir mit dem Tode auf einem freundlichen Fuße stehen, können kaum einen abschreckenderen Anblick als ein hiesiges Begräbniß, oder einen hiesigen

Gottesacker haben. Ich war unlängst ein Augenzeuge dessen, als ein reicher Markese Maruzzi nach griechischem Ritus begraben wurde. Es hieß, er habe keine Angehörigen hinterlassen und sey sehr ungern gestorben. Der Zug kam um zwei Uhr Nachmittags an meiner Wohnung im Palazzo Capello, bei San Lorenzo vorbei und sollte an dessen Ecke aus dem Rio di San Lorenzo in den noch engeren di San Giovanni Laterano einbiegen. Voraus fuhren etwa zehn Gondeln, von Livreebedienten geführt, die nicht eben große Galla trugen, sondern unter Zanken und Schreien durch und wider einander ruderten, einer in Hemdsärmeln, ein anderer mit einer Schlafmütze, alle ungebürstet und beschmutzt. In einer der letzten Gondeln saßen einige Popen.

Unmittelbar vor der Leiche kam ein großer Kahn mit der etwa 30 Mann starken Musikbande eines österreichischen Regimentes und mit grünen und weißen in den schlammigen Kanal hangenden Lappen verziert. In dem Augenblick, als der Kahn in den andern Rio biegen wollte, stimmte die Bande eine rauschende Trauermusik an. Mitten darin aber erscholl, indem die Barke plötzlich still stand, ein lebhafter Wortwechsel zwischen einem halbnackten Gondolier, der sie führte und einem schäbigen Manne, der am Vordertheile stand und den ganzen Zug zu leiten schien. Je lauter sie brüllten, desto lauter erhob sich die Musik und es hielt einige Minuten lang ein wahrhaft

toller Lärm an. Am Ende schwieg die Musik und die Parteien verstanden sich, daß zu der Zeit der tiefsten Ebbe, bei ohnedies allgemeinem Wassermangel, der kleine Kanal allzu seicht war, den schweren Kahn zu tragen. Man mußte sich entschließen bis an die Brücke San Lorenzo zurückzufahren und hier die ganze Musikbande auszuladen, die bis zur fondamenta nuova zu Fuße wandern sollte. Der gleich große Kahn mit der Leiche wurde ebenfalls zu dem Ende von einer Anzahl Kerlen in blauen Blousen erleichtert, deren jeder eine brennende Fackel trug. Es blieb darin allein die Leiche selbst unter einem mit rothem Sammet ausgeschlagenen Gestelle, auf dem ein rothes Kissen, schmutzig und lappenhaft, ein alter Hut, Degen, Orden und dergleichen Dinge lagen; rings um das Castrum gruppirten sich etwa sechs fachini di chiesa, liegend, kauernd, oder stehend in ihren feuerrothen Kattunmänteln, große Bleche auf Brust und Rücken; am Vordertheile lag ein wilder schmutziger Kerl, alle Viere von sich gestreckt. Die Fachini hatten ebenfalls Fackeln in Händen, die sie immerfort putzten und mit denen sie zu ihrer Unterhaltung ungezwungen spielten. Hinter diesem Kahne sah ich noch einige dazugehörige Gondeln ungewissen Inhaltes, und das war der ganze sich unfestlich genug ausnehmende Zug. Die beiden erleichterten Kähne versuchten noch einmal durchzudringen; allein es war und blieb vergebens, und nach abermaligem Hin- und Wiederschreien,

Fluchen und Fahren mußte alles zusammen den Rückzug antreten, und den enormen Umweg, der Riva entlang, um die Spitze der giardini publici nach der Gottesackerinsel einschlagen.

So trostlos indessen ein solcher Leichenzug, wie ich ihn beschrieben habe, ist der Anblick des Gottesackers selbst noch trostloser. Eine weite Fläche von verdorrtem Rasen, der sogar jetzt im Frühling, um wie viel weniger im heißen Sommer, nicht einen grünen Fleck darbot. Kein Baum, kein Strauch, keine Blume, kein Grashügel!

Non é l'uso! war die trockene Antwort auf meine vergebene Frage danach. Es mag wohl nur etwa von fünfzig Todten Einem ein dürftiges hölzernes oder noch geschmackloseres und so dürftiges eisernes Kreuz gesetzt werden, daß es wie ein Rohr im Winde schwankt, zumeist verrostet, ohne Inschrift, kein einziges mit Blumen oder einem grünen Kranze geschmückt. So wie die Leiche auf dem Gottesacker ankommt, wird sie den harrenden Franziskanern, den Schutzherren desselben, übergeben und weiter kümmert sich kein Mensch um sie. Arme werden, wie Herr von Binzer in seinem trefflichen Buche über Venedig erzählt, zu Haufen in eine Grube geworfen, und erhalten nicht einmal ein Kreuz. Seine geliebten Todten zu besuchen, ist hier nicht Sitte oder Uso, so wenig als ihnen einen Hügel zu errichten, einen Baum zu pflanzen, den man pflegt. Die Italiener

hören und sehen eben nicht gern etwas von dem verhaßten Tode!

Durch eine Mauer von dem großen Gottesacker abgesondert, hat man einen kleinen dreieckigen, versteckten Winkel für die Protestanten u. s. w. bestimmt, welche sich entschließen müssen, hier zu sterben. Dessen Inneres ist nach denselben Grundsätzen eingerichtet, wie der große, und umfaßt eine gemischte stille Gemeinde von Deutschen, Engländern, Russen, Schweizern u. s. w. Auch der unglückliche Maler Leopold Robert ist hier begraben, ich weiß nicht ob er wirklich protestantisch war, oder die Protestanten ihn nur aus Pietät auf ihrem Gottesacker empfingen. Seine Grabstätte ist die einzige, die grüne Gebüsche zieren.

So gern man auch in dem wunderherrlichen Venedig lebt, todt möchte man hier unter keiner Bedingung seyn, es müßte sich denn die Erlaubniß erlangen lassen, auf dem poetischen Lido, vom Meere umspült und umbraust, begraben zu werden. Lord Byron wünschte sich mit vollem Rechte dort ein Grab und ein napoleonischer Gouverneur bereitete es sich wirklich auf dem Lido.

Wie lange währt es doch und wie schwer hält es in unserer Zeit, daß sich das echte große Talent Anerkennung erwirbt! Ein solches Talent lebt und wirkt in Venedig und wer spricht noch außer ihm

von dem jungen Bildhauer Luigi Ferrari, auf den man nicht genug die Aufmerksamkeit Deutschlands lenken kann? Vergleichungen sind immer bedenklich. Allein die Arbeiten, welche ich in seiner bescheidenen Werkstätte gesehen habe, sind nicht nur des Besten werth, was die neuere Zeit in Italien, sondern was sie irgendwo an Bildwerken hervorgebracht hat. Ich will beispielsweise nur von dreien sprechen. Das erste ist die Ausführung des kühnen Gedankens, die berühmte antike Laokoon-Gruppe gewissermaßen fortzusetzen und eine spätere Scene dieses plastischen Tragödienstoffes zum Vorwurfe zu wählen, in der die Schmerzen und Gefühle des Vaters eine noch herbere Steigerung erlitten und der eine seiner Söhne bereits entseelt vor ihm liegt. Die ganze Gruppe ist ohne Zweifel schön und imposant und was man auch gegen die Zulässigkeit eines solchen Unternehmens sagen mag, ist doch schon ein sehr Bedeutendes erreicht, wenn man gleich wie hier zugeben muß, daß der moderne Künstler auf keine würdige Weise mit dem antiken gewetteifert hat. Luigi Ferrari führt dieses kolossale Modell in gewöhnlicher Lebensgröße, wie ich glaube für die Stadt Padua aus, und es ist nur zu beklagen, daß die Besteller kurzsichtig genug seyn konnten, ein solches Opfer von dem Künstler zu verlangen, der den Gegenstand entweder kolossal oder gar nicht zu behandeln hatte.

Das zweite Werk ist eine kniende Nymphe, die

eine Wasserlilie pflückt und, ihrer Vollendung in Marmor nahe, für die Comasker Villa eines Mailänder Edelmannes, des Duca Serbelloni, bestimmt ist. An Reiz, Weichheit, Schönheit, Individualisirung und genialster Kühnheit der Composition kann ich kein anderes modernes Bildwerk darüber stellen, und wenn diese Nymphe erst einmal an einem Orte wie Paris ausgestellt werden sollte, wo ein umfassenderes Kunstverständniß als dahier zu Hause, ist es keine Frage, daß sie den Ruhm des Künstlers mit Einem Schlage aus der Gegenwart ablöst. Man möchte sie in gewissem Sinne eine Venetia nennen, da der unvergleichlich feine, delikate, pikante, venetianische Schönheitstypus der Frauen bis in seine leisesten Abschattungen und nicht weniger selbsteigensten Mängel nachgebildet ist.

Das dritte Werk Ferrari's ist das kolossale Modell zu einer Gruppe, wie David den Riesen Goliath überwunden hat, und dem am Boden liegenden Kolosse den Fuß auf den Leib setzt, um ihm den Todesstreich zu geben. Animalische Ueberkraft und Fülle in Goliath, geistiger Jugendschwung in David sind in den beiden Gestalten mit regem, strotzendem Leben zur Anschauung gebracht. Etwa kolossal in Bronze gegossen eignete sich diese Gruppe vorzugsweise für eine öffentliche Ausstellung, da sie nicht minder, wie z. B. die Kißische Amazone den großen Vorzug vor andern besitzt, unmittelbar zu symbolischer wenn nicht

selbst patriotischer Auffassung aufzufordern und den Sieg des göttlichen Menschengeistes über die thierische Körperwucht zu vergegenwärtigen. Als Beweis des genialen Ideenschwunges, der in Ferrari's Geiste lebt, will ich nur noch erwähnen, wie er bei Gelegenheit des gegenwärtigen Hafendammbaues der Behörde den leider! verworfenen Vorschlag that: anstatt des darauf nothwendigen Leuchtthurmes eine riesige Venetia zu errichten, die die Schiffenden mit einer Hand zu sich einlädt und mit der andern die Fackel schwingt, die die Laterne zu tragen bestimmt gewesen wäre.

Ich machte unter andern einen Abstecher nach Padua, das durch die Eisenbahn gleichsam eine Vorstadt Venedigs geworden ist. Die Gegend zwischen beiden Städten ist eine langsame Abdachung des Gebirges, flach, sumpfig, nichts als Feld, mit Weiden bepflanzt, zwischen denen sich allenthalben Wein hinrankt. Die Tyroler Alpenkette ist, wenn sie sichtbar und nicht wie im Winter fast immer so tief in Nebel gehüllt ist, daß man keine Ahndung von ihrem Daseyn hat, der höchste Schmuck dieser Landschaft und zieht sich an dem ganzen nördlichen Horizonte hin.

Die Eisenbahneinrichtungen sind hier noch in ihrer Kindheit und man wird auf alle Weise belästigt und aufgehalten. So kurz die Strecke zwischen Venedig

und Padua ist, bringt man darauf über anderthalb Stunden zu, auf jeder Zwischenstation beinahe eine Viertelstunde. Ueber die Lagunenbrücke fährt man in zehn Minuten.

Es gibt wohl wenige alte Städte, die so reich wie Padua an ruhmwürdigen Erinnerungen sind, und, von der Schönheit seiner alterthümlichen Gebäude abgesehen, waltet eine gewisse Nüchternheit wie etwa in Potsdam oder Leipzig, einer Garnison- oder Handelsstadt, darin vor. Die heutigen Studenten sollen in mancher Hinsicht sehr unruhige oder unduldsame Gesinnungen zeigen und namentlich mit dem deutschen Militär in Unfrieden leben.

Meine Aufmerksamkeit nahmen in Padua fast nur die Kirche des heiligen Antonius und die mannichfachen Fresken in Anspruch. Die Kirche erscheint fast ebenso einzig und wunderbar als San Marco, mit welchem sie zwar die Aehnlichkeit des gothisch-orientalisch fabelhaften Styles hat, von dem sie aber dennoch so unendlich verschieden ist, daß man zwischen beiden durchaus keine Parallele ziehen kann. Der einzige dazu gegebene Punkt wäre vielleicht die in beiden so eigenthümlich sich gestaltende Verschmelzung von Pracht, Reichthum, Kunst und Schönheit. Auch in Sant Antonio wie in San Marko enthüllt jeder neue Schritt, den man thut, ein architektonisches Bild von unvergleichlicher Wirkung, von unergründlichem Reiz, und der eine Tempel ruft so wenig wie der

andere den Gedanken an den Heiland oder wahren Gott hervor.

Die Fresken von Avanzi, Zevio und Tizian in der Kirche Sant Antonio, von Giotto in Santa Maria dell' Arena, von Campagnola und einem Ungenannten in der Scuola dei Carmini und von Andrea Mantegna in der Kirche dei Eremitani gewähren zusammen einen höchst lehrreichen Ueberblick der Geschichte der Freskomalerei während der Zeit der Kunstblüthe in Italien. Die Tizians sind weit weniger schön als seine Oelgemälde, die Mantegna's die vollendetsten in technischer Hinsicht; die Giotto's bekehrten mich von dem Vorurtheile, als ob dem großen Erneuerer der Malerkunst noch vielerlei nachzusehen sey. Seine Engel sind die allerlieblichsten und es kommen in seinen Compositionen Gestaltungen vor, die eines Raphael nicht unwerth sind.

Alle diese Paduaner Fresken zusammen führen den Beweis, daß die neuern Freskenmaler wohl noch nicht ganz auf der Höhe ihrer Kunst stehen dürften, wenn sie das Grelle oder Matte ihrer Färbung etwas Unvermeidliches nennen. Andrea Mantegna's Fresken könnten sehr wohl für Oelbilder angesehen werden und die schlimme Klippe ist also doch umschiffbar.

Die paduanische Luft gilt für außerordentlich gesund und ich fühlte mich an dem warmen Märztage mit meinen Reisegefährten hier weit kräftiger und wohler als in Venedig. Ich weiß in der That nicht

ob es nicht ein Vorurtheil unserer deutschen Aerzte seyn sollte, wenn sie gegenwärtig so viele Kranke und Leidende nach Venedig schicken. Früher war zu dem Ende Nizza eine Modestadt und es hat sich erwiesen, daß kaum Ein Ort in Italien Brustkranken verderblicher seyn kann. Ich fürchte, es ergibt sich mit der Zeit für Venedig etwas Aehnliches. Die Luft ist hier so schlaff und todt, daß ich nicht begreife, wie sie einen Kranken stärken und beleben kann. Sie hat keine Nahrung, keinen natürlichen Stoff vor sich, an dem sie sich erneut, belebt, erfrischt, auf den sie wirkt, sie stagnirt in den feuchten Kanälen und wie elastisch energisch, lebensfrisch und warm wird sie dagegen gleich in Padua!

Die weitere Lagune gen Nord und Süd lernte ich auf Fahrten nach Torcello und Chioggia kennen. Torcello, das man in zwei Stunden erreicht, rathe ich jedem Fremden zu besuchen. Es ist eben so interessant durch seine historische Wichtigkeit als erster Ansiedelungspunkt der Venetianer, ehe das heutige Venedig gegründet ward, als durch seine uralten Kirchen und üppige Vegetation. Auch lernt man auf der Fahrt dahin am leichtesten das Lagunen- und Kanalwesen kennen. Die Bekanntschaft mit Chioggia, der Heimath aller Seefischer Venedigs, und die ehedem von so hoher Wichtigkeit für die Republik war, muß der Fremde durch eine acht- ja zehnstündige Fahrt hin und zurück allzutheuer erkaufen. Der

Ort selbst ist freundlich genug, hat aber sonst keine Merkwürdigkeiten aufzuweisen, und selbst der Anblick der berühmten Steindämme zwischen Meer und Lagune, der Murazzi, ist keineswegs imposant, da das Riesenhafte des Werkes unsichtbar unterm Wasser liegt. Die Ansicht von Venedig und den Alpen im Hafen von Malamocco ist das Schönste was diese Fahrt bietet.

Kleine Ausflüge in Fischerböten auf das Meer zu dem Porto del Lido hinaus, waren mir eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen, das ich mir durch das lästige je zweimalige Anhalten und Anfragen bei der Sancta nicht stören ließ.

Für die letzten Tage meines Venetianer Aufenthaltes hatte ich mir aufgespart noch den gerühmten Gesang der Gondoliere anzuhören. Ich fuhr an einem herrlichen mondhellen Abende durch den Kanal, uns voraus eine Barke mit drei Sängern, einem Vorsänger von Volksliedern und zwei Tassosängern. Letztere sangen abwechselnd jeder eine halbe Stanze, gleichwie als Frage und Antwort, ersterer löste sie jedesmal ab, wenn ihre Stimmen der Ruhe bedurften. Unter den Volksliedern sind viele gleichgültige, manche sehr hübsche und eigenthümliche, zunächst eines welches die Vogelhändler zur Zeit der Republik gesungen haben sollen. Einige sind Note für Note die nämlichen wie sie Auber für gut befunden hat in seine Stumme von Portici aufzunehmen. Der Tassogesang

ist eine Uebersetzung der gerusalemme liberata in den Venetianer Dialekt und jetzt bekannt genug, da man die Musik gedruckt kaufen kann. Sie hat etwas Traditionelles und ist wohl sehr alt. Mehr parlando als recitativisch oder gesungen, eintönig, oft durch die Nase vorgetragen, sollte man glauben sie werde keinen sehr harmonischen Eindruck hinterlassen. Ich muß jedoch, wahrhaftig ohne Vorurtheil und Verblendung, gestehen daß sie, einmal gehört, unvergeßlich bleibt. Sie hat etwas wunderbar Eindringliches, Melancholisches, Aufregendes und dennoch Einwiegendes; man möchte Nächte lang mit ihr durch die Lagunen schwimmen, immer zuhören und sich seinen Gedanken frei hingeben. Man glaubt gewissermaßen nicht mehr zuzuhören, nachdem der Sänger eine Stunde gesungen hat, träumt und brütet, und bei alle dem wenn er aufhört und der durchdringende monotone Klagelaut nicht mehr über die stillen Wasser schallt, ist man aus seiner erhöhten wohlthuenden Stimmung gerissen. Ich konnte kaum wieder von der Lagune scheiden. Die gothischen Palläste des Kanales lagen so imponirend, mahnend, geheimnißreich, in massenhaften Schatten da, die Fluth leuchtete so mild; der Mond glänzte so still, die einzelnen Gondellichter guckten so traulich aus der Dunkelheit. Ein Versuch, in der Giudecca, an der Fondamenta della Zacchere, einen Sänger auszusetzen, den andern in die Mitte der breiten Wasserfläche rudern

zu lassen und zwischen beiden innen aus der Ferne die Fragen und Antworten der Stanzen zu hören, scheiterte an dem ungeheuren dreifachen Lärm, den zu gleicher Zeit alle Glocken der Stadt, alle Trommeln aller Kasernen und ein heftiger Scirocco anhuben. Ich hörte keinen Ton mehr und mußte in den stilleren Canal grande zurückfahren, wo ich unter dem Rialto, dessen Bogen den Gesang fünfmal stärker schallen machte, noch lange darauf lauschte.

Man hat zwar gesagt, die Tradition des Tassosingens verlösche unter den venetianischen Gondolieren. Ich kann dem aber aus eigener Erfahrung widersprechen und hätte viele andere Sänger außer diesen zu meiner Verfügung haben können. Auch wurde diesen Abend vielemale von dem Ufer oder andern Gondeln aus mit in den Gesang gestimmt oder mit andern Stanzen auf unsere geantwortet. Beweis genug, wie viele Leute noch mit dem Venetianer Tasso vertraut seyn müssen. Mein eigener Gondolier war dafür ganz begeistert und sein kleiner Sohn, mein Facchino, am Vordertheile der Gondel, sang die Stanzen immer leise unwillkürlich nach.

Mein Aufenthalt in einer der wunderbarsten Städte der Welt ging zu Ende und ich nahm in einer stillen Mondnacht von der Markuskirche und dem Dogenpallaste, oder der Piazza und Piazzetta Abschied.

Man muß das thun, wenn man harmonisch von Venedig scheiden will. Den letzten Eindruck des Tages und des Sonnenlichtes, der ihm nicht gemäß ist, darf man nicht mit sich von dannen nehmen. Ich glaube, ich habe alles gesehen, was man von Venedig sehen kann, und habe es genau genug durchforscht. Die Brenta und ihre Villen sind mir allein unbekannt geblieben und daran trägt Palladio die Schuld, der allda eine große Rolle spielt und für den ich mich ein für allemal nicht erwärmen kann. Daß ihm mein erstes Gefühl nicht Unrecht gethan, hat ein Charakterzug, welchen ich später von ihm hörte, meinem Urtheil bestätigt. Der zuerst von einem Deutschen Calendario aufgeführte Wunderbau des Dogenpallastes war nämlich, wie man weiß, im sechzehnten Jahrhundert halb niedergebrannt und darauf hatte Palladio die Stirn, in allem Ernste vorzuschlagen, daß man ihn völlig abtragen und nach seinem eigenen Plane einen neuen aufführen lassen möge. Ja, das Verbrechen wäre in der That begangen worden, hätte nicht da Ponte durch eine begeisterte Rede bewirkt, daß man den erhabensten Pallast der ganzen Welt in seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit wieder herstellte. Wie kann aber ein Künstler groß und edel seyn, der so wenig Pietät und Ehrfurcht vor Geschichte, Vaterland, Kunst und Alterthum bezeigt!

Ich gehe auf vier Wochen nach den Euganeen um

den Frühling zu genießen und das italienische Volk kennen zu lernen, wo die Fremden noch keinen Einfluß auf dasselbe übten.

In dem wirklichen Venetianer Volke, den armen und geringen Leuten — die Nobili und Eleganten sind ohne Zweifel unwiederbringlich todt — mag sich seit den letzteren Jahrzehenden freilich auch ein gewisser Nationalgeist regen, der, einmal aufgekeimt, nothwendig eine Pflanze treiben wird.

Gott gebe daß sie ein kräftiges, gesundes Wachsthum habe!

Als ich bei meiner Abreise von meinem kleinen Facchino an der Eisenbahn Abschied nahm, sagte ich zu ihm: »Ebbene, Giammaria, addio! diviene grande e un giorno gondoliere della republica futura!«

»Grazie, grazie; Sior, sia benedetto! eh chi sa, chi sa!« antwortete der Vater mit vor Freude hochrothem strahlendem Angesicht.

III.

Villeggiatur in den Euganeen.

Es warnte uns in Venedig Jedermann, nicht schon Anfangs April nach den Euganeen zu gehen, weil die Jahreszeit dort immer um wenigstens vierzehn Tage zurückstehe und die vielen zum Theil hohen Berge die Luft erkälteten.

Die Umstände machten es uns nun aber wünschenswerth, unsere Abreise nicht zu verschieben, und ich hatte bereits in Monselice eine Wohnung auf vier Wochen gemiethet. So brachen wir unbedenklich am Palmsonntage nach dem Orte auf, den wir mit Eisenbahn und Vetturino in vier Stunden erreichten. Und siehe da! es grünte in Venedig, bei unserer Abreise noch kein Baum, derweil in Monselice schon voller Sommer war. Wir heizten dort noch Morgens unsere Zimmer und trafen hier schon eine Hitze von vielleicht 20 Grad im Schatten. So wenig gilt also gelegentlich der Rath der am besten Unterrichteten.

Das etwa 4000 Einwohner enthaltende Städtchen Monselice liegt am südlichen Abhange der Euganeeischen Berg- oder Hügelkette, am Fuße des letzten Berges, des hohen Monte ricco oder riccio, dessen breiter Rücken die Kette malerisch abschließt, und der seinen Namen von den Kastanienbäumen erhalten haben soll, welche ihn ehedem bedeckten.

Auf der andern Seite zieht sich das Städtchen bis zur halben Höhe der weit niedrigeren Rocca di Monselice empor, welche Venedig seit Jahrhunderten mit den härtesten Bausteinen und seine ehemals berühmten Theriakapotheken mit Vipern versorgte, die lebendig zerstoßen, eines der wesentlichsten Bestandtheile jenes Universalheilmittels bildeten.

Monselice ist im Verhältnisse seiner Größe ungemein belebt, da die Hochstraße von Venedig nach

Mantua mitten durch führt und hat, von jeder Seite gesehen, etwas äußerst Malerisches. Seine befestigte Rocca spielte in dem Mittelalter eine große Rolle und Ezelin von Romano nahm und verlor sie verschiedenemale, wahrscheinlich durch Verrath. Dem ersten Anscheine nach hätte sie leicht uneinnehmbar gemacht werden können. Ein alter Priester zeigte mir jedoch einen Plan, wonach die Befestigungen nur in einer mit Thürmen besetzten einfachen Mauer bestanden, die quer über den Gipfel ging und oben einen gewaltigen von Friedrich Barbarossa erbauten Thurm zum Mittelpunkte hatte.

Der Thurm und ein großer Theil der Mauer sind noch ziemlich wohl erhalten und geben der Rocca und dem Städtchen, verbunden mit den Ruinen des alten hochgelegenen Domes, einen besonderen Reiz. Mehrere Palläste alter Venetianer Nobili liegen auf halber Höhe des Berges oder unten im Thale. Von diesen ist der Palazzo Marcello der schönste und eigenthümlichste, fast wie ein altes Kastell gebaut. Die Gartenmauer des Palazzo Nani ist nach der Straße zu mit einer Anzahl toller Carrikaturen von Stein, menschlichen Standbildern in allen Verrenkungen und Verwachsungen besetzt. Unweit liegt der neue Dom und noch höher den Berg empor der Palazzo Duodo, nebst einer kleinen Kirche und sieben Stationskapellen, was alles zusammen der Venetianische Gesandte am Hofe Pauls V. in Rom, Pietro

Duodo, im italienischen Zopfstyle erbaut hat. Die Kirche ist im Besitze eines großen, römisch-katholischen Schatzes, den der Papst der Frömmigkeit ihres Erbauers in den aufgeputzten Knochenleibern von fünf und zwanzig Heiligen verehrt hat. Das verödete Innere des Pallastes zeigt nur noch wenige Spuren von der ehemaligen Größe der Familie. Der letzte Träger ihres Namens ist eine alte Dame, die in Venedig lebt. Unmittelbar von dem Pallaste aus führt eine prächtige Steintreppe vollends bis zu dem Gipfel der Rocca, den die Familie theilweise zu einem Garten umgeschaffen hatte.

Um sich von der vollen Schönheit dieses Berges einen Begriff zu machen, stelle man ihn sich einerseits mit einem Oelwäldchen bewachsen vor, über welches mächtige Cypressen und Pinien ragen. Auf der andern Seite grünen gegenwärtig frühlingsfrisch Buchen, Linden, Ulmen und andere Laubbäume und ziehen sich durch die Ruinen der Thürme und Mauern Granatbüsche, wilde Rosen und Epheu über Epheuranken, darunter Obstbäume, Weinpflanzungen und Gemüsegärten. Aus den Mauerritzen drängen sich Caperstauden mit ihren dem Portulak ähnelnden röthlichen Blättern. Dahinter liegen gen Nordosten die Berge und Hügel der Euganeen und nach den übrigen Himmelsgegenden die Gefilde der unabsehlichen, fruchtbaren, lombardischen Ebene. So weit das Auge reicht, Stadt an Stadt, Thurm

an Thurm, Dorf an Dorf, die Zwischenräume grüne Felder, von Gräben umzogen, jeder Graben mit Weiden, Pappeln, Oliven-, Wallnuß,- Maronen-, Quitten- und Maulbeerbäumen in Reihen besetzt, von einem Baum zum andern ein ununterbrochenes Gewinde von Weinreben.

Unsere Wohnung in Monselice ist der reinste Gegensatz zu unserer venetianischen. Dort wohnten wir in dem prächtigen Pallast Capello bei San Lorenzo, in großen Sälen, mit Säulen, Balkonen und Hallen, Meubles, Thüren und Spiegel lauter Kunstwerke, vergoldet, geschnitzt, mit Seide überzogen, Tapeten von seidenem Damast an den Wänden, die Decken kostbare Fresken, an den Fußböden alte türkische Teppiche. Dieser comfortablen Lichtseite gegenüber aber auch der tiefe Schatten eigennütziger, grober, zänkischer, ungefälliger Vermiether. Hier wohnen wir in geweißten Stuben, reinlich, aber kleinbürgerlich, bei einem wohlhabenden Feldpächter, der eigentlich nie daran denkt, Fremde bei sich aufzunehmen und nur seine überflüssigen Räume mir aus besonderer Freundlichkeit überlassen hat. Er ist ein stiller, hagestolzer, feiner, gefälliger Bürgersmann, der den ganzen Tag nichts anderes thut als daß er nach seinen Campagnen sieht und Cafe nero trinkt.

In seiner Haushaltung ist alles reichlich und behaglich. In seinen Zimmern hängen hundert Bildnisse berühmter Italiener, das meinige ist mit Szenen

aus Manzonis Promessi Sposi tapezirt und unsern Salon ziert der ehemalige kunstreiche Schreibtisch Ugo Foscolo's, den unser Wirth in einer öffentlichen Versteigerung zu hohem Preise erstanden hat.

Die Wirthschaft des Hauses führt mit strengem Zepter eine dicke, gutmüthige Köchin, Donna Felicita, die la serva Padrona heißt, die eine große Meisterin in ihrer Kunst und eigentlich die Frau des Gärtners ist, der aber nur alle Sonntage von seiner Campagna hereinkommen und ihr, wie man zu sagen pflegt, die Hand küssen darf.

Wir speisen mit unserem Wirthe zusammen, fahren alle Tage in seinem Wagen spazieren und benutzen seinen trefflichen Keller voll selbsterbauter Estenser Weine, deren Blüthe der süße Secco, mit dem Beinamen Petrarca, ist. Im kleinen Gärtchen hinter dem Hause erbaut er die feinsten Spargel, soviel er bedarf, und über die Mauer hinweg erblickt man rechts und links die malerischsten Berge und Ruinen.

Zum Beginn unserer Ausflüge in die Umgegend führte uns unser Hauswirth nach seiner allerliebsten Campagna in Mirandola, eine halbe Stunde von Monselice, nach Este zu gelegen.

Hier sahen wir das stattlichste Rindvieh, in dieser Gegend durchweg von weißer Farbe, mit ellenlangen Hörnern, an Gestalt das unsere um die Hälfte überragend, eben so gewaltige Schweine, hier zu Lande alle schwarz, und einen überreichen Hühnerhof. Die

Landschaft ist rings um das Gut ungemein lieblich, Hügel reiht sich an Hügel, grüne Saatfelder dazwischen, von blühenden Obstbäumen eingefaßt, zahlreiche Weingärten bis zu dem eine halbe Stunde von hier gelegenen Hause Petrarcas in Arqua.

Die Sonne ging Abends in glühender Pracht unter und die harmonischen Glocken der nahen und fernen Ortschaften klangen silbern darein.

An einem der ersten schönen Sonnenmorgen trat ich eine Wanderung nach dem Monte riccio an, dessen steiniger Boden, wo er sich zu erheben beginnt, mit Caktus überzogen, mit allerlei Bergblumen und aromatischen Kräutern bedeckt ist; auch ragen Alpenrosensträuche darüber, welche sich nur bald unter der Menge üppiger weißblühender Erikastauden verlieren, die den Berg nach allen Seiten wie ein weißes Blüthenmeer überfluthen.

Ich ruhte an einer schattigen Stelle aus, in den Anblick der herrlichen Appenninenkette am südöstlichen Horizonte versunken. Um mich flatterten seltene bunte Schmetterlinge und summten große Käfer, über mir glühte der dunkelblaue Himmel, unter mir lag im Morgendufte wie ein grünes Meer die unbeschränkte Ebene; weiße Wolken zogen einzeln über die Gegend und spiegelten sich als schwarze Schatten darauf wieder, schwammen in der Ferne wie phantastische Inseln. Lerchen und andere Singvögel musicirten, wiewohl nicht so mannichfaltig wie bei uns, in der

balsamischen Luft und auch der Schmelz der Wiesen kam lange nicht dem unsern gleich.

Ein kleines, uraltes, zerlumptes Mütterchen, mit dickem, braunem Gesicht und schlorweißem Haar, kroch, eine seltsame Zugabe zu der schönen Natur, mit mir den Berg empor, war, Gott weiß wie, mir rüstigem Bergsteiger von einer Zeit zur andern nahe, stand still wo ich ruhte, sah mich immer an, gab mir ein freundliches Wort um das andere und war zufrieden wenn ich, Einsamkeitsüchtiger, ihr kaum ein einziges auf hunderte erwiederte.

Ich dachte unterdessen: warum wir modernen zumal deutschen Weltbewohner, die wir allerdings auf der Stelle Epigonen werden, sobald wir es uns zugestehen, nur so gar nicht das Bedürfniß haben, uns die Tausende von Pflanzen und Kräutern, denen unsere Altvordern so edle poetische deutsche Namen gaben, dabei im Gedächtniß festzuhalten, oder die Naturwissenschaft etwa auf dem allein gangbaren Wege eines Buches populär zu machen, das, als eine Art Kalender, angäbe, wie und wann jede einzelne Pflanze aus deutschem Boden ergrüne oder blühe, welche Eigenschaften und Bestimmung sie habe, und auf gleiche Weise eine Beschreibung der Metalle und Steine, Vögel, wilden und Hausthiere, kurz, einen Leitfaden darböte, an dem man in jeder Jahreszeit die verschiedenen Thätigkeiten der Natur studiren und begleiten könnte.

Ein solches Buch ist eben leider nicht, am wenigsten für Deutschland allein vorhanden, und würde, wenn es ja entstände, nur mit der Naturbeschreibung der ganzen Welt verbunden, nach dem löblichen deutschen Grundsatze behandelt seyn, das Fremde als das Wichtigste voranzustellen. Unsere Gelehrten schreiben nur für sich, und es ist unter ihrer Würde etwa auch das gebildete denkende Volk möglichst gründlich mit der es umgebenden Natur bekannt zu machen.

Ob nun aber wohl die einfachen alten Griechen, wenn sie dieses unser geschmackloses Schulmeisterwesen, unsere falsche Wissenschaftlichkeit und undeutsche Sprachweise vor sich sähen, nicht mit wahrhaft vornehmem Achselzucken ihren Blick davon abwendeten? Ja, wie soll überhaupt in Wissenschaft, Kunst, bürgerlichem und Staatsleben bei irgend einem Volke der Welt etwas groß und eigenthümlich werden, wenn es nicht der Einfalt bis in das tiefste Herz geschaut und zu der hehren Fahne der Volksthümlichkeit geschworen hat!? —

Wir erlebten eines Tages eine komische Scene in unserem Hause, als wir eben beim Mittagstische saßen. Die Thüre that sich plötzlich auf und es trat zu unserem Erstaunen ein stattlicher Prete im Ornate mit der Räucherpfanne in der Hand herein. Ich war schon drauf und dran mich zu erzürnen, weil ich annahm, der Fanatismus möge es damit auf

unsere Ketzerschaft absehen; allein unser freundlicher Wirth erklärte mir, daß es der gewöhnliche geistliche Umgang sey, auf dem zu gewissen Zeiten alle Wohnungen der Stadt eingesegnet würden.

Der ehrliche Don Luigi wollte, um uns nicht zu stören, wieder gehen. Der Hausherr bedeutete ihn aber, er solle nur seine Sachen machen. So segnete er, indeß wir ruhig aßen, setzte sich dann behaglich zu uns nieder und keuchte wie nach einer schweren Arbeit, indem er uns erzählte wie viele Wohnungen er heute bereits abgethan. Der Hausherr schenkte ihm wiederholt von dem süßen Petrarca ein und zog den langen, robusten, humoristischen Don Luigi solange mit Erkundigungen nach seiner heutigen Ernte an Lebensmitteln auf, bis ihn derselbe beim Fortgehen schmunzelnd an das vergangene Jahr erinnerte, wo sie zusammen mit noch acht andern Freunden derselben Bescheid gethan und nicht weniger als 200 Eier und 40 Pfund Kalbfleisch zum Frühstück verzehrt hätten.

Der anmuthige Flecken Cattaglia mit seinen besuchten Bädern liegt eine halbe Stunde von Monselice an der Straße nach Padua und dicht daneben das alte Schloß Cattajo, welches vor einiger Zeit von der ausgestorbenen Familie der Obizzi an den Herzog von Modena vererbt worden ist.

Cattajo ist ganz in den Felsen hineingebaut, oder aus ihm herausgehauen. Seine weiten Räume, sein

burgartiger Baustyl, seine unregelmäßigen Zimmer, Corridore, Terrassen über Terrassen geben ihm etwas Eigenthümliches. Man denkt sich gleich in dem alten Schlosse hübsche mittelalterliche Geschichten aus, vornehme Männer und Frauen, Liebesabenteuer, Künstlerschicksale. Die Fresken der Zimmer sind von Celotti, einem Schüler Paul Veronese's, und stellen nicht sonderlich gemalte Scenen aus der Geschichte der Obizzi dar. Unter den übrigen Kunstgegenständen interessirten mich zumeist einige alte Bildnisse, wie das des Wallensteinschen Generals Marradas und der Cornara, welche hier abermals ganz abweichend von dem Dresdner und Manfrinischen Bilde in Venedig aufgefaßt ist. Man liebt das eine oder andere gern ein Werk Tizians zu nennen; ich weiß aber nicht, wie man dabei mit dem Umstande fertig wird, daß Katharina bereits im Jahre 1510 starb, Tizian aber erst 1480 geboren ward und sie also nicht wohl so jung als alle diese Bilder gemalt sind, gekannt haben konnte.

Die benachbarten Hügel von Cattajo sind zu einem Parke — ohne Wald — umhegt, in welchem man die Rehe oft so dicht neben einander wie in einem Stalle weiden sieht. Nur einzelne alte knorrige Eichen grünen auf dem unfruchtbaren Felsen, neugepflanzte Akazien fristen ein kümmerliches Daseyn, allerliebste Landschaftsbilder gucken an jeder Ecke hervor. Unten im Garten, neben den verschnittenen

Hecken und mit Früchten überladenen Orangenbäumen, vor sich das alte Kastell mit seinen vielen Terrassen, denkt man unwillkürlich an Mignons Heimath, die ungefähr so ausgesehen haben müßte. Der gute altfranzösische Geschmack dieses Gartens brachte es mir wieder recht zu lebendiger Anschauung, wie in solcher großen Bergnatur ein englischer Garten, als eine Art von Nachahmung der Natur, geradezu abgeschmackt zu nennen wäre. Ein französischer Garten rechtfertigt sich hier vollkommen als eine Fortsetzung des Hauses mit lebendigen statt todten Mauern, offenen statt bedeckten Sälen.

Wir fuhren spät bei Mondschein wieder heim und bewunderten dabei die Eigenthümlichkeit der hiesigen Abendluft, die nicht wie bei uns Dünste und Nebel entwickelt, sondern aufzehrt. Erst Abends tauchen hier Gebirge, Thürme und alle fernen Gegenstände klar und deutlich am Horizonte auf und wie scharf und sicher in Zeichnung und Farbe scheiden sich auch in der Nähe alle Dinge von der Luft ab. Der Mond ging hinter den Cypressen der Rocca fast wie eine Sonne auf, wahrhaftig andern Stoffes, möchte man sagen, als der unsere: eine gleichsam positive Strahlen aussendende, nicht bloß bestrahlte Lichtkugel!

In Betreff der Osterwoche muß ich sagen, daß wenn der italienisch-katholische Gottesdienst in Städten schon ein deutsches Gemüth nicht anmuthen kann, er sich dagegen wahrhaft schaudererregend auf dem

Lande zeigt! Eine solche Charfreitagsprozession als wir in Monselice mit ansehen mußten, ist zehnmal eher eine heidnische als christliche zu nennen. Diese unzähligen Stationen, dieses förmliche Zerbeten aller Andacht, dieses schafartige Plärren, diese Leichengesänge auf dem Hinwege zur Kirche und Bellinischen Operntänze auf dem Rückwege, dieses Weibergesindel, das ihnen allein mit unmündigen Kindern, wie jedem andern Spektakel nachlauft! Ich fragte nach einander die angesehensten Männer der Stadt, ob sie nicht auch aus einer Kirche in die andere folgten und — „ihre Antwort schien fast Spott auf den Frager zu seyn." — Sie lachten mir mit dem Bedeuten ins Gesicht: ob ich sie für Narren halte? Dergleichen thue nicht ein einziger Mann. Sie arbeiteten doch lieber oder tränken Cafe nero!

Am zweiten Ostertage wanderten wir zu Fuße nach dem Schlößchen Montesello, das dem venetianischen Nobile Renier gehört und etwa anderthalb Stunden weit von Monselice, in den Bergen liegt. Man geht dem Fuße des Monte riccio und dem kleinen Bewässerungskanal entlang, der mit dem unweit davon befindlichen größeren von der Esse nach der Brenta führt. Die Cypressen des Hügels von Montesello scheinen zwar von Monselice kaum eine halbe Stunde entfernt zu seyn. Die Klarheit der italienischen Luft täuscht aber außerordentlich, da sie alle Gegenstände aneinanderrückt und die Gräben, die

das Land durchschneiden, so wie die Umzäunungen der Felder, denen sich die Wege fügen, vergrößern die Entfernungen um Vieles. Man geht zuletzt an dem ehemaligen Kloster, jetzt Meierhofe Lispida vorüber, der dicht bei Montesello liegt, und von dem aus dessen Hügel kaum zu sehen ist, während er sich nach der andern Seite schroff von der Ebene abtrennt. Doppelte dicke Burgmauern, die der tief überhangende Epheu fast ganz bedeckt, führen zu dem kleinen mit Platten belegten freien Hofraume, in dessen Mitte das niedliche Schlößchen liegt. Vor ihm zwei alte Thürme, deren einer ein Taubenschlag, der andere eine Hauswartswohnung. Neben derselben befindet sich in einem Erdgeschosse eine Kapelle und dicht dabei, nach echt italienischer Naivetät, ein Billard. Hinter dem Hause stehen zwei andere epheubewachsene Thürme mit Gastzimmern, die durch eine Dachplatte mit einander verbunden sind. Die innere Einrichtung des Hauses ist die einfache allgemeine venetianische: ein großer Saal, von der Tiefe des Hauses in der Mitte, auf den alle Zimmer ausgehen, das Hausgeräth nach löblicher italienischer Sitte schlicht und bescheiden.

Vom Hofe aus, der durch Gitterwerk geschlossen ist, nimmt vorn ein mit Cypressen besetzter Rasenplatz, hinten ein breiter Gang um das Haus den übrigen Gipfelraum des Hügels ein, von dessen Abhang man nach allen Seiten in das reizende Thal hinunterblickt.

Im Vorgrunde auf der Höhe Laubgebüsch und blühende Obstbäume, dahinter eine beschränkte grüne Ebene, die zwar nicht so reich wie die Landschaft der hohen Rocca mit ihren Fernen ist und nur wenige Häuser oder Dörfer zeigt; dafür kennt man aber auch jedes derselben mit seinen Bewohnern, deren Charakter, Lebensart und Geschichte, weiß jedes trauliche Lichtchen zu nennen, das Abends aus der Dunkelheit aufblitzt, und ist darin allerwärts zu Hause. Die näheren Berge gehören hier gewissermaßen mit zu dem täglichen Gebiete unserer Wanderungen, und die übrige Welt wird nur durch die fernen, einzeln über die Berggrenzen ragenden Schneegipfel der Alpen vertreten.

In den Laubgebüschen fand ein wahres Jahrmarktsfest von Nachtigallen und Singvögeln statt, so sehr hatten sich insbesondere die ersteren schaarenweise eingefunden. Sie boten schmetternd, zwitschernd, singend, piepend ihre süßen Stimmen feil und die wunderlichsten Laute, wie von fernen überseeischen Besuchern dieser Vogelmesse mischten sich zuweilen, mit dem fernen Kukuk, in das Concert.

Der Haushahn stieg auf die Dachplatte und krähte uns verwundert an, die Tauben girrten darüber in ihrem Thurm, die Pfauen schlugen still und selbstbewußt ihre prächtigen Räder, oder erfüllten ihren schreienden Beruf, unzählige der zierlichen grünen Eidechsen schlüpften aus dem Grase, über unsere Füße,

in die Mauerritzen, der täppische junge Hund befroch, beroch, bewedelte und bebellte uns von allen Seiten, damit wir mit ihm spielten, und das halberwachsene schöne Töchterchen der Kastellanin brachte Blumen und Trinkwasser. Ja, es hatte den Anschein, als wuchere der Epheu zusehends, um uns förmlich zuzuwachsen und es kam alles so ins Grünen und Blühen hinein, daß selbst der alte halb verfallene Pozzo mit von der Frühlingsepidemie angesteckt worden und in seinem Innern bis in die finsterste Tiefe mit blaublühenden Winden überzogen war.

Der gegenwärtige Besitzer dieses Schlosses ist ein sehr alter Mann und der letzte kinderlose Abkömmling seiner berühmten Familie.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß seit dem Untergange der Republik auch so viele ihrer ehedem herrschenden Familien gewissermaßen mit dem erlöschenden Menschengedenken derselben untergehen. Wo man nur hinhört, ist dies der Fall und lebt im hohen Alter entweder der letzte männliche oder weibliche Träger eines großen Namens. Die Duodo, Foscari, Barbarigo, Morosini, Rinieri, Gradenigo erloschen bereits in den letzten Jahrzehenten oder sind ihrem Erlöschen nahe. Es ist gut so, daß etwas auch materiell abstirbt, sobald es schon moralisch todt ist!

Die Fruchtbarkeit der lombardisch-venetianischen Erde erscheint mir fast nicht geringer als ein Wunder,

und wiewohl die Luft in der freilich seit einigen Wochen brennenden Sonne noch immer kühl und frühlingshaft war, steht doch schon, zu Ende des Monats April, der mannshohe Weizen in langen Aehren und strotzen Gräser, Kräuter und Gesträuche seit den wenigen Tagen, daß alles grün geworden, von unglaublicher Ueppigkeit. Worin beruht das Geheimniß einer solchen Fruchtbarkeit? Manzoni's herrliche Beschreibung des Unkrauts in den Verlobten ist mir jetzt zur anschaulichsten Wirklichkeit geworden!

Die hiesige Feldbestellung ist ganz anders als die unsere. Sechs mächtige fette Stiere schleppen den schweren Pflug kaum durch den schweren Boden. Die Landleute sind allenthalben ein freundlicher und gutmüthiger Menschenschlag und sprechen mit den Fremden gern von ihren Beschäftigungen. Sie sind meist arm und bloße Arbeiter oder Pächter ohne Haus und Hof. Ihre Hütten stehen einzeln in den Feldern, seltener in Dörfern beisammen, sind mit Stroh gedeckt, elend, ohne Fenster, deren Stelle offene Löcher ersetzen und sehen verlassenem Gemäuer oder Schuppen ähnlicher als menschlichen Wohnungen.

Es ist noch lange nicht genug gewürdigt, welches Glück es für ein Land ist, einen freien wohlhabenden Bauernstand zu besitzen. Wo freie Bauern sind, die Staaten dauern länger in die Zukunft. Die Bauern sind in unserer Zeit was die Ritter in dem Mittelalter waren, die eigentlichen Stützen eines Staats.

Der Adel ist nicht mehr der Wahrer und Erhalter unserer Throne. Der Bauer ist das einzige Gegengewicht des städtischen Pöbels und die freien Gebildeten der Städte werden sich in Zukunft immer mehr dem Bauernstande anschließen. Die Tracht der gemeinen Leute ist hier zu Lande zierlich, gut und zweckmäßig: Jacke, enge kurze Hosen, Schuhe und weiße oder blaue Strümpfe, auf dem Kopfe meist ein Netz oder eine netzartige Zipfelmütze. Ueber den ganzen Anzug hängt ein Mantel. Die Frauen tragen ein weißes Tuch, den Zendale über Kopf und Schultern, der sie gegen Sonne und Regen schützt, und den sie für gewöhnlich wie ein Schnupftuch bei sich in der Tasche führen. Alte und häßliche können durch den weißen Zendale oft bis zur Furchtbarkeit entstellt werden, sobald er grob ist und ungraziös über den braunen Gesichtern getragen wird.

Der schärfste Gegensatz des idyllischen Montesello ist das etwa in gleicher Richtung weiter hin gelegene Arqua oder Arquato, wo Petrarca in der letzten Zeit seines Lebens wohnte und starb.

Das Dorf lehnt sich mit seinen uralten, schwarzen, festen Häusern höchst malerisch einem kahlen Sandberge an und läßt zwischen seinen wenigen Oelbäumen allenthalben Trümmer sehen, so daß man meint, es habe hier nur erst eine Feuersbrunst oder ein Feind gewüthet. Die Einwohner heißen in der Gegend cattiva gente, sind verhaßt und gelten für Raufbolde,

die sich unter einander bei jeder Gelegenheit morden. Aeußerlich fiel mir an ihnen nichts weiter auf, als daß sie allerdings wilder, feuriger, kräftiger, die Frauen schalkhafter und hübscher als andere aussahen.

Petrarca's von ihm selbst erbautes Haus liegt an dem höchsten Ende des Ortes und gewährt eine weite Aussicht auf den spitzen Monte Serro, die fernen Bologneser Apenninen und die breite Seite des Monte riccio. Man steigt in dem kleinen Hofe eine Freitreppe empor zu einer Steinlaube, die uralt und außerordentlich schön gebaut ist. Durch die Laube tritt man in die breite Flur oder den Salon, der nach der andern Seite zu einen eisernen Balkon mit der Aussicht nach einem Gärtchen, wasserleeren Pozzo und alten Feigenbäumen hat. Von der Flur führen zwei Thüren rechts zu der geräumigen Küche und Petrarca's Schlafzimmer, das jetzt mit Büsten von ihm und Laura und Fresken geschmückt ist, die, später gemalt, Scenen aus seinem idealen Leben mit Madonna darstellen. Von seinem behaglichen wirklichen Leben, das ihm mehrere Kinder gab, ist nirgends eine Andeutung. Von zwei Thüren links führt die eine zu Petrarca's allerliebstem Empfangzimmer, welches noch einen Balkon nach den Bergen zu hat und in einer verglasten Nische über der Thüre den vermeinten haarlosen, ausgestopften Balg seiner Katze zeigt, die andere nach seinem Bibliothekzimmer, neben dem ein enges Kabinet, sein Studio, mit einem kleinen

Fensterchen, in dem kaum ein Tisch und ein Stuhl Raum zu stehen haben. In diesem Kabinet fand Petrarca, vor einem Buche sitzend, seinen Tod. Sein geschnitzter Lehnstuhl wird in dem Bibliothekzimmer, hinter einem Gitter gezeigt, und ist hier wohl, außer dem Hause selbst, das einzig echte Angedenken an ihn, da die ganze innere Einrichtung keinen Anspruch machen darf, dafür zu gelten.

Die Fremdenbücher des gegenwärtig einem Nobile Silvestri in Rovigo gehörenden Hauses beginnen mit dem Jahre 1787 und zeigen ebenso viele interessante Namen als alberne Poesien auf. Alfieri's und Cesarotti's Inschriften hat man aus dem Buche gerissen und unter Glas und Rahmen an der Wand aufgehangen.

Petrarca's Grab, unten im Dorfe bei der kleinen Kirche, ist ein antiker Sarkophag von rothem Veroneser Marmor, der auf Säulen ruht. Von einer beschädigten Stelle desselben wird erzählt: im Jahre 1632 habe ein Florentiner ihn daran erbrochen und einen Arm des Dichters nach seiner Vaterstadt entführt. (Bei ihren Lebzeiten reißt man an solchen Orten den Dichtern eben nicht die Arme aus!) Unter der Kirche liegt ein in Stein gefaßter Quell, la Fontana di Petrarca, der der einzige des Dorfes ist, das keine Pozzi hat, und den Petrarca dereinst für dasselbe graben ließ, um ihm damit ein Geschenk von unschätzbarem Werthe zu machen.

Wir nahmen aus Petrarca's Garten einen grünen Zweig von einer Passionsblume mit.

Ein Kindermährchen.

Es war einmal vor mehreren hundert Jahren in Venedig eine sehr reiche und angesehene, große und mächtige Familie, Namens Barbarigo, aus deren Mitte mehr als ein Doge oder Herzog der Republik erwählt worden war und die jeder Zeit voller Freuden und Herrlichkeit in ihren schönen Pallästen und auf ihren Landgütern lebten.

Es gab zu der nämlichen Zeit allda auch eine Menge vortrefflicher Maler, deren allervortrefflichster einer Namens Tizian war, welcher viele göttliche und schöne Bilder malte.

Die Familie Barbarigo liebte Tizian über die Maßen als ihren größten Freund und er wohnte selbst zuweilen in ihrem Pallaste. Nach seinem Tode kaufte sein Freund Barbarigo seiner Tochter, als dieselbe in Bedrängniß war, sein Haus mit allen übrigen Bildern ab und nahm allein vierundzwanzig eigenhändige Gemälde Tizians in seinen Pallast auf, wo sie ganzer hundert Jahre lang als dessen größter Schmuck und Zierde hingen.

Nach Ablauf dieser Zeit lebte nun aber ein Barbarigo von der nämlichen edlen venetianischen Familie, der den schönen Pallast am Canal grande und die

vierundzwanzig Bilder von Tizian besaß und doch trotz dem ein recht gemeiner, liederlicher und boshafter Kerl war, der die Kunst wie Poesie von ganzem Herzen haßte und verachtete, den Glanz, die Ehre und den Reichthum seines Hauses entwürdigte, und die schönen Bilder Tizians, welche er gar nicht leiden konnte, auf das schlechteste behandelte.

Er ließ von Pfuschern und Handlangern allenthalben hineinpinseln, stieß und kratzte daran, setzte sie jeder Unbill des Wetters aus, verkaufte viele ihrer prachtvollen goldnen Rahmen und ruhte nicht eher bis er sie zusammt seinem Wohlstande fast alle zerstört hatte.

Es erbte sich seine Schlechtigkeit wie eine Art von Fluch auf seine vielen Kinder und Enkel fort und sie wurden alle albern, lässig oder liederlich, ließen ihren schönen Namen, Adel, Reichthum und Pallast immer mehr zu Grunde gehen.

Die abscheuliche irdische Wirthschaft ihres Papa's hatte mittlerweile ihr alter Ahnherr mit seinem Freunde Tizian voller Entrüstung und Trauer im Himmel angesehen und sobald jener seiner letzten Stunde nahte, gingen sie mit einander zu dem bekannten Kunstgott Apollo.

Barbarigo und Tizian sagten zu demselben: höre einmal, lieber Gott, daß der Schuft da unten zu uns Künstler, Mäcenen und Liebhabern in den Himmel komme, geht doch unmöglich an. Es wäre ein Spott und eine Schande für diesen Aufenthalt der Seligen, wenn wir seinetwegen nichts als Aerger und Herzeleid

hier hätten. Strafe muß im Himmel wie auf Erden seyn. Sey so gut und denke dir eine recht ordentliche für seine Sünden aus.

Amen! ihr habt Recht! meine guten Freunde, versetzte Apoll; der gemeine Mensch soll, sobald er gestorben ist, in eine giftige Viper der Rocca di Monselice gebannt seyn; seine Nachkommen, bei ihrem jedesmaligen Tode, die Männer Kaninchen, die Frauen Lachtauben werden, und dieser Urtheilsspruch auf ewige Zeiten Kraft und Geltung haben, bis dereinst gewisse Bedingungen erfüllt werden, durch welche das ausgeartete Haus wiederum erlöst werden kann. So wie der Gott diese Worte gesagt hatte, mußten sie natürlich auch und zwar so lange in Erfüllung gehen, bis in der neueren Zeit die Familie Barbarigo ganz ausstarb. Es hatte jedoch mittlerweile kein Mensch auf Erden die Sache anders gewußt, als daß ein Barbarigo nach dem andern am Ende der Dinge in das gewöhnliche katholische Fegefeuer gekommen sey und würde es eben auch bis heute noch nicht anders wissen, wenn wir uns nicht am vergangenen Ostersonntage nach Tische vorgenommen hätten, einen weiteren Ausflug in die Berge zu unternehmen. Wir erwählten dazu ein Dorf, das eigentlich Valle di San Eusebio, gemeinhin aber nur Valsansibio genannt wird und nahe bei dem hohen Vende, etwa zwei Stunden von Monselice entfernt liegt. Sein jetziger Besitzer ist ein Graf Martiningo aus Brescia, der

es von der ausgestorbenen Familie Barbarigo geerbt hat.

Wir aßen um zwei Uhr, etwas früher als gewöhnlich, zu Mittag und darauf spannte unser Kutscher unser einspänniges Fuhrwerk an, in welchem wir so eben von dannen fahren wollten, als es mit einemmale zu regnen anfing. Was war da zu thun? Zum guten Glücke befand sich Giammaria, der Mann unserer Köchin, gerade in der Stadt, der als ein Gärtner ein Wetterprophet vom Handwerk ist. Er wurde um seinen Rath befragt, stand vom Tische auf, wischte sich den Mund, sah tiefsinnig fünf Minuten lang in den Himmel und erklärte mit Kopfschütteln: E cattivo ma non pioverà! Es sieht schlimm aus, aber es wird nicht regnen.

Wir maßen ihm als gute Christen Glauben bei, segelten mit ausgespanntem Schirm bei Regen zum Thore hinaus und hatten nach fünf Minuten für den ganzen übrigen Tag Sonnenschein.

Der Weg geht bis Battaglia an dem Estenser Kanale hin und wendet sich dann links nach dem Gebirge. Wir hatten die Euganeenkrone Rua, zwar nicht den höchsten, aber den einzig bewaldeten Gipfel der vulkanischen Kette immerdar vor uns, die hübschen Bergschlößchen Santa Elena und Montesello uns zur Seite und fuhren in Frühlingsstimmung durch die blühenden und grünenden Gefilde.

Wir hielten vor dem Garten des stillen Valsansibio

an und stiegen aus. Die Gartenthüre stand offen und es war im Hause des Gärtners kein Mensch zu sehen. Ein kleiner Knabe, der vorüberging, meinte, es sey alles in der Messe. Wir träten ein.

Das Schlößchen ist ganz unbedeutend und anspruchslos. Der kleine altfranzösische Garten besteht aus sechs Rasen Vierecken, von verschnittenen hohen Buchenhecken umgeben, dazwischen Wasserbassins und Nymphen, Wasserlakais oder Engel von Marmor, verwittert, zerbrochen, Wasserkunst an Wasserkunst, durch welche eine Menge Springquellen in den seltsamsten Gestaltungen, bald als Staub, bald als dicker Strahl, der eine Kugel trieb, bald als dünne, geometrisch in einander gezeichnete Linien, Regenbogen in die Sonne spannend, gen Himmel spritzten und wieder niedertropften.

Die Hecken, die alten Bäume, die Rasenflecke, die Wege waren verwildert, üppiges Gras gleichhoch emporgeschossen, Alles umher grün und blühend, still und warm.

Wir hatten das Gefühl als ob wir uns in einem verzauberten Garten befänden und wandelten ohne ein Wort zu sprechen weiter. Mit einemmale standen wir an einem Orte, von wannen uns schon vorher seltsame Töne entgegengeklungen waren.

Zwischen hohen Buchenhecken lag ein Pfuhl oder Teich voller Frösche und Fischchen und über und über mit blühenden weißen Wasserlilien bedeckt. In dessen

Mitte befand sich eine Insel mit einem verwitterten Thürmchen, nur etwa vier Ellen hoch, das in einen eben so hohen Drahtkäfig ausging, auf dem eine eiserne Taube, ihre Flügel im Winde bewegend, saß.

In dem Käfige selbst saßen etwa zwölf lebendige Turteltauben und unten auf der Insel jagten sich ein paar dutzend Kaninchen von allen Farben den Thurm aus und ein, machten Mätzchen, spielten und versteckten sich in ihre selbstgewühlten Löcher draußen. Sobald sie uns wahrnahmen, spitzten sie die Ohren, nickten mit den Köpfen und zischelten einander zu. Die Tauben begrüßten uns lachend, gurgelten unter sich mit melancholischen Tönen und wiegten sich auf ihren beweglichen Stangen.

Wir setzten uns vor die gemischte Thiergesellschaft auf eine Bank.

Die Fischchen und Fröschchen tauchten neugierig aus dem Pfuhle auf, die Hähne und Hühner kamen aus dem Wohnhause herbei und erkundigten sich krähend und gackernd nach dem Befinden der Tauben, die Vögel hüpften auf den Blüthenbäumen herum und sangen ihnen freundnachbarlich hübsche Lieder vor, die hohen Berge schlossen den kleinen Garten so unmittelbar von allen Seiten ein, wie man es sich nur in einem Mährchen denken mag. Auch regte sich in dem warmen Frühlingssonnenscheine kein Lüftchen an dem dunkelblauen Himmel und wellten nur die fernen Kirchenglockentöne hin und her. Wir waren zuletzt

das eine dahin, das andere dorthin unsern Gedanken nachgegangen und ich saß an einem andern Winkel des Teiches und schrieb.

Da raschelte es neben mir im Grase! Ich bildete mir erst ein, es wäre eines der grünen Eidechschen, die hier zu Lande hundertfach umherhuschen. Es raschelte indessen länger und stärker als sie es zu thun pflegen. Ich sah empor und nahm erschreckend eine lange dicke, schwarze Viper vor mir wahr, die ihren schwellenden ekelhaften Kopf unter einem wunder schönen blühenden und duftenden Laurus cerasus hervorstreckte.

Ich wollte aufspringen und davon laufen. Die Viper richtete sich vor mir in die Höhe, legte mir, so unglaublich es scheinen mag, die Hand auf die Schulter, ermahnte mich, kein Hasenfuß zu seyn und schwatzte mir mit seiner spitzen Zunge Wort für Wort von seiner Leidens- oder liederlichen Lebensgeschichte vor, die ich bereits im Anfange dieses Mährchens mitgetheilt habe. Es erräth sich natürlich ohne Schwierigkeit, daß die Viper niemand als der alte Barbarigo war, der schon seit mehreren Jahrhunderten alle Tage von Monselice herüber zu seinen Kindern und Kindskindern auf Besuch gekrochen kam und vergebens auf seine und ihre Erlösung harrte.

Auf meine Frage, wie dieselbe zu bewirken sey, gab er mir zur Antwort, sie könne auf zwei Arten vor sich gehen. Entweder, wenn einer der vielen

fremden Menschen, die der Wasserkünste und des Gartens halb hierher zu kommen pflegen, denselben trocken und ungenetzt wieder verlasse, nachdem sich die versteckten Strahlen des Einganges auf ihn ergossen und ihn vermöge eines Wunders nicht getroffen haben, oder wenn ihn, die Viper, am je hundertsten Jahrestage seiner Verzauberung einer mitten von einander schneide. Dieser Jahrestag, fügte er hinzu, sey eben heute zum andernmale für ihn wiedergekehrt und da er, wie nicht mehr als billig, für die Erhaltung seines wenn auch noch so schmählichen Lebens trotzdem große Sorge trage, daß sein Tod ihn einzig und allein davon erlöse, würde er mir doch alles dieses nicht erzählt haben, wenn er mich nicht waffenlos befunden und darum nicht im mindesten zu fürchten brauche.

Er hatte diese Worte nicht sobald ausgesprochen, als ich mich, in Wuth entbrannt, von meinem Sitze aufraffte, in allen Taschen nach meinem Messer suchte, das ich am Morgen unglücklicherweise zum Schleifen getragen hatte, und mich über die böse Viper gar zu gern hergemacht hätte, um die Tauben und Kaninchen zu befreien.

Sie war aber in demselben Augenblicke zischend in das Gebüsch verschwunden und hatte mir das eitle Nachsehen gelassen.

Ich sprang und haschte wie toll so lange fluchend und schimpfend nach der Viper und einem Knittel

umher, bis mich am Ende die von fern in mein Ohr treffenden Worte zur Besinnung brachten: Aber, was haben Sie denn vor? Was ist Ihnen zugestoßen?

Ich schämte mich die Wahrheit zu gestehen, entschuldigte mein Beginnen mit dem allerdings nicht ausreichenden Beweggrunde: daß mich eine Mücke gestochen habe, und hielt es nun denn doch für nöthig, wieder still und vernünftig zu werden.

Meine Hoffnung stand einzig nur darauf — weil ich recht wohl wußte, daß sich solche Mährchenzufälle nicht ausdrücklich bestellen lassen — daß sich bei meinem ersten besten Schritte unversehens Wasserstrahlen auf mich ergössen und nicht durchnäßten.

Ich trieb zum Fortgehen, der aus der Messe zurückgekehrte Gärtner zeigte uns noch allerlei Wasserspielzeug und führte uns, ohne daß ich darauf achtete, auch lächelnd durch ein Gitterthor. Wir hatten nicht sobald die Schwelle überschritten, so forderte er uns auf, uns umzudrehen, und in dem Augenblicke schossen aus zwanzig Steinritzen Wasserstrahlen so dicht in einander, daß der ganze Eingang Eine Pfütze ward.

Wir waren durch das Thor geschritten, ohne daß der Zauber hatte auf mich wirken können, und der Herrendiener hatte zu meinem Aerger allzugroßen Respekt vor uns gehabt, uns naß zu machen.

Ich konnte mich in meinem Herzen nicht darüber trösten, daß ich von dem Himmel nicht zur Erlösung der Familie Barbarigo bestimmt gewesen sey und

war dadurch fortan ganz schweigsam und tiefsinnig geworden.

Wir gingen, nachdem wir den Garten verlassen hatten, durch den alten Cypressengang vor dem Hause den Berg empor, wo Tausende von Erdbeeren um uns blühten, und fuhren eine zweite nicht gewöhnliche Straße über Montesello, die mit besonderer Erlaubniß aufgeschlossen werden muß, nach Hause.

Die Sonne war untergegangen, es war kühl und dämmerig geworden, und ich trug zu Erklärung meiner ersichtlichen üblen Laune meinen Reisegefährten mein Abenteuer vor.

Aber! Sie haben ja geträumt, lautete die spöttisch lächelnde Antwort: Sie sind an dem Sumpfe eingeschlafen. Sie blieben ohnedieß so lange aus, ehe Sie wieder von sich hören ließen! Wie können Sie Jemand ein solches Mährchen als Wahrheit aufbinden wollen?

Mit einemmale vernahmen wir dicht bei uns ein durchdringendes Gezisch, das beinahe einem menschlichen Seufzer ähnlich klang. Der Kutscher hielt das Pferd an, wir sahen uns mit Entsetzen um. Da lag auf der Straße hinter uns eine lange Viper, die eines unserer Räder mitten durchgeschnitten hatte, und deren beide Stücken sich noch in Zuckungen krümmten. Der Kutscher stieg vom Bocke und besah sie unter Ausrufungen von allen Seiten.

Wir sahen uns viel sagend, schweigsam an. Ich

war im Innersten erfreut. So kamen wir gedankenvoll nach Hause und sprachen Abends noch allerlei über die wunderliche Geschichte.

In der Nacht träumte mir: eine Taube picke an mein Fenster, in das der Vollmond schien, trage ein Oelblatt im Schnabel, welches sie auf das Gesims lege und sage zu mir: sie komme von der erlösten Familie Barbarigo abgesandt, deren jüngstes Töchterchen sie gewesen sey, und hinterbringe mir die Nachricht, daß sie nunmehr allesammt für ihre Tizianschen Sünden abgebüßt haben und in Frieden in ihren Gräbern ruhen könnten. Ihre Seelen seyen dem Banne entflogen, und an ihre verschiedenen Bestimmungsorte abgegangen, die Tauben und Kaninchen Valsansibios dürfen fortan wieder für gewöhnliche Exemplare ohne Menschenseelen anzusehen seyn. Sie hinterlasse mir das Oelblatt als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit.

Ich erwachte am andern Morgen, stand auf, ohne augenblicklich an die Geschichte zu denken, trat an das Fenster, das ich öffnete, um die erquickende Morgenluft hereinbringen zu lassen und sah — das Oelblatt meines Traumes draußen vor mir liegen, bei dem mir mit einemmale die ganze ausführliche Geschichte wieder in das Gedächtniß kam.

Das Städtchen Este, das Stammhaus des großen gleichnamigen fürstlichen Geschlechts, liegt an der

Straße von Padua nach Mantua und ist von Monselice aus in einer halben Stunde zu Wagen zu erreichen. Seine Einwohner nähren sich vom Seidenbau und seine Häuser stellen einen schreienden Gegensatz zwischen grauem Alterthume und wohlfeiler, neuer, übertünchter Eleganz dar. Merkwürdigkeiten gibt es in dem Orte nicht und die Villa des hier verstorbenen bekannten Ministers Haugwitz, an dessen Namen sich die niederschlagendsten Erinnerungen der preußischen Geschichte ketten, kann mit seinem Grabe nicht wohl für eine solche gelten. Sie lehnt sich, von außen unsichtbar, an die alten Burgmauern und gehörte sonst den Contarini an.

Este soll zuweilen sehr lebendig seyn, kam uns aber trostlos öde und ausgestorben vor. Auf einem dicht daran grenzenden Hügel liegen die epheubewachsenen hohen Ringmauern und Thürme des alten Kastells, zwischen denen, liederlich genug, Wein und Gemüse gebaut und Hasen gehegt werden, deren bei jedem unserer Schritte einer aus dem hohen Grase aufsprang.

Die Stadt Este ist vor Zeiten weit größer und ein nicht unbedeutender, jetzt als Feld bebauter Flächenraum mit Straßen und Häusern bedeckt gewesen. Wir sahen hier in dem überraschend niedlichen Schauspielhause eine Goldonische in venetianischem Dialekt geschriebene Komödie: Sior Todero Brontolon spielen. Das ist das einzige öffentliche Vergnügen, wofür die

Zuchtruthe der Politik oder Polizei die armen Italiener nicht bestraft und sie genießen es mit vollen Zügen.

Die Truppe war eine mittelmäßige. Der Komiker oder Caratterista, Giovanni Pustumio Corsi, der, so viel ich weiß selbst Stücke schreibt, schien der Liebling des Publikums. Ich hatte ihn schon in Venedig bei der Duce'schen Truppe gesehen. Dort mäßigte er sich, weil er ein doch einigermaßen gebildetes Publikum vor sich hatte. Hier ließ er sich aber soweit gehen, aus seiner Charakterrolle die häßlichste Karikatur zu machen. Mag seyn, daß die Rolle zu den weniger gelungenen, öfter und besser wiederholten Goldonis gehört und die Uebertreibung begünstigt. Allein es ist und bleibt doch eine niederschlagende Wahrheit, daß die einzigen Mittel, die Gunst eines heutigen Theaterpublikums zu gewinnen, sentimentale Deklamation und unschöne Karikirung sind! Das Publikum war in Einem fortgesetzten Entzücken, sowie wir in Einer fortgesetzten Entrüstung über diesen Menschen, der seine Stimme zu einem unartikulirten hündischen Bellen, seine Gestalt zu einer widerwärtigen Mißgeburt verzerrte.

Nach der erzwungenen Rast von einigen Regentagen brachten wir einen Tag damit zu, in unserem leichten Fuhrwerke gewissermaßen abenteuerlich ohne Ziel und Plan im Gebirge herumzustreifen.

Wir fuhren zuerst bis nahe an Padua und bogen

dann links nach Abano ein. Von dem berühmten Ärzte und Zauberer Petrus Apone hat sich in seinem Geburtsorte keine Tradition erhalten. Wir besuchten die dabei gelegenen uralten Schlamm- und Mineralbäder und erstiegen den kleinen Hügel der Quellen, auf dem man in eine heiße Schwefelatmosphäre tritt. Die Quellen liegen als fünf oder sechs seichte Pfützen von etwa sieben Ellen im Durchmesser zu Tage, in denen das klare Wasser an zwanzig, dreißig Stellen heiß und dampfend aus dem Sandboden pulsirt. Die Pfützen sind von verschiedenem innerem Gehalte. Die schwächste scheint nur dazu bestimmt zu seyn, daß die Umwohner darin ihre Eier kochen.

Von Abano gelangten wir auf weiten Umwegen bald um diesen, bald um jenen Berg, zu dem stattlichen Benediktinerkloster Praglia.

Die vielen Gräben hemmen, wie schon gesagt, alle unmittelbaren Ortsverbindungen und es würde das Einpferchen des Wanderers zwischen staubige Landstraßen einem Deutschen auf die Dauer hier unerträglich fallen, wie schön auch die ihn umzäumenden Rebengewinde an sich sind. Der Italiener kennt einmal unser romantisches Bedürfniß nicht, frei und unbehindert über Feld und Wiese, Berg und Thal, Wald ein und aus zu schwärmen, oder ins Blaue hineinzuschweifen, und schiert sich bei Polenta, Riso, Cafe nero nichts um die Natur.

Alle Umgebungen des uralten Klosters verrathen

Macht, Reichthum und selbstbewußte Sicherheit. Es lehnt sich reizend an die Berge und wird von einem ganzen Walde von Wallnußbäumen von der Ebene getrennt.

Wir begehrten Einlaß und ein im Garten arbeitender Pater kam eilfertig herbei, uns zu führen. Es war ein kleiner, hagerer, gefälliger, wiewohl etwas peinlicher, ängstlicher Mann, mit einem beinahe deutschen, stubengelehrten Ausdruck in seinem weißen und rothen Antlitz. Er führte uns bereits durch die Pforte und den Vorhof einer großen Treppe zu, als uns auf einmal oben auf der Flur ein gewaltiger Mönch abwehrend mit den Donnerworten entgegentrat: „Ma padre, una Donna!“

Dabei schienen dem armen Dürren wirklich erst die Augen darüber aufzugehen, wen er vor sich habe, und er sah unsere Begleiterin mit bedauerlichem Achselzucken an. Wir traten lächelnd unsern Rückzug an und er ward bis zur Pforte immer verlegener, indem er zu seiner Entschuldigung anführte, daß er, mit den Verhältnissen unbekannt, unlängst erst von Verona hieher gekommen sey. Ich weiß nicht ob das besagen wollte, daß in Verona Frauen das Allerheilige von Benediktinerabteien betreten dürfen?

Wir begaben uns auf eine schattige Bergwiese hinter dem Kloster, wo uns eine menschenfreundliche Nachtigall zu dem frischesten Ruheplatz geleitete und genossen hier, mit unserem mittägigen Frühstück der Aussicht auf die beschatteten Berge des Mittelgrundes

und das ferne sonnenglänzende Padua mit seinen hohen Antoniuskuppeln. Unsere treue Begleiterin, die Nachtigall setzte sich zu uns in den nächsten grünen Busch, und sang so lange wir tafelten so schön, wie ich nicht sowohl an Stärke der Stimme und Bravour, als an Mannigfaltigkeit der Töne kaum jemals eine habe singen hören.

Was für ein wunderbares Geheimniß es doch um diese Thierchen ist und wie vermag ein Vogel solche überirdisch süßen Töne hervorzubringen? Woher nimmt er sie, ohne daß er sie menschlich oder seelenvoll empfindet? Oder empfindet er sie so? Welche Laune, welch Geheimniß der Natur verlieh sie ihm? Haben unsere Musiker wohl schon ergründet, was sie alles von dem Vogel lernen können? Welche Tiefen und Fundgruben der Liebe und Harmonie ihnen der Gesang der Nachtigall eröffnet?

Wir fuhren spät über Galsignano heim und hatten bald links, bald rechts eine Villa oder ein Castelletto neben uns, eins immer anmuthiger als das andere. Jetzt erklommen wir einen Rücken bis zu einem Felsenthore und sahen die durchflogene Gegend hinter uns ausgebreitet. Ein Schritt weiter und sie verschwand unsern Scheideblicken, eine neue Welt ging uns in dem nächsten Thale auf! —

Es blieben uns zum Beschlusse unseres Euganeenlebens noch die drei höchsten Berge, der Rua, Monteferro und der Venda zu besteigen übrig.

Zum Monteferro, der der Höhe des Venda am nächsten kommt und mit seiner spitzen Pyramidenform durchaus dem Vesuv gleicht, muß man von Este aus bis zu dem Dorfe Calaon eine Stunde zu Fuße emporsteigen. In Calaon, das zu Ezelins Zeiten gleich wie Monselice eine in seine Geschichte verflochtene Feste war, nimmt man Esel und reitet vollends die Bergspitze hinauf. Der Weg ist äußerst steil, beschwerlich und fast ganz kahl; an den niedrigen Maronenbüschen, mit denen er bewachsen ist, nimmt man aber ab, daß an ihrer Stelle in älteren Zeiten Maronenbäume standen, die, umgehauen, aus Nachlässigkeit nicht wieder ersetzt wurden und aus deren Wurzeln das Gestrüpp ausschlug. Zu Petrarca's Zeiten waren wohl alle euganeeischen Berge baumbewachsen und also ein ungleich schönerer Aufenthalt als jetzt.

Die Aussicht vom Monteserro zeigt die Tyroler und Friauler Alpen in ihrer ganzen Pracht. Die Etsch erglänzt an mehreren Punkten, Padua liegt deutlich da, so wie alle näheren Städte, Vicenza's Thürme und Monti berici, Venedigs Campanile ragen aus dem Ferndust.

Der Weg zum Rua und dem darüber sich erhebenden Venda führt über den am Fuße des Rua reizend gelegenen Ort Galsignano, wo die Venetianer Nobili oder reichen Leute ehedem ihre meisten Villen hatten. Wir mietheten Esel, für die man in den Euganeen

keine Frauensättel hat und begannen den steilen, steinigen, an den schönsten Aussichten überreichen Weg. Wo nur eine Gruppe Berge sich dem Auge darstellt, schließt sich auch ein Stück Ebene daran und die mannigfachen Durchblicke gewähren der ausgebreiteten Landschaft ganz eigenthümlichen Reiz. Man gewahrt sie allenthalben nur wie in Rebengewinde eingerahmt oder durch den zarten Schleier der frühlingsgrünen, weiß und dunkelroth blühenden Hecken. So schön auch die freilich nicht zahlreichen Bäume sind, welche hier oben wachsen, laufen ihnen doch die uralten mit Epheu überzogenen Maronenbäume bei weitem den Rang ab. Je höher man kommt, desto leichter und malerischer lösen sich die einzelnen Landschaftsbilder von einander, und da sich der Rua nicht allzuhoch über das übrige Gebirge erhebt, bleibt man mit der weitesten Fernsicht jederzeit durch Vorgründe verbunden.

Der Gipfel der Rua hat mit seiner Waldkrone majestätischer Tannen beinahe einen deutschen Charakter, der die Phantasie alle Augenblicke in den Harz versetzt. Das Wäldchen ist von hohen Klostermauern eingeschlossen, die den Weg wie durch eine Felsenschlucht bis zur Pforte führen, welche eine alte mürrische Beata öffnet. Das Kloster gehörte sonst dem Camaldulenserorden an und ward im Anfange dieses Jahrhunderts von Napoleon aufgehoben. Es ist gegenwärtig das Eigenthum eines Venetianer Kaufmanns

und liegt großentheils in Trümmern. Nur die Kirche ward vor einigen Jahren wieder hergestellt und die moderne Barbarei zerstörte dabei nicht nur manche Spuren ihres ehemaligen kunstreichen Innern, sondern unterfing sich auch ihr altes graues Aeußere rosenroth zu überpinseln.

Ein die Messe lesender Mönch ist mit dem Custos, dem Manne jener Beata, der einzige Bewohner der verfallenen Einsamkeit. Der Keller ist zerstört, die Küche aber mit ihren zahlreichen Herden und Bequemlichkeiten für die bewußtvollsten Schmecker noch gewissermaßen als das solideste Ueberbleibsel des Ganzen im allerbesten Stande. Die Bibliothek und andere gemeinsame Gebäude der Brüderschaft liegen jenseit der Kirche, welche mit ihrem wohlerhaltenen Campanile den Mittelpunkt des Klosters und mit den am Eingange befindlichen Wirthschaftsgebäuden gleichsam einen Schutz und Schirm der einsamen Zellen der vierzig ehemaligen Mönche bildete.

Die Zellen bedeckten den Berggipfel auf den drei andern Seiten und lagen terrassenförmig in drei oder vier Reihen, die eine neben oder unter der andern, zwischen innen ihr ummauertes Gärtchen, vor ihr der rings um den Berg führende Baum- oder Rebengang. Es haben sich noch eilf Zellen mit der der Kirche zunächst gelegenen des Priors erhalten, welche sich vor den übrigen durch nichts auszeichnet. Die Mauern sind noch in dem besten Zustande;

Fenster und Thüren aber herausgerissen und das Innere dem Luftzuge preisgegeben.

Wir besuchten einige Zellen und fanden, daß die eine der andern glich. Man tritt durch die äußere Thüre in den Garten, der die Größe eines geräumigen Zimmers hat und von hohen Mauern umgeben ist. Die Mauern sind mit überhangendem Epheu bedeckt, und auf dem Gartengrunde wuchern Gras, Unkraut, Waldblumen und Schlingpflanzen, zwischen denen wohl auch hie und da ein Bäumchen grünt und blüht. Die Zellen bestehen aus einem niedrigen Erdgeschosse, welches die schmale Flur des Eingangs in zwei ungleiche Hälften theilt. Die kleinere ist ein Raum, für Holz und andere Vorräthe des Einsiedlers bestimmt; die andere, die gewölbte enge Zelle, zum Wachen und Schlafen, daneben ein noch engeres Kämmerchen mit einem Altare zum Beten. Die Kammer hat ein kleines eine Elle hohes Fenster nach außen, die Zelle eines eben dahin und eines nach dem Gärtchen; danächst ein Kamin und eine Nische, die die Dienste eines Tisches leistete.

So abschreckend mir bisher alle Klöster in der Wirklichkeit erschienen, und für wie gering wo nicht gar gottlos ich ihre geisttödtende Absperrung und weltbekannte, wie ostentiös auch verschleierte Zerwürfniß hatte halten müssen, so traulich, süß, poetisch, wünschenswerth kamen mir diese Räume und dieses einsame Leben vor.

Es ist wohl auch keinem Zweifel unterworfen, daß das Entbehren der erhabenen Himmelsgabe der Rede und des Verkehrs mit ihren Nebenmenschen diesen Klosterbrüdern durch ein anderes Labsal, wie die Schönheit der Natur und trauliche Behausung, billigerweise vergolten werden mußte, sollten sie nicht ganz in thierische Abstumpfung versinken. Die Camaldulensermönche dürfen einander zwar, wie man sich erinnert, nicht anders als mit dem bekannten Memento mori begrüßen oder anreden! Ich möchte aber wissen, ob es in alten Zeiten nicht mit der Art Gesetzen ergangen sey, wie in alten und neuen mit so vielen ähnlichen und unähnlichen, und ob ein Beobachten derselben nicht zu den gewöhnlichen Regeln mit Ausnahmen gehört habe? Es ist jedenfalls zu beklagen, daß uns keine Denkwürdigkeiten eines Camaldulenser Mönchs aufbewahrt worden sind! Bei alledem konnte ich nicht umhin, diese erhabene Einsamkeit in der reichsten, lieblichsten Natur, diese enge Zelle mit der Aussicht in den Bergwald und dazwischen hindurch, darüber hinaus in die unabsehbare Ferne, für die höchst würdige Zufluchtstätte eines Menschen anzusehen, der dem Leben mit seinen Irrthümern, Leiden, Freuden und Erfahrungen ein aufrichtiges, unwiderrufliches Lebewohl gesagt hat und kein anderes Bedürfniß mehr kennt als sich mit nach außen zugedrückten Augen immer tiefer in sich selbst oder Gott zu versenken.

Wir genossen alle drei dieser Gedanken, Empfindungen und Betrachtungen, indem wir uns neben einer der Zellen, unter einen riesigen Kirschbaum geworfen hatten, der Hunderttausende von Blüthen trug und uns mit seinen bis zur Erde hangenden Aesten wie ein schneeweißes Zelt überdachte. Daneben vor uns der dunkelgrüne Tannenwald, der dem Blüthenschnee zur Folie diente und allenthalben Durchblicke in die Nebelferne von Rom und Florenz, unter uns, die jeder Lufthauch mit fallenden Blüthen überschüttete, der mit tausenden von Vergißmeinnichtblumen besäte Rasen, um uns die tiefste Stille, die nur das Summen der Bienen und Käfer, das geheimnißvolle Rauschen des Waldes unterbrach.

Als wir endlich nach dem Venda weiter ritten, gab mir der Anblick unseres Zuges bergauf den Plan zu einem neuen Kapitel des Don Quixote in den Sinn.

Der vorderste von uns war eine schlanke Gestalt auf einem hohen, dürren, steifen Maulesel. Ein breitkrempiger weißer Filzhut, dem berühmten Barbierbecken nicht unähnlich, saß auf seinem Kopfe und ein ziemlich langer Bart wallte sein Kinn herab. Sein Bestreben kerzengerade und würdig auf dem edlen Thiere zu reiten, dessen weit ausgreifende Schritte uns Andern so sehr vorauseilten, daß er es oft lange mit vorgestrecktem Halse grasen lassen mußte, um uns zu erwarten, setzten seine Erscheinung in die

auffälligste Uebereinstimmung zu der des berühmten Edlen von la Mancha und die ihm folgende Dame mußte wohl oder übel für Donna Dulcinea von Toboso gelten, die unter allen Umständen ihres Lebens gewiß auf einem bessern Esel geritten haben würde als der kleine, lichte, struppige ihrer Stellvertreterin, von welcher angenommen wurde, Don Quixote sey am Ende dennoch so glücklich gewesen Dulcineen aufzufinden und seinen Wünschen gemäß nach der verzauberten Burg des Camaldulenser Klosters auf dem Venda oder Rua zu entführen. Ich folgte, als der Dritte, auf dem kleinsten aber klügsten und derbsten Esel und durfte mit ihm, die Füße beinahe auf der Erde, nicht ganz unbillige Ansprüche machen, die allerdings etwas beleibtere Figur des Sancho Pansa vorzustellen.

In unsern, unterwegs gehaltenen Gesprächen über Literatur und Gegenwart trat ich als roher Naturmensch, und unser Anführer als hochentwickelter Berliner Professor auf, der seine Natur bereits durch Bildung abgestreift hatte und in das höhere Stadium der philosophischen Vermittlung übergegangen war.

Oben auf dem Venda fehlte es eben so wenig an komischen Scenen, da der fortgesetzte Don Quixote das pflichtgemäße Schweigen der Mönche für verzauberte Bosheit hielt und die edlen Eremiten in den tollsten Steigerungen zwang, tragikomischerweise die Würde ihrer Lage von sich abzuthun, um zu ihrer

Selbsterhaltung den berühmtesten aller Weltverbesserer tüchtig durchzubläuen. Am Schlusse des Kapitels lag er in einem Winkel der Klosterküche ganz zerschlagen, philosophirte auf moderne Art, derweil ich aß und trank, und wurde von Dulcineen gepflegt.

Während der letzten halben Stunde hatten wir einen heftigen Regen auszuhalten, der uns mit Besorgnissen für den übrigen Tag erfüllte. Bevor wir aber unser Ziel erreichten, hellte sich das Wetter wieder auf und wälzten sich die Wolken schwarz und dick dem Horizonte zu. Sie verschwanden nach einer kleinen Weile ganz und wir hatten in der erquickten und erquickenden Luft den reinsten blauen Himmel über uns. Die entzückendste Aussicht erwartete uns unter den Klosterruinen auf der höchsten Spitze, die von duftenden Narcissen umblüht waren.

Hier lag Venedig in seiner vollen Ausdehnung mit einer Strecke des Meeres und der Lagune vor unsern Blicken und nahmen wir den letzten Abschied von der wunderbaren Stadt. Die klaren Alpen jenseits Vicenza schienen noch einmal so nahe als sie es waren und ein Schneegipfel trat abenteuerlich mitten in die Wolken, von denen ihn nur seine zackige Gestalt unterschied.

Wir nahmen unsern Rückweg den Berg gerade hinunter, von Nachtigallen angesungen, bei jedem Rückblicke vor uns die Klosterruine in einem neuen überraschend schönen Bilde, den majestätischen Waldgipfel

der Rua uns zur Seite, dahinter noch lange den Anblick von Venedig und dem Meere.

Sobald wir den eigentlichen Vendagipfel zu Fuße hinabgeklommen waren, setzten wir uns wieder zu Esel und ritten durch eine Bergschlucht Galsignano zu, das sich wohl eine Stunde hinzieht. Die Schlucht hat in ihrer frischen Grüne einen rein deutschen Charakter und strotzt von Quellen und kleinen Bächen, deren ich sonst noch keinen in diesem Gebirge gesehen hatte, und die uns immer murmelnd und schäumend zur Seite blieben. Im Wirthshause zu Galsignano bewirtheten wir unsere Eselführer so lange mit Wein, bis sie uns mit den zufriedensten Gesichtern verließen und auch wir heiter und hungrig am späten Abend heimfuhren.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte verließen wir das anmuthige Gebirge wieder, um der deutschen Heimath zuzueilen, und so vieles Schöne und Gute wir in Monselice erlebt hatten, fühlten wir am Ende, daß es hohe Zeit sey es zu verlassen. Die italienische Zudringlichkeit im Allgemeinen und die kosmopolitische Kleinstädterei insbesondere waren uns bereits zu sehr über den Kopf gewachsen und würden uns einen längeren Aufenthalt, selbst wenn hier das wahre Paradies gewesen wäre, unmöglich gemacht haben. Um mit zwei Worten zu beweisen, warum? will ich nur anführen, wer es alles in den letzten Stunden unserer Abreise nach Mantua für seine Pflicht hielt,

uns zu unterhalten oder zu unserer Verzweiflung zu umstehen. Ein bildungssüchtiger Apotheker und seine Frau, unser Wirth, die Frau Postmeisterin, ihre Schwester, zwei ästhetisch gebildete Töchter, Donna Felicita, ihr Mann Giammaria, ein Postsekretär, eine lahme Postmagd, zwei Dienstmädchen, deren Mutter, zwei Bediente.

Diese Marter dauerte so lange bis es Nacht ward und die Stunde unserer Erlösung schlug. Alsdann fuhren wir in einer so poetischen Mondnacht von dannen, daß es uns war als lebten wir bis zum Morgen im Elfenlande. Wir schlossen derweil kein Auge und wähnten als sie vorüber war, kaum einen Augenblick durchwacht zu haben.

IV.

Durch die Lombardei und Schweiz.

Das unüberwindliche Mantua hat freundliche breite Straßen und einen deutscheren Anstrich als die venetianischen Städte. Zu meiner Freude sah ich hingegen, daß die Tracht der Frauen hier noch reiner italienisch als in Venedig geblieben war und der schwarze Zendale, mit besonderer Grazie auf die Stirn gezogen, allgemein getragen wird.

In ihrer Ursprünglichkeit erhaltene alte Häuser sind

in Mantua selten. Das einzige, welches mir in das Auge fiel, war das des Juden Prosperini auf der Piazza delle Erbe. Die wunderliche Bauart seiner Spitzfenster, gewissermaßen mit steinernen Vorhängen darunter, war mir völlig neu. Der alte Palazzo imperiale ist sehr schön, die Façade, wie mir schien, eine freie Nachahmung des Dogenpallastes; die Reitbahn, wie man sagt von Giulio, die vielen Gärten und Höfe, die Fußböden, Hallen, Arabeskenarbeiten interessant, im italienischen Styl, wie er sich noch am ehesten rechtfertigen läßt, weil ihn hier ein edler freier Geist individualisirte.

Mein erster Gedanke, oder der Instinkt sagte mir, als ich die meist zerstörten Fresken Giulio Romano's sah, daß damit eine neue Anschauung an meinem künstlerischen Gesichtskreise aufgehe und der Erfolg bewies, daß der mich dabei überlaufende Schauer Recht gehabt hatte.

Man kann in der That in Mantua nichts anderes als Giulio Romano denken und fühlen. Der Geist dieses großen Genius und größten Nachfolgers des göttlichen Raphael erfüllt die Stadt und man kann ihn gewiß nirgend so als in Mantua kennen lernen.

Ich war nicht im Stande, nachdem ich Giulio's Fresken im Palazzo del T., dem Palazzo imperiale und der Kirche Sant' Andrea gesehen hatte, noch etwas anderes in Augenschein zu nehmen und verlor also auch den Anblick des Museums.

Am reinsten und größten entfaltet sich Giulio's Geist im Palazzo del T., der in der Form eines reinen Viereckes und keineswegs in der eines T erbaut ist. Die Sage, daß er davon seinen Namen erhalten, ist eine abgeschmackte. Dieselbe soll vielmehr daher rühren, daß in der Gegend vor der Stadt, in welcher der Pallast liegt, die Namen aller angrenzenden Ortschaften sich mit dem T anfangen und also der ganze Bereich der des T hieß. Das erste Gefühl, welches man beim Anblicke dieses Pallastes hat, ist das der Entrüstung über die Geschmacklosigkeit der Behörden, ein so edles berühmtes Bauwerk neuerdings mit gelber Kalkfarbe wie eine Kaserne zu überpinseln.

Dieser Anstrich irrt den Beschauer zuerst außerordentlich und man bringt lange zu, ehe man den Bau, die Verhältnisse unter denen er aufgeführt wurde zugleich erwägend, ganz versteht. Gesteigerte Bewunderung Giulio's auch als Baumeister ist das Ergebniß, denn alle Bedenken dagegen erledigen sich durch die Thatsache, daß Giulio den Pallast keineswegs so wie er dasteht aufführte, sondern aus einem schon vorhandenen Marstalle zu seinen jetzigen harmonischen Verhältnissen umschuf.

Mit Giulio's Fresken im Palazzo del T. ist mir eine ganz neue Kunstwelt aufgegangen, deren Kenntniß in meinem Geist Epoche gemacht hat.

Der Titanensaal stellt die Kunst der Malerei auf

ihrer höchsten Stufe dar und solche Gestalten, wie die in Grimm und Verzweiflung kämpfenden Himmelsstürmer konnte wohl außer Giulio nur etwa Michel Agnolo's Phantasie erfinden. Bei aller Riesennatur und allem Ernste immer noch Humor in der Auffassung, sowie im Colorit der süßeste Zauber, die höchste Pracht und Harmonie! Die gelehrten Kunstkenner mögen zumal die Färbung tadeln wie sie wollen — mich hat die unvergleichliche Kunstschöpfung bis zu Thränen des Entzückens und der Befriedigung hingerissen und ich bin überzeugt, daß in der Welt in dieser Art nichts höheres erreicht worden ist. Giulio Romano, dem ich nach seinen mir vorher zu Gesicht gekommenen Oelgemälden keinen hohen Rang zugestehen konnte, ist mir durch seine Fresken ein lebendiger Begriff geworden, und seine Heiterkeit und Frische, die zumeist in seinen Fresken auf dunklem Grunde hervorragt, wahrhaft unerschöpflich zu nennen. Sei er in den Beiwerken der Arabesken immerhin ein bloßer Nachahmer Raphaels, seine Stärke beruht ja ganz in etwas anderem. Ich sah mit vielem Antheil sein Haus im Mittelpunkte der Stadt, dem Pallast Colloredo gegenüber. Es ist ein Stockwerk hoch, in reinen harmonischen Verhältnissen von ihm selbst erbaut und wohl erhalten.

Die Gegend zwischen Mantua und Brescia hat eine entschieden nördlichere Vegetation und ist weit weniger fruchtbar als Padua zu. Man sieht keinen

Wein, keine Oliven, Pinien und Cypressen mehr, und die unschöne Straße dehnt sich, auf lange Strecken nach dem Lineal gezogen, ohne Aussichten, zwischen baumbepflanzten Gräben hin. Man fährt durch lauter unbedeutende Ortschaften und erst etwa zwei Stunden vor Brescia wird die Gegend anmuthiger, indem man sich plötzlich den Alpen nahe sieht und einigen Vorhügeln vorüberfährt.

Eine kleine Stunde vor Brescia wird das Land öde und steinig, die nächste Umgebung der beinahe ganz in den Alpen gelegenen Stadt aber wieder grün und freundlich, mit Wein und hübschen Villen bedeckt.

Brescia ist zwar ebenfalls modern, aber belebter und angenehmer als Mantua. Auch sind darin noch mehr Spuren mittelalterlicher Baukunst übrig und seine Palläste schöner und stattlicher. Viele haben reizende Gärten neben sich, in die man von der Straße blickt und fast alle in ihren Höfen die Spielerei al Fresco gemalter Landschaftsprospekte. In dem des Grafen Ugour ist dies so vortrefflich ausgeführt, daß man, wenn man es gleich weiß, gemalte Felsen vor sich zu haben, immer nicht daran glauben mag.

Die Citadelle auf ihrem hohen Berge gereicht der Stadt zur besonderen Zierde und die demolirten Festungswerke herum sind zu reizenden Gartenanlagen und Akazienbaumgängen umgewandelt. Ueberhaupt scheint die Stadt trefflich verwaltet und ein reger bedeutender Geist darin zu herrschen. Ich hatte

das Gefühl, daß wenn sich mit der Zeit, wie es denn doch nicht ausbleiben kann und darf, um die alternde Europa zu verjüngen, Italien politisch umgestaltet, Brescia neben Mailand gewiß eine Rolle spielen muß. Venedig würde dagegen immer nur als Welthandelsplatz Fortdauer haben, da sein Volksgeist allzusehr abgeschwächt ist. Auch in Brescia hält man wie in Mantua an der alten löblichen Sitte des schwarzen Zendale fest. Wir fanden hier schon vollen Sommer. Sorbettikarren und Guitarren zogen und ertönten durch die Straßen.

Die Kirchen San Lazaro und San Clemente sind wegen ihrer schönen Moretti zu beachten. Dieser hochzuschätzende, außer Brescia nicht kennen zu lernende Brescianer Maler hat hie und da Aehnlichkeit mit Luini, wenn ihm gleich dessen pikante Liebenswürdigkeit und Poesie gebrechen. Er ist höchst tüchtig und wenn man will vollendet in seinen Compositionen, nur geht seine Farbenklarheit vielleicht selbst in das Aeußerste über, da ihr alle mildernden und verschmelzenden Uebergänge fehlen. Man bewundert ihn, ohne ihn lieb zu gewinnen, da es seinen außerordentlichen Fähigkeiten am Ursprünglichen fehlt.

In der Gallerie Levosi ist ein Bild von Giorgione besonders schön und lieblich. Der Künstler spielt darin als Orpheus der sinnenden, individuellen Eurydice und einer Nymphe auf der Laute vor, und hat das Ganze so aus der vollen lebendigen Wirklichkeit

herausgegriffen, daß man gleich deren ganze Geschichte dazu erfinden möchte.

Der Besitzer dieser Gallerie ist eigentlich, obwohl er Graf genannt wird, ein vornehmer Händler, und es ist mit den italienischen Nobili, die sich Grafen nennen lassen, meist eine eigene Sache. Viele maßen sich den Titel an, einigen kommt er zu. Die österreichische Regierung bot zum Beispiel, als sie den venetianischen Staat erwarb, allen Nobili venetiani den Reichsgrafentitel an, den jedoch die Mehrzahl im Trotz der Schwäche damals ausschlug. Später kamen sie zwar und sagten ja; dann aber erklärte Oesterreich: der Augenblick sey verpaßt. So blieben sie einfache Nobili, die freilich in alten Zeiten Fürsten gleich geachtet wurden, und maßen sich in unserer Zeit die Grafenwürde meist mit Unrecht an.

Das Wichtigste, was man in Brescia zu sehen hat, ist die berühmte Scava oder Ausgrabung. Das römische Haus oder der Tempel des Herkules, gleich viel wie man es nennt, ist schon zu oft beschrieben, als daß ich es hier noch einmal thün sollte. In römischer Kunst muß man nirgend Poesie und die feine Kunstblüthe des Griechischen oder Germanischen suchen. Ihr Inbegriff ist das Praktisch-Einfachste, was je die Welt hervorgebracht hat, und sie ist von dieser Seite so gut wie jene ein unerschöpfliches Studium oder Genuß. Zu diesen Brescianer Trümmern und Alterthümern muß man also auch keine

übertriebenen Erwartungen mitbringen, wenn man nicht enttäuscht seyn will.

Die wunderherrliche Bronzestatue einer Victoria, welche man deßgleichen hier aufgefunden hat und aufbewahrt, ist aber jedenfalls eine griechische Arbeit aus der besten Zeit und eine der schönsten Bronzestatuen, die uns aus der alten Welt überkommen sind.

So ideale Schönheit und Vollendung zu beschreiben gibt es keine Worte. Man feiert sie nur, indem man sich in ihren Genuß hineinlebt und sie sich für das Leben aneignet. Ich habe eine darauf geprägte sehr mangelhafte Medaille gekauft, die aber immer eine Erinnerung ist. Eine Nachbildung der Statue soll bei Culm auf dem Denkmale der gefallenen Russen stehen.

Die Stätte dieser römischen Ausgrabung, aus der man geschmackloser Weise ein Museum von allerlei Alterthümern gemacht hat, ist an und für sich ein poetisches Bild.

Man tritt am Thore der Stadt durch eine hohe Hofmauer plötzlich in den Raum, wo sie vor uns liegt. Vorn die niedliche Wohnung des Custode, Blumen und Gebüsch. Hinten, etwas erhöht, die Säle des Museums mit der Halle und den Säulen, wie sie gefunden worden; die hohe, vollständige Säule, welche, aus dem Boden aufragend, einst zu der Entdeckung Anlaß gab, seitwärts. Blumen und Jasmin durchwachsen und durchduften die Trümmer, Tauben

nisten und girren darin, der dunkelblaue reine Himmel spannt sich darüber, die leichte Luft durchzieht sie.

Der alte Maler und Custode Girolamo Joli, der das außerordentliche Verdienst besitzt, die Ausgrabung der Trümmer und eines so unschätzbaren Kunstwerkes wie die Victoria allein durch seine Unermüdlichkeit vor etwa zwanzig Jahren bewirkt zu haben, darf auch nicht in dem idyllischen Bilde des Ganzen, so wenig wie seine hübsche Tochter und sein Sohn vergessen werden, die beide mit Malertalent begabt sind.

Der Gottesacker oder Campo Santo Brescia's ist ein wohl zu beachtendes Musterwerk in Geschmack, Sitte und Charakter des neuen Italiens. Man gelangt durch eine prachtvolle Cypressenallee zuerst auf einen freien Rasen- oder Cypressenplatz, an den sich ein weitläufiges Erdgeschoß mit Säulengängen und Portalen im antiken Baustyle schließt. Lange Flügel des Gebäudes erstrecken sich gleichfalls mit Säulengängen nach innen und schließen dort große Flächenräume oder Aecker für die ärmsten Todten ein. Inmitten des Gebäudes steht die Todtenkapelle, deren Hauptzierde die Statue des Todesengels am Altare. Der Pallast selbst stellt eine Art Kaserne für die bemittelteren Todten vor, die in den Säulengängen in Gewölben ruhen. Den Wänden sind wie den Stuben und Sälen einer Kaserne die verschiedenen Namen angeschrieben. Die Einrichtung der Gewölbe gleicht in so fern der der Theater, als es darin vornehme

und geringe oder theure und billige Plätze gibt. Die Aermsten werden ohne Särge in große gemeinsame Gruben geworfen. Für die Allerreichsten dürfen auch vorn auf dem Rasenplatze besondere, natürlich meist geschmacklose Denkmale, errichtet werden. Die ganze Todtenkaserne wurde vor 30 Jahren von Rodolfo Vantini erbaut nnd es wäre daran in ihrer Art alles recht schön und gut, wenn sie nur ein klein wenig christlicher und nicht so durch und durch heidnisch aussähe. Für uns rechtmäßig protestirende germanische Christen ist aber darum die Ehre desto größer, daß wir auch in diesem Todtenpunkte mit unsern einfachen grünen Rasenhügeln das Princip des Christenthums erretten und vertreten. Unter den Denkmalen macht sich allein das für den Grafen Annibale Calini bemerkbar, welches ein junger Mailänder Künstler Abondio Sangiorgio in weißem Marmor ausgeführt hat. Es stellt die Statue der gen Himmel fliegenden Seele vor. Eine Flamme auf dem Haupte, die Füße schon in der Luft, das Ganze nur von dem auf dem Boden nachschleppenden Gewande gehalten. Diese Arbeit läßt in ihrer einfachen ergreifenden Lieblichkeit von dem Künstler Treffliches für die Zukunft erwarten und bleibt, wenn man den Campo Santo längst verlassen hat, gleich wie dessen wahre Seele dem Gedächtniß eingeprägt.

Ich machte von Brescia aus einen Abstecher nach dem nur anderthalb Stunden davon entlegenen Lago

d'Iseo. Man wird schon auf halbem Wege, ohne zu wissen wie man so plötzlich in sie hineingekommen, nach allen Seiten von den Alpen umschlungen, und erreicht den See bei dem freundlichen malerischen Städtchen, das ihm den Namen leiht. Ich stieg im Wirthshause ab, das unmittelbar am See gelegen ist, und ward von einer freundlichen Wirthin mit dem zutrauenerweckendsten Gesichte von der Welt empfangen, hinter dem sich aber, wie sich nachher erwies, eine so spitzbübische Handelsweise als nur irgend in Italien anzutreffen ist, verbarg. Die Leute sprechen hier insgesammt Romanzo und es ist kaum möglich, sich mit der italienischen Sprache verständlich zu machen.

Der kleine See ist dicht von hohen Alpen eingeschlossen und lag mit seiner grünen Fluth ruhig, lind und still vor mir. Die braunen Alpen spiegelten sich groß und erhaben in seinen Rändern und der Wasserspiegel ergänzte sie. Die weiche Luft rührte sich nicht, der Himmel lachte tief blau.

Es hat etwas ungemein Beruhigendes, an einem solchen Landsee zu wohnen, und keine andere Oertlichkeit fordert so zu träumen, zu dichten, zu studiren, zu genießen auf. Sie gibt gewissermaßen zweifache Mittel zur Einsamkeit an die Hand und man ist so sicher, durch nichts gestört zu werden.

Ich wanderte noch am späten Abende längs dem See bis zu einem stillen Hause mit einer Loggia, das seine Wellen bespülten. Freundliche Menschen

bewillkommten mich, Katzen saßen auf Tischen, ein Strauch kleiner, weißer, voller Rosen, ohne Dornen, mit einem unbeschreiblich zarten Dufte blühte im Garten. Im Hause war des Nachts fast keine Ruhe. Zu jeder Stunde kamen Schiffe, Tauben girrten fortwährend auf dem nahen Dache und dicht bei meinem Zimmer wurden Stunde für Stunde junge Cavaliere, wie hier zu Lande allgemein die Seidenwürmer heißen, gefüttert.

Ich erwachte nach einem kurzen Schlafe dennoch gestärkt und saß früh auf dem Balkone über dem See. Die schlorweißen Nebelwolken zogen auf halber Alpenhöhe an mir vorüber und hoben sich grell von den dunklen blaugrünen Felswänden ab, die hoch über sie aufragten. Der See lag darunter spiegelglatt und keine Welle kräuselte sich.

Ich nahm ein Boot und fuhr nach der Insel inmitten des Sees, etwa anderthalb Stunden weit, vor welcher auf einer Klippe ein so zu sagen schwimmendes ehemaliges Kloster, jetzt der Sommersitz eines Brescianer Advokaten, liegt. Wenige Oelbäume und maigrüne Loggien wuchsen aus der Handvoll Erde. Die Insel besteht aus einigen über einander gethürmten Alpen, auf deren höchster Spitze, die man erst nach dreistündigem Wandern erreicht, eine Kirche, la Madonna della Seviola liegt, auf der tiefsten ein altes Kastell der Grafen Aldofreddi in Mailand; ein Mauerviereck, das in der Mitte ein

hoher Thurm beherrscht und zu dem eine Zugbrücke führt. Es zerfällt jetzt in Ruinen, wäre aber noch leicht wieder herzustellen.

Ich erstieg die Höhe und hatte oben den entzückendsten Ueberblick des Sees, durch Feigen- und alte Maronenbäume, nach rechts und links. Die dunkelgrüne Wasserfläche lag regungslos und still in der Tiefe, die Ufer hell und regenbogenfarbig gestreift. Oben Weingelände, Alpenrosen, weiß und blau blühendes Immergrün, in der Ferne Kukuksruf. Die beiden äußersten Enden des Sees Iseo und Lovere mit den Veltliner schneebedeckten Alpen in klarster Luft sichtbar, im Lovere vorzugsweise die Villa des Grafen Torini, oder deren Trümmern mit ihrer tragischen Geschichte, dergemäß sie der reiche Mann mit Lust und Liebe gebaut und mit Kunstschätzen ausgeschmückt hatte, um sie nach seinem Tode seinem einzigen Sohne zu hinterlassen. Er starb, der Sohn bezog sie und sie stürzte ein, um ihn mit den Seinen unter sich zu begraben.

Der Weg von Brescia unmittelbar nach Mailand ist außerordentlich lieblich, deutsch maienhaft frisch und zeigt allenthalben grüne Wiesen und Gebüsche. Die Adda, über welche man zweimal fährt, hat ein blaues Wasser und ist sandig und untief. Sie gleicht genau der sächsischen Mulde.

Die Einfahrt vom Bahnhofe nach Mailand ist großstädtisch und prächtig. Derweil der Omnibus an

der Porta orientale hielt und den Reisenden ihre Pässe abverlangt wurden, hatte ich nichts Eiligeres zu thun als mich mit Hast und Gier nach den Promessi Sposi zu orientiren. Der erste Blick zeigte mir die Säule des heiligen Dionys und das rothe Erdgeschoß des ehemaligen Lazareths, das jetzt theils abgetragen, theils parcellirt und verkauft ist. Der Säulengang nach dem Innern zu steht noch unversehrt und in der Mitte des weiten Vierecks die kleine Kapelle, wie sie Manzoni beschrieben hat.

Als ich später das Innere betrat, fand ich unter den Säulen ein Dutzend gemeine Leute, die in der heftigsten Aufregung und mit wildem Geschrei Mora spielten. Weiterhin auf dem Corso di porta orientale fuhren wir dem Prestin de Scanse oder dem berühmten Bäckerladen vorbei, welcher in dem von Manzoni geschilderten Aufstande der Hungersnoth zerstört wurde. Er liegt auf der rechten Seite und trägt mit goldnen Lettern noch den alten Namen über der Ladenthüre. Eine andere Merkwürdigkeit aus den Promessi Sposi, die berüchtigte Pestsäule in der il carrobbio genannten Stadtgegend, nahe bei San Lorenzo, suchte ich in den nächsten Tagen ebenfalls auf. Sie ist jedoch längst abgetragen und es steht ein Eckhaus an ihrer Stelle. Unweit davon stand das Haus der scheußlichen Alten, die in ihrem Wahnsinn so viele Menschen als vermeinte Verpester an die Säule lieferte.

Mein erster Ausgang, eine Stunde nach meiner

Ankunft in Mailand, führte mich nach dem Dome, den ich flüchtig schon im Vorüberfahren gesehen hatte.

Ich kenne den Kölner und Straßburger Dom nicht und muß also sagen, daß er mir der Inbegriff des Höchsten geworden, was ich von altdeutscher oder ächt christlicher Baukunst gesehen habe.

Mein trefflicher Führer Murray hat sehr Recht, wenn er erklärt, daß man, sobald man sich anschicke den Mailänder Dom zu sehen, nichts Eiligeres zu thun habe, als alles zu vergessen, was man vorher darüber gehört oder gelesen, und es zerfallen vor seiner hinreißenden Größe und Geistesgewalt alle Bemerkungen über die Mängel seiner Vermischung des altdeutschen mit dem italienischen Baustyle in nichts.

Schon von außen macht die Länge und Höhe der Kirche, so wie ihr Reichthum an Thürmchen, Säulen und altdeutschem Beiwerk den imposantesten Eindruck, und ich war beinahe unschlüssig, ob ich das in katholischen Kirchen so oft durch Flitter entstellte Innere betreten solle, um mir nicht das schöne Gefühl der Befriedigung zu verderben.

Nichts destoweniger trat ich ein, da der Schritt einmal geschehen mußte. Und wie ward mir bei dem Anblicke dieser jungfräulichen Reinheit des Innern, die nicht den leisesten Aufputz hatte aufkommen lassen, dieser Höhe und Weite des dreifachen Schiffes! Fast lauter bunt gemalte Fenster dämpften das Tageslicht zur heiligen Dämmerung, kein Eingang in der



unabsehbaren Länge des Schiffes störte die feierliche Stille, einzeln aus der Ferne daher wandelnde Andächtige waren kaum zu sehen und die Stimmen von vielleicht vierzig am Hochaltare singenden Priestern verhallte wie ein leises Summen. Der deutsche Styl ist zwar auch im Innern durch italienische Zöpfe und Abweichungen beeinträchtigt; dieselben verschwinden aber in der ungeheuren Größe und stören nicht.

Das Einzige was außen am Hauptportale ein Uebelstand, sind die fünf viereckigen Thüren und eben so vielen Fenster darüber, die ein dummer Italiener anstatt der spitzgebogenen angebracht hat. Auch von der Höhe des Domes aus hält der Eindruck dieses erhabenen Werkes der Baukunst Stand und es ist nicht anders als ob man darauf rings umher durch einen Wald von Thürmen und Säulen ginge. Die höchste Höhe des Thurmes beträgt 512 Stufen, ich erstieg ihrer nur 336, da ich wegen des in den letzten Tagen meines Mailänder Aufenthaltes unablässigen Regens nicht weiter gelangen konnte. Unter den Hunderten von Heiligen, deren Statuen die Dachplatte zieren, sah ich mit Erstaunen die Napoleons im griechischen Gewande, welche sich der bescheidene Mann selbst dahin stellen lassen. Die späteren Behörden waren entweder zu lässig oder zu feige sie gebührendermaßen wieder hinabzuwerfen.

In dem Refektorium des Klosters Maria delle Grazie spielt bekanntlich die Tragödie des Unterganges

von Leonardo da Vinci's Meisterwerke il Cenacolo. Man kann sich noch immer vor der Schönheit dieses Bildes begeistern, die Farbe blättert aber unaufhaltsam von der Wand und es läßt sich für gewiß annehmen, daß in 20—25 Jahren keine Spuren mehr vorhanden sind. Die Mönche hatten, wie man weiß, vor Zeiten dem Erlöser die Füße abgehauen, um eine Thüre an derselben Stelle durchzubrechen und die späteren civilisirten Behörden das Ihre dazu beigetragen, das Werk vollends zu vernichten.

Die Kirche dieses Klosters wird durch eine häßliche Kuppel entstellt; der Eintritt in das noch in altem lombardischen Styl erbaute Schiff ist ausnehmend schön und wurde mir durch den wunderbaren Anblick von fünf oder sechs allerliebsten Engeln erhöht, die in weißen Kleidern mit grünen Flügeln an den Schultern auf mich zu kamen und derethalb man mir die alte Sitte erklärte, daß bei dem Begräbnisse eines Kindes andere Kinder auf diese Art als Begleiter des kleinen Todten in der Kirche fungiren.

Der in der ambrosianischen Bibliothek aufbewahrte autographische Briefwechsel zwischen Cardinal Bembo und Lucretia Borgia scheint sehr interessant zu seyn. Die ihm sonst beiliegende Locke Lucretia's wird jetzt im andern Stockwerk im Museum aufbewahrt und zwar, seitdem Lord Byron ein Haar davon entwendet hat, um sie vor ähnlichen Beweisen der Verehrung zu sichern, unter Glas und Rahmen. Die Farbe des

Haares ist wie man zu sagen pflegt semmelblond, alles Gefühl oder alle Wärme des Colorits gleichsam herausgebrannt. Es ist möglich daß dies die Jahrhunderte gethan haben, möglich aber auch, daß es von Natur oder Charakter so aussah.

Bei der Gelegenheit muß ich bemerken, daß nach meiner Erfahrung die Frau auf dem altvenetianischen Bilde der Dresdener Gallerie, welche der Sage nach Lucretia Borgia's Portrait seyn soll, viel eher der Bianca Capello ähnlich sieht.

Die vielen historischen Portraits aus der Sammlung des so sorgfältig forschenden Paul Giovio, welche die ambrosianische Bibliothek besitzt, verdienten durch Steindruck oder Kupferdruck vervielfältigt zu werden. Tasso sieht hier sehr alt und verdrießlich, Ariosto sehr satyrisch aus. Die Reihe von Condottieri ist merkwürdig. Der neuerdings von Manzoni in ein zu vortheilhaftes Licht gestellte Carmagnola hat auf seinem hiesigen Portrait eine sehr schlechte Physiognomie.

Raphaels berühmten Carton zur Schule von Athen, der nach Murray noch ganz neu und unbeschädigt seyn soll, konnte ich nicht so wie ich es gewünscht hätte genießen, da ich die Zeichnung vielmehr außerordentlich verblaßt oder verwischt fand. Lag es an meiner Kurzsichtigkeit, an schlechter Beleuchtung oder habe ich Recht? Die übrigen Zeichnungen Raphaels und Michel Agnolo's habe ich immer und immer wieder bewundert und studirt; vor allen entzückte

mich die Zeichnung des letzteren: Gott Vater als Schöpfer. Unter den Oelgemälden der Sammlung sind die von Luini und Leonardo die vorzüglichsten. Ein (angebliches) Oelgemälde von A. Dürer, welches den Gegenstand seines seltensten Holzschnittes mit dem heiligen Hubertus und dem Hirsche darstellt, ist vielleicht nur nach dem Holzschnitte von anderer Hand gemalt.

In der Bildergallerie der Brera wird man zuerst lange Zeit unwiderstehlich von den Fresken, und insbesondere den Engeln des lieblichen Luini gefesselt, die man von verschiedenen Orten hierher geschafft hat. Darunter ist eine schöne heilige Katharina, von Engeln gen Himmel getragen, die sehr bestimmt an das berühmte Bild der Düsseldorfer Schule erinnert, welches denselben Gegenstand darstellt und hieran also eine Art von Vorbild hatte. [1] — Eine Findung Mosis trägt, unter den Oelbildern, Bonifazio's Namen; weicht aber so sehr von seiner Manier ab und erinnert vielmehr an Paul Veronese's Pinsel, daß eine Verwechselung beider vielleicht nicht unmöglich gewesen seyn dürfte. Der Einsiedler Saulus in der Wüste von Salvator Rosa ist ein Bild von hohem Werthe und in den Beiwerken einigermaßen theils dem Petrus Martyr von Tizian, theils den Berghem'schen

[1] Aus der Schule Luini's sieht man eine originelle Verkündigung Mariä in Oel, worauf aus jedem Winkel Engel aus den Wänden hervorfliegen, die sich freuen und segnen.

wildesten Landschaften verwandt. Das Bildniß einer Frau von van Dyk und ein Schweißtuch mit geheimnißvollem Christuskopfe von Guercino gehören zu dem Schönsten, was diese Künstler je gemalt haben, und ein alter Mannskopf von Tizian ist eines der vorzüglichsten Bilder der Sammlung.

Die Krone derselben bleibt natürlich Rafaels Sposalizio, von dessen Hierseyn ich keine Ahndung hatte und dessen Anblick mich also mit einem wahrhaften Schreck der Freude erfüllte.

Wer vergäße nicht vor einem solchen Werke alles andere! Ein solcher Besitz kann einer ganzen Stadt eine Art von Weihe verleihen. Man wird, wenn man daran denkt, gleich milder, liebevoller, duldsamer gegen die Nachtheile des Ortes gestimmt. Welch ewige Jugend und Unschuld liegt in diesem Bilde! Welcher süße Ernst, welche heilige Stille auf allen Gesichtern, in der ganzen Landschaft! Und dabei mögen die allzu strenggläubigen Christen nicht vergessen, daß Raphael Joseph und Maria außerhalb des Tempels, in der Natur trauen läßt.

Die Gemälde im erzbischöflichen Pallaste sind zwar von keiner sonderlichen Bedeutung; bei alledem aber doch gar zu elend gehalten. Man fühlt es den öden düstern Räumen an, daß hier keine Spur von Antheil an der Kunst oder Sorge für dieselbe zu finden ist. Eine Art von geistlichem Schuhputzer vertritt die Stelle eines Custode und beweist am besten, wie

wenig Kunstbildung oder Sinn seine Oberen haben. Das Beste der Sammlung schien mir der sehr schöne Kopf eines kleinen Knaben von Tizian, den die schlechte Behandlung offenbar zu Grunde richtet. Ich zeigte dem Aufseher wie die Farbe dieses Bildes allenthalben abblättere, und machte ihm ein Gewissen daraus, damit augenblicklich zu dem verständigsten Mann im Gefolge des Erzbischofs zu gehen und ihn zu Rettungsmaßregeln dafür aufzufordern. Vielleicht hat es bereits einen Erfolg gehabt!

Der Palazzo Litta beherbergt außer einigen schönen Bildern von Luini und aus der Schule des Leonardo vorzüglich ein wundervoll ausgeführtes kleines Gemälde von Correggio, von unzweifelhafter Aechtheit, das nur durch seinen Gegenstand, das Schinden des Marsyas durch Apollo, zurückschreckt, den der Künstler eben so sehr wie etwa Boccaccio in seinem Decamerone die Pest con amore behandelt hat.

In einem der Prunkzimmer dieses Pallastes befindet sich ein allerliebstes Bildwerk aus der neuesten Zeit, eine in Marmor in Form eines hohen Candelabers ausgeführte Pyramide, die von sechs oder sieben über einander kletternden kleinen Knaben gebildet wird.

In Marchesi's prunkhafter, geschmackvoller, ostentiöser, vornehmer Werkstätte ließ ich mich herumführen und ich bewunderte unbefangen die außerordentliche Fruchtbarkeit und das bedeutende elegante Geschick dieses gewiß nicht zu verachtenden Talentes. Als

ich aber wieder auf dem Corso di Porta orientale war, und nachdachte, welcher Eindruck mir von den unzähligen Bildwerken hinterblieben sey, an denen mein Auge, von keinem einzigen gefesselt, vorübergegangen — fand ich meinem Geiste keine Spur davon eingedrückt. Marchesi ist der wahre Mann für Fürsten und vornehme Leute, die ihn mit Orden und Schätzen überhäuft haben; mit dem eigentlichen Volke hat er nichts gemein, und wie so ganz anders steht der schlichte, einfache, tiefe, kraftvolle Luigi Ferrari in Venedig neben so bewußter, geleckter und verzerrter Grazie. Es ist eine wahre Schmach, daß man in Goethe's Vaterstadt einem solchen Ausländer den Auftrag ertheilen konnte, das Standbild unseres größten Dichters zu verfertigen. Der Ausgang hat denn eben auch dieser That ihren Titel gegeben!

Ich spreche es ohne Scheu aus, daß mir der berühmte Arco della pace keinen andern als einen langweilenden Eindruck gemacht hat. In der Nähe und Ferne angesehen, bleibt er immer nüchtern und wenn er wirklich eine getreue Nachbildung des Triumphbogens des Titus seyn sollte, woran ich zweifeln muß, so sind die Verhältnisse, unter welchen dieser hier errichtet ward, gewiß völlig umgestoßen. Der Arco della pace steht vereinzelt und unvermittelt am Ende der übergroßen Piazza d'armi, und Krolls Garten auf dem Berliner Exerzierplatze bringt eine weit günstigere Wirkung auf den Beschauer hervor.

Die baulichen Spuren des Alterthums werden in Mailand von Jahr zu Jahr mehr verwischt und die Stadt immer moderner und flacher. Die meist engen Straßen sind schon jetzt so charakterlos gleichförmig, daß man sich in keiner Stadt, die ich kenne, so leicht als hier verirrt und dagegen immer auf seiner Hut seyn muß. Alle öffentlichen, die Fremden betreffenden Einrichtungen, wie das Fiakerwesen und dergleichen, sind spottschlecht.

Das Volk habe ich hier keineswegs so wild und gegen die Deutschen erbittert gefunden, als es mir von mehreren Seiten geschildert worden war. Gemeine Leute und Bürger, die ich etwa auf der Straße um Nachweisungen fragte, bezeigten sich ohne Ausnahme freundlich, gefällig und zuvorkommend. Alles was österreichisch ist, wird von den Lombarden allerdings gründlich und allgemein gehaßt, und man begeht selbst an uns Deutschen das schwere Unrecht, uns in den Bereich dieses Hasses zu ziehen, weil man die Namen Tedeschi und Austriaci für Synonymen hält. Ich habe dagegen einigemal ernstlich protestiren und besonders bitten müssen, den Klang unserer edlen deutschen Sprache nicht nach dem österreichischen Militärdialekt zu beurtheilen. Alles was Prussiano heißt, wird hier geachtet und geliebt, weil man dafür hält, dies sey nicht österreichisch oder deutsch.

Es ist mir aus guter Quelle versichert worden,

daß nicht weniger als 4000 Bewohner Mailands unter strenger polizeilicher Aufsicht stehen, und es denselben verboten ist sich an gewissen Orten blicken zu lassen oder Abends zu gewissen Stunden außer dem Hause zu seyn. An jeder Straßenecke sieht man einen Polizeisoldaten Wache stehen, deren hier 900 Mann im Dienste. Allnächtlich befinden sich 200 auf den Beinen. Man hat die schlagendsten Beispiele dafür anzuführen, mit welch unglaublicher Dreistigkeit die öffentliche Gewalt von dem Mailänder Pöbel verhöhnt wird, und in gewissen Ständen soll die vorherrschende Stimmung eine solche seyn, daß eine gegen die Deutschen gerichtete neue sicilianische Vesper gelegentlich nichts Unmögliches wäre. Das gemeine Volk ist eben so unbändig und räuberisch als der hohe Adel trotzig und unversöhnlich. Mehrere der größten, ältesten und reichsten Familien sollen noch niemals in einer Gesellschaft erschienen seyn, wo sich ein Oesterreicher zeigen könnte. Die Stellung aller öffentlichen österreichischen Behörden ist deßhalb in Mailand eine äußerst schwierige und die Regierung thut wohl daran, so sorgfältig als es geschieht bei der Wahl ihrer Beamten zu verfahren. Ein hoher Staatsdiener machte mir darüber manche vertrauliche Mittheilung und sagte endlich ganz im Zorn: Sie können mir glauben, es sind nur diese *infamen* Priester, die uns im Verborgenen das Leben so schwer machen und das Volk auf alle Art und Weise aufhetzen! — Und solche

Umstände öffnen den katholischen Mächten Deutschlands nicht die Augen und irren sie nicht auf dem Wege ihrer römischen Politik?

Ich habe es mir bis zuletzt aufgespart, von Alessandro Manzoni zu sprechen, wenn dies gleich meinem Herzen das nächste gewesen wäre und Mailand mir kein höheres Interesse als das an seiner Person darbot. Daß ich Manzoni's Meisterwerk i Promessi Sposi zweimal übersetzt, hatte mich schon aus der Ferne in eine gewisse Verbindung mit ihm gebracht, welcher denn auch gegenseitige von einem Dritten vermittelte Freundlichkeiten folgten.

Ich meldete mich vier Wochen vor meiner Ankunft in Mailand brieflich bei Manzoni an und erhielt in den zuvorkommendsten Ausdrücken die Antwort, daß er mich erwarte.

Ich eilte, kaum daß ich den Reisestaub von meinen Füßen geschüttelt hatte, in seine Wohnung in der engen Contrade del moron Nr. 1171 unweit San Paolo.

Manzoni hat daselbst sein eigenes stattliches Haus oder seinen Pallast, und bewohnt die nach dem Garten zu gelegenen Zimmer, seine Gemahlin das obere, er das Erdgeschoß. Er kam mir oben, durch eine Reihe von fünf Zimmern, entgegen und empfing mich auf das Freundlichste. Wir sprachen abwechselnd französisch oder italienisch.

Man hat im Publikum, so viel ich weiß, von

Manzoni nur das eine von Blanchard in Stahl gestochene Portrait, welches einer der neuesten in Paris erschienen Ausgaben der Promessi Sposi als Titelblatt dient. Dasselbe ist nicht ohne Aehnlichkeit, aber wenigstens um 20 Jahre jünger gezeichnet.

Manzoni ist von Gestalt untersetzt, mager und nicht schön gewachsen, sein Hals kurz, sein Haar und Backenbart grau, seine Züge leidend und blaß, oft von einem nervösen Zucken überflogen, bei dem seine Augen momentan etwas Stieres bekommen und die Unterlippe beinahe verschwindet; seine schmale Stirn soll die Kante besitzen, welche die Phrenologen das Organ der Musik nennen; sein Auge ist lichtbraun, die breiten Augenlieder geröthet, sein ganzes Aussehen seinem Alter von 62 Jahren angemessen.

Manzoni spricht fließend das Französische wie seine Muttersprache, lebhaft, mit Gefühl und oft von dem Gegenstande hingerissen; nur hat er nicht selten ein gewisses, wohl nervöses Hinderniß im Sprechen zu bekämpfen, das ihn fast halbe Minuten lang abhält, über eine Sylbe hinauszukommen. Der Ausdruck seines Wesens ist höchst fein, zart und wohlwollend, voll der mildesten Innigkeit.

Manzoni lebt einsam und zurückgezogen, nur für seine Familie und wenige Freunde, ist sehr kränklich und mag in seinem Leben viel Kummer erduldet haben. Den Winter über hält er sich in Mailand auf, im

Sommer auf seinem Landgute, ich glaube Brusiglio, in der Nähe von Monza.

Seine verstorbene erste Gemahlin hatte ihm acht Kinder hinterlassen, von denen, so viel ich weiß, ebenfalls einige gestorben sind. Seinen ältesten Sohn lernte ich bei ihm kennen. Er mag einige dreißig Jahre alt seyn und beschäftigt sich viel mit celtischen Sprachstudien. Seine zweite Gemahlin, Wittwe des Grafen Stampa, geborene Baroni, ist eine sehr liebenswürdige Erscheinung, still und naiv. Sie war soeben von einer lebensgefährlichen Krankheit genesen. In Manzoni's Familie scheint ein herzliches liebevolles Verhältniß vorzuwalten, und er lebt auch in sehr günstigen Vermögensumständen. Auf einigen Nachdrücken seiner Werke wird er Graf genannt, ich weiß nicht, ob ihm dieser Titel zukommt. Aus einer edlen Mailänder Familie ist er jedenfalls.

Der bekannte Mailänder Maler Hayez, von dem ich seither nur schlechte historische Bilder gesehen hatte, hat Manzoni's lebensgroßes Kniestück in Oel gemalt. Manzoni sagte mir davon mit dem Zusatze, es sey eines der besten Bildnisse der ganzen neueren Zeit. Er zeigte es mir und ich fand, er habe nicht zu viel gesagt. Ich hatte nie ein vollendeteres Portrait gesehen, so unbeschreiblich geistig, wahr und mild war der Charakter aufgefaßt.

Unsere ersten Gespräche betrafen Politik und neuere

italienische Literatur. Wir stimmten darin durchaus überein.

Da ich nun eben erst in Venedig dessen reiche Geschichte studirt hatte, fanden sich wiederholte Gelegenheiten, dahin abzuschweifen. „Ja," sagte Manzoni, „hätte Venedig in jener großen Zeit einen Fluß gehabt, auf dem es mit seinen Seeschiffen in das Land hineinfahren können, so unterwarf es sich und rettete Italien!"

Das Gespräch wendete sich auf Sprachstudien, besonders auf die verschiedenen Dialekte des Italienischen, mit denen er sich schon seit vielen Jahren gern oder meist beschäftigt hat, und ich erlaubte mir die Meinung auszusprechen, daß Italien, wenn es denn einmal nothwendigerweise eine geistige und politische Einheit erstreben müsse, dafür zunächst nichts zweckmäßigeres thun könne, als daß es seine Sprache einige, oder aus den reichen Schätzen seiner Dialekte das noch allzu beschränkte Gebiet der toskanischen Prosa erweitere und auf diese Weise die verschiedenen Volksstämme mit ihr versöhne.

Manzoni konnte um so weniger etwas wider die gegenwärtige Armuth des Toskanischen einwenden, als er selbst bereits so viel für dessen Bereicherung hatte thun müssen. Von so republikanischen Maßregeln als eine Berücksichtigung aller Dialekte wollte er aber nichts hören, und so wie seine Erziehung überhaupt eine französische gewesen seyn mag, auf

französische akademisch-monarchische Art die reine Herrschaft des Toskanischen ohne wesentliche Zugeständnisse an die Dialekte behaupten, die immer mehr und mehr unterdrückt werden müßten. Die Abstammung des lombardischen Volkes wie ihres Dialektes hält er für gallisch, wenn ihn gleich mein Einwand der häufigen Uebereinstimmung des milanesischen mit dem venetianischen in ihren Abweichungen vom toskanischen einigermaßen stutzig machte.

Ueber die deutsche Sprache gab er einen außerordentlichen Irrthum zu erkennen, indem er der Ansicht war, unsere Volksdialekte oder besser Accente, wie der schwäbische, sächsische, schlesische u. s. w. wichen so weit von einander ab, daß man sich darin, wie in den italienischen, nicht verständige und ich mußte ihm wiederholt aussprechen, daß dem nicht so sey, ehe er mir Glauben schenkte.

Manzoni's eigene Kenntniß des Deutschen ist gering und er sagte mir, daß er von Goethe nur Götz, Faust, Iphigenie, Tasso, Kunst und Alterthum und einige kleinere Sachen aus der späteren Zeit gelesen habe. Aus Schillers Maria Stuart las er mir ganz leidlich vor und übersetzte es richtig. Deutsche Prosa versteht er schwerer als deutsche Verse. Ich habe wenig Deutsch gelernt, sagte er, und viel vergessen.

Ueber Kunst fand ich Manzoni gerade so einsylbig als ich ihn von allen Seiten hatte schildern hören. Bei unserem zweiten Zusammenseyn war aber eine



seiner ersten Fragen die nach den religiösen Bewegungen Deutschlands.

Ich erwiederte ihm lächelnd: „Ich will sehr gern mit Ihnen über religiöse Dinge sprechen. Sie müssen nur bedenken, daß ich durch und durch Protestant und Deutscher bin und also weder meinen confessionellen noch politischen Standpunkt verläugnen kann." „Es versteht sich von selbst," meinte er: „daß jeder unumwunden seine Meinung ausspricht."

Das Gespräch ward also eifrig und belebt genug, da ich seiner streng katholischen Ansicht meine schroff protestantische entgegen hielt. Er erklärte Luthers Erscheinung in der Welt für eines der beklagenswerthesten Mißgeschicke, da nur von Einem Hirten und von Einer Heerde Heil zu hoffen sey. Ich sprach mit Begeisterung für Luther als für einen der größten Männer und Charaktere aller Zeiten und Völker, bei dessen bloßer Nennung jedes deutsche Patriotenherz in freudigste Wallung kommen müsse. Und auf diese Weise drehte sich unser Gespräch eine Weile im Kreise unnützer Wortgefechte herum, bis ich ihm sagte, ich könne und wolle ihm nichts mehr entgegnen, da ich sehe, es schmerze ihn und ich meine Ueberzeugung nicht zu verläugnen im Stande sey. Habe ich ja schon in der Vorrede zur zweiten Auflage meiner Uebersetzung der Promessi Sposi ausgesprochen, wie der katholische Glaube schwerlich je schon so edel und groß in der Poesie vertreten worden sey als durch ihn, und also

genugsam bewiesen, daß ich seine Ansichten auch von dem schärfsten Gegensatze derselben aus zu schätzen wisse.

Er drückte mir die Hand und wir schwiegen über diesen Gegenstand, der mir nichtsdestoweniger so viel durch die ersichtlich gesteigerte Wärme, mit der er mich seitdem behandelte, bewies, daß er bei allem Glaubenseifer vorzugsweise eine ächte Dichternatur sey, der jede Art von Duldung eine Gewissenspflicht, und daß alle über ihn und seine religiösen Meinungen in das Publikum gedrungenen Mittheilungen Mißverständnisse zu nennen seyen.

Ueber die Verlobten ertheilte er mir mancherlei Aufschlüsse. Die Gegend bei Lecco, welche er darin so reizend geschildert hat, war seinem Gedächtniß aus seiner Jugendzeit eingeprägt, weil seine Eltern dort herum eine Villa besaßen. Als er die Verlobten schrieb, war er bereits so leidend, daß es ihm unmöglich geworden seyn würde, zum Behufe von Landschaftsstudien in der freien Natur umherzuschweifen, und so griff er in den Schatz seiner frühesten Erinnerungen, die seinen Skizzen vielleicht eine weit höhere Frische und Innigkeit einhauchten, als alle neueren Beobachtungen hätten thun können.

Ich hatte unter anderem gehört, daß man bei Lecco nicht nur die Ruinen des Castells des Don Rodrigo, sondern auf einer Anhöhe unweit Olginate am linken Ufer der Adda und über der Einsiedelei

des heiligen Girolamo die der Burg des Ungenannten zeige und fragte Manzoni: ob es mit der Oertlichkeit des letzteren seine Richtigkeit habe? Er versetzte, dem sey nicht so. Der Ungenannte sey natürlich für ihn kein Unbekannter, da man wisse, daß er ein Visconti gewesen. Er habe sich aber um so mehr der kleinen poetischen Freiheit bedient, ihn in ein mystisches Dunkel zu hüllen, als des Visconti Schloß in einer andern Gegend, ich glaube am Gardasee, gelegen sey, den er in der Scenerie der Promessi Sposi nicht habe brauchen können.

Als ich zum letztenmale bei Manzoni war und von ihm Abschied nahm, sagte ich: „Wir sind in einer falschen Stellung zu einander. Ich liebe und verehre Sie von ganzer Seele, da ich Sie so gut wie irgend ein Mensch kenne und Ihren Roman fast Wort für Wort auswendig weiß, und Sie wissen von mir beinahe so viel wie nichts, um sich für mich zu interessiren.“ —

„O, nein,“ sagte Manzoni mit einem herzlichen Händedruck; „ich weiß aus unsern Unterredungen genug von Ihnen, um Sie ebenfalls zu schätzen und zu lieben.“ Er schenkte mir die Prachtausgabe seiner Promessi Sposi und schrieb die freundlichen Worte hinein: Al Signor Barone Odoardo di Bülow questi poveri Sposi già suoi e tanto onorevolmente per loro, offre, con alta stima, e con cordiale riconoscenza l'autore.

Damit beschloß sich eine der liebsten Erinnerungen meines Lebens. Möge es mir vergönnt seyn, dem edlen großen Manne noch einmal wieder zu nahen. Seine letzten Worte an mich waren Grüße für Ludwig Tieck, Alexander von Humboldt und Friedrich von Raumer.

Meine Reiseskizzen müssen hier einen Sprung über eine ganze Regenwoche machen, in welcher das Wasser sich in Strömen vom Himmel ergoß. Meine Geduld im Ausharren konnte dasselbe nicht besiegen, denn meine Zeit drängte und ich mußte also auf meinen ursprünglichen Plan verzichten, mehrere Tage am See von Lecco zuzubringen, um die reiche Brianza und das Pian d'Erba, sowie vorzüglich Lecco, Pescarenico und die Scenerie der Promessi Sposi gründlich kennen zu lernen.

Ich beschloß auf dem kürzesten Wege, mit dem Dampfschiffe den Comer See hinauf zu fahren und die Fahrt über den Splügen zu wagen, welche erst seit wenigen Tagen in diesem Jahre eröffnet war.

Ich hatte nicht daran gedacht, mir einen leicht zu erlangenden Erlaubnißschein zu Besichtigung der eisernen Krone im Dome von Monza aus Mailand mitzubringen; einer meiner Reisegesellschafter hatte es aber gethan und war so freundlich ihn auf mich mit übertragen zu lassen.

Man zeigte uns erst allerlei curiose Erinnerungen an die Königin Theodolinde, und ließ uns einen

Augenblick warten, bis die Domherren, die eben ihr Kapitel halten wollten, im großen Ornate in die unterirdische Kirche abgezogen waren.

Alsdann kam ein Priester im Ornate mit zwei gleichfalls aufgeschmückten Meßnern, betete, räucherte und machte allerhand Umstände. Einer der Meßner schleppte eine Leiter herzu und stieg an einem Nebenaltare empor. Er schloß ihn auf und ließ ein schweres Crucifix herab. Es wurde vor uns aufgestellt, abermals geräuchert und gebetet, eine Hülle abgezogen, und so sahen wir im Mittelpunkte des Crucifixes einen freien in Krystall gefaßten Zwischenraum. Darin hing der einfache geschmackvolle goldene Reif einer Krone, der mit einem schmalen eisernen gefüttert und mit Edelsteinen verziert war. Der eiserne war aus einem Nagel vom Kreuze Christi gemacht, den Theodolinde aus Konstantinopel erhalten hatte. Inmitten der Krone hängt ein Fläschchen mit einem Stücke Schwamm von der Kreuzigung. In dem einen Kreuzflügel, gleichfalls unter Glas, ein Stück Holz vom Kreuze, im andern ein Dorn aus der Dornenkrone, über der Krone ein Steinchen von der Säule, an der Christus gegeißelt ward. Daß man sich nicht schämt, mit dem Heiligen solchen Kinderspott zu treiben!

Zu meinen Reisegesellschaftern nach Como gehörte ein feister Priester, der, nachdem er es lange vergebens versucht hatte, eine Unterredung mit mir anzuknüpfen, meine Abneigung dennoch zu besiegen

wußte und so unumwunden und erbittert auf die österreichische Regierung schimpfte und schmähte, als ob eine offene Umwälzung der Dinge vor der Thüre stände. Ich hätte beinahe den Verdacht gehabt, er sey ein Spion, wenn ich nicht alsbald an meinen Mailänder Bekannten gedacht und hier die Nutzanwendung auf sein Urtheil über die Priester empfangen hätte.

Ich führte ihn mit meiner Erfahrung wegen Napoleons Statue unter den Heiligen auf das Eis. Er erwiederte aber unbefangen, darin liege gar nichts Verwunderliches. Ein Heiliger sey bei ihnen nichts als ein Ehrenmann, der viel für die Armen gethan habe und diese beiden Bedingungen träfen bei Napoleon ein. Ich wollte ihn immer fragen, was sein Erzbischof wohl zu einer so aufgeklärten Erklärung des Begriffes von einem Heiligen sagen würde?

Wir kamen gegen Nacht unter warmen Regengüssen in Como an und die Lichter der vielen Landhäuser um uns, die Legionen Glühwürmer über und unter uns, die frische duftende Vegetation und uralten Laubbäume, in geheimnißvolle Nachtschatten gehüllt, gaben der feuchten Scene etwas wahrhaft Feenhaftes.

Noch auf dem Dampfschiffe am andern Morgen änderte ich, des Unwetters wegen, das auf den Alpen natürlich eben so viel Schnee als an ihrem Fuße Regen warf, aufs neue meinen Reiseplan und erkannte für das Beste, nicht unmittelbar über den Splügen

zu gehen. Der Punkt, an welchem die drei Arme des Sees zusammentreffen, war mir als der schönste genannt worden und hier wollte ich besseres Wetter abwarten. Ich war nach der Cadenabbia an das Gasthaus Brentano empfohlen und ließ mich davor aussetzen.

In dem Momente der Landung des kleinen mit Menschen und Gepäck überladenen Bootes culminirte die Wuth der Elemente. Unter Blitz und Donner, Sturm und Regen, gegen die wir keinen Schutz und Schirm hatten, drohte der kleine Nachen umzuschlagen. Nach Tische hellte es sich ein wenig für ein paar Stunden auf und benutzte ich meine Zeit dazu, die hundert Schritt von dem Gasthaus entfernte Villa Sommariva, jetzt der Prinzessin Albrecht von Preußen gehörig, in Augenschein zu nehmen, die einen sehr schön terrassirten Garten und unter ihren Kunstsachen zwei sehr schöne Bilder hat. Das eine derselben ist, wie ich glaube, von Luini, das andere ein interessantes Portrait Kaiser Karls V. von Tizian, der ihm wahrlich nicht geschmeichelt, die ängstlichen, peinlichen Züge, die er ihm geliehen, aber eben so wenig aus der Luft gegriffen hat, da des großen Regenten undeutsche, mißtrauische Politik sie wohl bewährte. Im Erdgeschosse der Villa befindet sich Thorwaldsens Alexanderzug, der einen großen Ruf besitzt; aber vielleicht, wenn es noch nicht zu früh es auszusprechen ist, wohl einigermaßen überschätzt

werden möchte, und eine warme, liebliche Gruppe von Canova, Amor und Psyche, in welcher Amor, die Hand auf ihren Brüsten, sich über die liegende Psyche beugt, die seinen Kopf verlangend auf ihre Lippen drückt.

Am nächsten Morgen erwachte ich mit Freude und Erstaunen bei dem sonnigsten, wärmsten Wetter, und erkannte, daß mich gute Geister hierher geleitet hatten. Ich benutzte die ersten Frühstunden zu kleinen Spaziergängen rechts und links am See hin nach Tremezzo und Menagio. Die Ufer sind fast ununterbrochen mit Ortschaften und architektonisch sehr unschönen, modernen Villen bebaut und werden von den Alpen so eng begrenzt, daß nur an einigen Stellen schmale Hügelrücken mit Wein und Gärten davor Raum haben. Ich wollte von allen Villen in der Nähe nur die anerkannt schönste des Duca Serbelloni auf der Landzunge besuchen, welche den See von Lecco von dem von Como trennt, nahm ein Boot und durchschnitt in etwa einer Stunde Zeit den See. Bei Bellagio landend, stieg ich durch den Garten zu dem Hause empor, das vor Zeiten ein Castell gewesen seyn mag.

Die Aussicht von dem terrassenförmigen Felsengarten ist über alle Beschreibung schön und wunderbar. Man erblickt nach jeder der drei Seiten hin einen See, von Alpenalleen eingefaßt, deren Spitzen noch mit Schnee bedeckt waren; den See von Como,

mit unzähligen Villen, Ortschaften und grünenden Vorhügeln; den von Lecco, fast ohne irgend ein Dorf oder Haus, tief einsam, zwischen den herrlichsten Alpen, aus denen der sägenförmige Resegone, den die Leser der **Promessi Sposi** kennen, scharf hervortritt; den See von Colico endlich, beiden gegenüber, der die Mitte zwischen beiden Charakteren hält.

Die Vegetation rings um die Villa scheint eine um viele Grade südlichere zu seyn: Cypressen, Lorbeer, Granat-, Maulbeerbäume, Oliven-, Pinien-, Obstbäume, Laub- und Nadelhölzer aller Art, wachsen hier von Wein umzogen und von Rosengebüschen umblüht. Daneben erblickt man eben so frei, im Boden wurzelnd Palmen, Caktus, Aloë, mit Früchten überladene Orangen und Citronen, die im Winter mit Glashäusern überbaut werden. Felsenstücke gruppiren sich mitten hinein und die abenteuerlichsten Grotten eröffnen sich bei jedem Schritte. Eine dieser Grotten hat drei Ausgänge und läßt im Mittelpunkte durch jeden derselben einen See gewahren. Man ist wie bezaubert und meint, von dem Geisblatt und Orangendufte betäubt, in Afrika zu seyn.

Im tiefen Grunde wogt, glänzt, zittert und brandet sich mit seinem blauen Widerscheine der dunkelgrüne See. Wolken ziehen darüber an halber Alpenhöhe hin, hoch über sie empor ragen die Schneegipfel, gen Norden der hohe Legnone und das Splügengebirge über alles.

Ich fuhr von Bellagio nach dem alten Neste Verenna, wegen der Felsengallerie, durch welche die immer dicht an diesem Ufer hinlaufende Straße von Como über Lecco nach Colico führt und freute mich unterwegs an dem kleinen Orte Fiume-latte, der seinen Namen mit Naturschrift über sich eingegraben hat. Von halber Alpenhöhe herab, wo er plötzlich aus dem Felsen bricht, stürzt sich fast senkrecht auf den Ort ein Alpenbach hernieder, den der Fall zu weißem Wasserstaub oder Schaum zerdrückt und für den Namen Fiume-latte, Milchbach vorbereitet. Das Wasser versiegt alljährlich im September und kehrt erst im darauf folgenden März zurück.

Im Ganzen finde ich den Comersee unvergleichlich groß und entzückend als Naturschauspiel; er ist nur nicht zum Bewohnen eingerichtet, da es ihm an mannigfacheren Spaziergängen fehlt und seine erhabenen Alpen allzuwenig um- und zugänglich sind. Man weiß nicht recht, was man mit ihnen anfangen soll und wünscht sich der Witterung, ja selbst des Ansehens halb, ihre etwas entferntere Bekanntschaft.

Es ergeht unserer Alltäglichkeit, wie ich meine, moralisch und physisch in der Regel mit dem Allergrößesten so!

Bei noch nicht sicherem, aber leidlichem Wetter fuhr ich endlich mit dem Dampfschiffe bis Colico, das in einem herrlichen Alpenkessel liegt und ohne Zweifel bald der besuchteste Punkt des Comersees

werden würde, wenn die Malaria hier nicht so stark herrschte, daß in den schlimmsten Monaten selbst die Bewohner des Ortes die Nächte in der Nachbarschaft zubringen.

Von Colico gelangt man in wenigen Stunden nach dem wunderlichen Alpenneste Chiavenna, oder Cleven, das so furchtbar dicht von den Urbergen umzingelt ist, daß man darin nicht frei aufathmen kann. Ich glaube man könnte über diese Beängstigung, wenn man immer hier wohnen müßte, rasend werden. Ich war in dem sehr unbehaglichen und unbilligen Gasthause abgestiegen, das zugleich die Post ist und einem Deutschen Namens Conradi gehört. Inmitten des Ortes hat man eine der überraschend reizendsten Aussichten von der Brücke der Lira auf und nieder über die Alpen und den schäumenden Bach.

Der Weg nach dem Splügen, den ich nächsten Tages antrat, geht, fast von dem Gasthause aus, ununterbrochen etwa zehn Stunden in die Höhe.

Zuerst sind die wilden Schluchten und Thäler mit uralten Maronenbäumen besetzt, zwischen denen riesige Felsblöcke liegen. Die Lira schäumt daran nieder und die Rückblicke nach Chiavenna werden immer malerischer und erhabener.

Es hatte nicht lange gedauert, so war unser Wagen von Bettelkindern begleitet, deren Zahl reißend schnell anwuchs. Zuerst suchte ich sie zu befriedigen; da ich aber einsah, daß es nicht bei allen möglich war,

warf ich anstatt Geld die süßduftenden Alpenblumen, welche die kleinen Mädchen zu dem einen Schlage hereinwarfen, durch den andern ihnen wieder zu. Sie ließen sich nur einen Augenblick davon stutzig machen. Alsdann begriffen sie den Scherz, auf den sie eingingen und nun hub unter Jauchzen und Jagen eine wahre Blumenschlacht an, der es sich gewiß ganz anmuthig zugesehen hätte. Sobald die muthwillige Gesellschaft in die Nähe der Kapelle gekommen war, zu welcher sie an diesem Himmelfahrtstage wanderte, verließen sie uns allmählig wieder.

Unterdessen wurden die Maronenbäume mit ihren dicken, eichenhaften Aesten immer kleiner, Tannen begannen höher hinauf und man rückte dem Schnee näher.

Diese Region war die recht eigentliche der Alpenblumen und ich pflückte einen Strauß so wunderzarter und lieblicher wie ich noch in keinem Garten oder einer Weltgegend habe blühen sehen. Ein herrlicher Wasserfall stürzte von einer der höchsten Alpenwände senkrecht als Staub in die Tiefe, Fall folgte rasch auf Fall und das unterbrochene Donnern des Baches klang wie Waldesrauschen.

Am Ende wuchs und gedieh gar nichts weiter um uns und gab es nur noch Schnee und Alpen weit und breit. Auch die Felsen verschwanden und der bloße Schnee bildete Berge, Schluchten, senkrecht ausgehauene Wände, die wie Thürme aufragten.



Die Axen unseres Wagens stießen zu beiden Seiten an, die aufgethauten Löcher des Weges wurden so tief, daß der Wagen hätte jeden Augenblick, wenn die nahen Wände es zugelassen, umstürzen müssen. Ich erwartete bestimmt über lang oder kurz unsere Axe brechen zu sehen. Kam dann Schneesturm dazu, so waren wir desto wahrscheinlicher verloren, als unser Kutscher aus Geiz oder Nachlässigkeit keine Vorspannpferde bekommen konnte und den schwer bepackten Wagen mit denselben zwei erschöpften Pferden über den ganzen Splügen schaffte.

Es wurde immer schauriger und ich merkte, daß ein Uebergang über die Alpen zu jeder andern Zeit als den paar Sommermonaten kein Kinderspaß zu nennen ist. Schneeberg drohte über Schneeberg, Abgrund gähnte ungeschirmt an Abgrund, der Schnee leuchtete vor Alter grün wie Gletscher, und Wolken, Sonnenschein, Schnee, Alpen mischte sich alles in Eins durcheinander. Am trostlosesten war es bei der Mauth, kurz vor der Höhe, weil sich dort auch gemeine Langweiligkeit und Menschen zu den Schrecken der Natur gesellten.

Nach langer banger Spannung ging es endlich bergab in die Schweiz hinein und kamen wir allmählig durch bewohnbare Regionen nach dem noch ziemlich hoch gelegenen Dorfe Splügen, wo wir übernachteten.

Der Weg von Splügen bis Thusis folgt unauf-

hörlich dem grünen Hinterrheine, in dem sich gleichfalls Fall an Fall drängte, und das ganze Wasser vielmehr zu Schaum schlägt. Regenbogen wurden über den Rofler Fall geweht.

In der Via mala, durch das Trou perdu wollte die Alpenwelt den menschlichen Geist mit Staatsstreichen der Natur bewältigen. Die ungeheuren Spalten, durch die man den Rhein, in bodenloser Tiefe unter sich, nur noch wie ein silbernes oder krystallenes Band glänzen sah, hatten etwas Höllenhaftes.

Wie man tiefer kam, gab es wieder Laub- und Tannenwälder und Nußgärten, die diesseits die Stelle der jenseitigen Maronen vertreten.

Das freundlich inmitten grüner Wiesen gelegene Thusis war in einem Jahre zweimal durch die Elemente des Wassers und Feuers zerstört worden und dürfte vor dem ersteren niemals Ruhe finden, da der böse Nolla es fast alle Jahre überschwemmt.

Dieser wildeste aller Wildbäche stürzt sich hier in den Rhein und färbt denselben bis zu seinem Einflusse in den Bodensee kohlschwarz.

Bei dem schönen Reichenau, wo Louis Philipp eine Zeitlang als Lehrer verborgen lebte, verbinden sich der Hinter- und Vorderrhein.

Das weite Rheinthal, in dem man bis Chur fährt, bleibt immer schön, und behaglich romantisch, die Alpen drücken nicht mehr allzunahe und die



unabsehbaren mit vereinzeltem Gebüsch bewachsenen Wiesen mit ihren duftig blauen Bergfernen erfrischen das Auge wie ein stilles Mährchen den Geist. Unter dem hohen Galantaberg sah ich das mit dem Felssturze bedrohte Felsberg liegen, eine Schicksalstragödie der Natur, worin eine Alpe als Ahnfrau nicht von der Bühne weicht.

Auf einem Wiesenplane bei einer wie eine Einsiedelei gelegenen Kaserne exercirte eine Handvoll Bündtner Militär, Mönche des neunzehnten Jahrhunderts.

Ich wäre gern von Ragaz aus nach Pfäffers und über den Wallenstädter und Züricher See nach Zürich und Schaffhausen gegangen; allein meine Kraft zu sehen, zu beobachten, zu genießen war erschöpft.

Auf dem anmuthigen Wege durch den Kanton St. Gallen hat man immerdar die majestätischen Vorarlberger Alpen zur Seite.

Vor Rorschach sah ich in dem Dorfe St. Margarethen das lieblichste Schweizer Idyll. Zwischen Obst- und Nußbaumwäldern und üppigen Wiesen, die idealsten Schweizerhäuschen vereinzelt, vor deren Thüren hübsche Mädchen in Rahmen stickten.

Ich fand den mit Dampfschiffen vielbelebten Bodensee über meine Erwartung groß und imposant und er darf gewiß für den König aller deutschen Landseen gelten.

Es ist nur unbegreiflich, daß die Menschen trotz

des Verkehrs und der vorherrschenden Liberalität, in allen die Fremden betreffenden Einrichtungen um ein Vierteljahrhundert zurück geblieben sind. Keine Schweizer Pensionen, keine behaglich eingerichtete Wohnungen! Der Fremdenzug geht freilich noch nicht so stark wie anderwärts hierher, desto mehr sollte man aber dafür thun, ihn heranzuziehen.

Welches Elend für Deutschland die vielen kleinen Länder sind, springt am Bodensee recht in die Augen. Wäre Deutschland Ein Reich wie Frankreich oder England, so würde schon längst ein so wichtiger Punkt seiner Grenze zu einem Mittelpunkte des Verkehrs in jedem Sinne geworden seyn. So vernichtet die Verschiedenheit der Herren das Wohl des ganzen Landgebietes und Baden, Württemberg, Bayern, Oesterreich, jedes will hier seinen erbeigenthümlichen Mittelpunkt stiften. Am erschreckendsten zeigt sich diese politische Engherzigkeit in den beschlossenen Eisenbahnen. Bayern baut nach Lindau, Baden nach Constanz, Württemberg nach Friedrichshafen!

Wann werden die deutschen Regierungen erst einmal vollkommen begreifen, daß nur die platteste Befangenheit behaupten kann, es gebe im höchsten Sinne ein Sonderinteresse für das eine oder andere Land. Es gibt in allen Dingen nur ein einziges Heil für das ganze Vaterland!

Das alte Constanz ist hübsch, behaglich, frei; wiewohl gar zu klein und geistig arm. Auch bietet



die zu wenig concentrirte Schönheit der Natur nicht genug Entschädigungen für diesen Mangel.

Den ehrwürdigen Bischof Wessenberg war ich so glücklich kennen zu lernen und fand ihn noch immer thätig, die Aufklärung des Volkes durch kleine Schriften zu fördern.

Er ist klein von Gestalt, hager, etwas gebückt und wohl schon hoch in den siebziger Jahren. In seinem Wesen ist er klar, scharf, freisinnig, vielleicht auch etwas lauernd und befangen. Was ihm fehlt mag wohl das Durchdringende seyn.

Wir scherzten über die allerneueste Forderung, die ganze deutsche Poesie solle politisch werden und er meinte sehr witzig: die Politik thäte besser, sie würde poetischer.

Von der Constanzer Umgegend konnte ich nichts als das alte Schloß Gottlieben am Rhein sehen, welches ein Bischof Eberhard von Constanz im Mittelalter erbaut und Prinz Louis Napoleon wieder hergestellt hat. Die Räume und Bauart des ganzen Hauses sind im reinsten deutschen Geschmacke würdevoll und behaglich und es ist unbegreiflich, wie man dieses edle Denkmal der Vergangenheit mit der Kalkfarbe moderner Eleganz in der inneren Einrichtung übertünchen konnte. Das wahrhaft Vornehme, wodurch man dem Volke imponirt, ist allein das Edle, Einfache, Menschliche und keineswegs das Elegante, Prunkvolle, Kostspielige!

In Gottlieben kommt noch zu dem Uebelstande

solcher Eleganz das Unheimliche der gemeinen, seelenlosen Napoleonidengesichter, die allenthalben an den Wänden hangen.

In Constanz erschrak ich, wenn gleich genugsam darauf vorbereitet, über die Infamie, womit man Huß behandelt hatte. Da das Gebäude, in welchem sich sein Kerker befunden, in Privathände übergegangen und zu einer Fabrik umgewandelt worden war, hatte man von Amtswegen den Kerker im Nebensaale des Concils auf dem alten Kaufhause nachgebildet und sogar die alte Thüre darin eingefugt. Der Kerker war nicht größer als ein Hundestall, ohne Licht und Luft.

Der Dom macht einen guten Eindruck, eine offene Halle daneben hat in der Steinarbeit der Bogen die größten architektonischen Schönheiten.

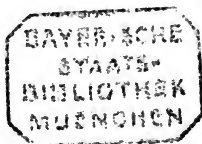
In dem Kaufhause hängen die Bilder des Papstes und Kaisers, des Huß und Hieronymus von Prag friedlich neben einander. Rings umher standen ein paar hundert Gypsbüsten von Ronge in den Fensterbrüstungen!

Ich sprach von diesem komischen Spiele des Zufalls an der Wirthstafel, die meist mit einheimischen Stammgästen, würdigen und angesehenen Beamten besetzt war, und siehe da begab sich etwas beinahe noch Komischeres. Ein durchreisender katholischer Altpreuße vertrat in dem katholischen Lande den römischen Fanatismus, derweil ihm sämmtliche Einhei-

mische einstimmig und eifrigst widersprachen. Er schimpfte, durch den unerwarteten Widerstand gereizt, auf den Deutschkatholicismus, und die ganze Tischgesellschaft sprach ihm die Entrüstung der ächten Duldsamkeit dagegen aus und verrieth entschiedene Neigung zu dem Princip der Sache.

Ich nehme an Wirthstafeln nicht gern Partei und stellte zuletzt eine Art von Waffenstillstand mit der Bemerkung her, daß man wohl gerade eine solche Sache am sichersten sich selbst durch ihren Erfolg richten lasse. Komme die gegenwärtige religiöse Bewegung von Gott, so werde sie gedeihen, als bloßes Menschenwerk dagegen bald vorübergehen.

Ich schließe hiermit meine Reiseskizzen, da ich von Constanz über Tübingen, Stuttgart, Nürnberg, ohne weitere Erlebnisse oder Beobachtungen nach Hause eilte.



Nachwort.

Der geneigte Leser empfing in diesem dritten Band meiner Novellen, mit deren letzten Vier, zugleich meine italienischen Reiseskizzen, und wolle den also gegen den Titel des Buches begangenen Verstoß entschuldigen.

Meine Beweggründe dazu waren erstens der Umstand, daß gerade diese vier letzten Novellen einen vorzugsweise düsteren Charakter an sich tragen, den es mir darauf ankam, durch das beigemischte heitere Element zu färben, und zweitens, außer der Verwandtschaft der Schilderungen, — das Bedenken, es möge vielleicht mehr als einem Leser, dem diese sechzehn Novellen so glücklich waren, Antheil an dem Verfasser abzugewinnen, nicht unwillkommen seyn, aus der Maske vereinzelter Confessionen, auch seine eigentliche Persönlichkeit hervortreten zu sehen.

Es schließt sich mit dieser Sammlung von Novellen eine Periode meiner poetischen Produktivität ab, und wenn ich auch nichts weniger als ein Anderer geworden bin, dürfte dieselbe doch künftig von einer andern Entwicklungsstufe ausgehen.

Meine Novellen haben mir viele Freunde und von so vielen Seiten Dank und Lob erworben, daß ich, die buchhändlerischen Erfolge in der Ungunst des Augenblickes mitgerechnet, allerdings annehmen darf, mit ihnen auf die Gegenwart gewirkt zu haben.

Nichtsdestoweniger hat mich die deutsche Journalistik oder Kritik bisher beinahe völlig ignorirt und mir also nach ihrem besten Wissen das Schlimmste angethan, vermöge dessen das lese- oder kauflustige Publikum oft nicht einmal das Daseyn eines so stillschweigend verurtheilten Buches erfährt.

Hat man doch neuerlich sogar in berühmten Zeitungsanstalten den härtesten Tadel, politisch oder literarisch, also anzuwenden gelernt, daß er dem Befreundeten, welchen er scheinbar trifft, entweder zu entschiedenem Vortheile gereicht, oder erst recht die öffentliche Aufmerksamkeit zuwendet!

Ich weiß nicht was mir eine so ersichtliche Anfeindung zugezogen hat, da ich mir mit Bewußtseyn oder Willen niemals literarische Feinde gemacht: es freilich aber eben so wenig der Würde eines Schriftstellers angemessen befunden habe, mich Cliquen, Parteien oder Verbrüderungen anzuschließen.

Die Auslegung, daß meine Schriften allzugering seyen, um zur Literatur gerechnet oder kritisch ausführlich besprochen zu werden, läßt mir die Ruhe des Selbstbewußtseyns nicht zu.

Eben so wenig könnte mich der Vorwurf treffen,

daß ich der großen, edlen, deutschen Volksbewegung unserer Zeit nicht mit voller Ueberzeugung oder Hingebung gefolgt wäre. Meine Schriften, wie die Unabhängigkeit meines bürgerlichen Lebens legen den gültigsten Beweis vom Gegentheile ab.

Ich irre mich also schwerlich in dem Glauben, daß die Ursache der gewissen Verfehmung meiner Schriften, von Seiten der Journalistik, in meiner Eigenschaft als sogenannter romantischer Poet zu suchen ist.

Hiebei nun von mir ganz abgesehen — ist es in jenen Regionen seltsamerweise zugleich Mode geworden, die ächten Dichter unter den älteren Romantikern zu schmähen und ihre — wenn auch noch so talentvollen Afterpoeten unbillig hochzuverehren oder zu erheben. Sollte dies vielleicht daher rühren, daß der Uebertreiber oder Carikator im Allgemeinen weit leichter als der echte Meister zu Parteizwecken zu mißbrauchen ist? Oder kam es der hier zu erwähnenden Partei nur darauf an, jede lebende Autorität zu stürzen, um der Anarchie in der Literatur freien Spielraum zu bereiten?

Wie lange dieser gegenwärtige Terrorismus der Camaraderie noch anhalten wird, läßt sich wohl eben so wenig vorausbestimmen, als man die Zukunft überhaupt pathologisch erräth. Jedenfalls wird ihm die Zeit ein seines Daseyns würdiges Ende bereiten und darauf auch wieder für die allgemeine Ueberzeugung Platz gewinnen, — die ich hier zugleich als

mein poetisches Glaubensbekenntniß ausspreche — daß es in der neuen Zeit, dem Gegensatze zu der alten Welt, keine romantische und klassische, sondern nur eine einige wahre oder romantische Poesie geben kann.

Nach deren Grundsätzen ist Shakespear der Größte, Goethe, durch seinen Götz und Werther bei uns der erste Romantiker, und daß Goethe später die natürliche Tochter oder die Wanderjahre, der Dichter der Räuber die Braut von Messina geschrieben hat, konnte dem Einen und dem Andern eben so wenig den Namen eines Romantikers rauben, als man ihn etwa Tieck nur darum geben mochte, weil er den Oktavian und die Genofeva gedichtet hatte, und weil seine Nachahmer auf dieser Seite sich so gerechten Spott und Tadel dafür zuzogen, daß sie den Weg der echten volksthümlichen Poesie verließen.

Shakespear, Goethe, Schiller und Tieck werden zu aller Zeit echt romantische Dichter seyn, und mit ihren besten Werken in der Wagschale der neuen oder romantischen Poesie, die der klassischen der alten Griechen aufwiegen. In diese hohe romantische Schule und nicht in jene von Mißwollenden willkürlich ersonnene werde denn auch ich, wie jeder andere redliche Jünger der Poesie immerdar mit Freuden gehen!

Druckfehler.

Seite	97	Zeile	6	von	unten	lies	sich	statt	sie
"	234	"	3	"	oben	"	abreiste	"	abgereist
"	351	"	5	"	"	"	Gnacchere	"	Guacchese
"	378	"	9	"	unten	"	eine	"	feine
"	381	"	7	"	oben	"	nur	"	und
"	384	"	13	"	"	"	Sanità	"	Sancta
"	400	"	6	"	unten	"	Este	"	der Esse
"	451	"	7	"	"	"	Paulus	"	Saulus.

Auf eben dieser Seite gehört die Note in den Text.

